

# ALLES GEHÖRT EUCH – IHR GEHÖRT CHRISTUS

Gemeindetag unter dem Wort  
25. Mai 1978, Stuttgart, Killesberg



»Schäden in Millionenhöhe. Rings um Stuttgart überschwemmte Straßen und Keller. Feuerwehr und Hilfsdienste pausenlos im Einsatz.«

Das stand 24 Stunden vor dem Gemeindetag unter dem Wort in den Stuttgarter Zeitungen. Ein großer Regen war niedergegangen. Einige sprachen von den heftigsten Regenfällen seit 30 Jahren. Andere vom Jahrhundert-Hochwasser.

Viele Beter lasen an diesem Tag im Losungsbüchlein das Wort: »Betet den an, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserbrunnen!«

Im Vorbereitungsbüro stand das Telefon nicht mehr still. Aus dem Neckartal, auch aus dem Remstal kamen Anrufe: »Wir können nicht kommen. Unsere Keller stehen unter Wasser!« Andere fragten: »Sind die Hallen geheizt?« Einige rieten: »Verlegt die Jugendversammlung ins Zirkuszelt auf dem Wasen!«

Die Rückfrage beim Gartenbauamt der Stadt Stuttgart war entmutigend: »Auch mit Gummistiefeln können Sie morgen unmöglich die Wiese im Tal der Rosen betreten.«

Und der Regen hielt an. Um 19 Uhr rief das Musikgeschäft an: »Wir haben unser Klavier wieder mitgenommen. Nur wenn eine Überdachung da ist, können wir morgen früh das Klavier aufstellen.«

Und dann schenkte uns Gott diesen Tag. Im Losungsbüchlein lasen wir für den 25. Mai: »Wenn ihr umkehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen.«

An diesem Gemeindetag 1978 hat Gott unmißverständlich demonstriert, daß solche Großtreffen nur unter seinem »Ja«, allein zu seiner Ehre durchgeführt werden können. Auch dieser Berichtsband soll von Menschen weg auf Jesus, den Herrn, weisen. Die Organisatoren erlebten das an vielen Punkten. Ich höre noch einen Polizeioffizier bei einer Lagebesprechung Wochen vorher: »Bei 25 000 Besuchern kommt der Verkehr rund um den Killesberg völlig zum Stillstand.« Alles mußte zur völligen Verkehrssperrung vorbereitet werden. An den Zufahrtstraßen zum Killesberg wurden große Umleitungsschilder vorbereitet.

Und dann kamen doppelt so viele Menschen zum Gemeindetag. Das Verkehrschaos blieb aus. Statt der maximal zu erwartenden 170 Sonderbusse wurden schon am Morgen 350 gezählt. »Noch nie wurden so viele Busse auf dem Killesberg abgefertigt«, sagte uns nachher der Polizeichef. Seine Männer hatten mit Blaulicht

die meisten dieser Busse vom Parkplatz beim Neckarstadion 4 km weit in Pulks zu 25 Bussen jeweils pünktlich zu den Abfahrtsplätzen am Killesberg geschleust.

Wir erlebten das aber auch beim Echo, das die Ankündigung des Gemeindetags überall in Deutschland fand. Die Veranstalter gaben keine Mark für Annoncen aus. Missionsblätter hefteten kostenlos den Prospekt zum Gemeindetag ihren Nachrichten bei. Schon vom Anfang des Jahres an begannen in vielen Orten die Vorbereitungen. Programme wurden bestellt und Arbeitshefte in Bibelstunden besprochen. Spenden wurden überwiesen. Oliver Kohler leitete mit ruhiger Hand und Übersicht den Einsatz der vielen ehrenamtlichen Packhelfer im Gemeindehaus der Ludwig-Hofacker-Gemeinde in Stuttgart.

Ohne dieses Heer von ehrenamtlichen Helfern wäre dieser Gemeindetag nicht durchzuführen gewesen. Allein am Gemeindetag waren 3000 beteiligt, ob als Sänger, Bläser, Ordner, an Büchertischen oder im Hintergrund. Sie trugen nicht nur ihre Fahrtunkosten selbst, sondern opferten auch noch nach ihrem Vermögen. Viele Redner und alle Konferenzleiter trugen ihre Unkosten selbst.

Wenigstens am Rande soll davon gesprochen werden, wie dieser Gemeindetag bis in seine innersten Strukturen hinein von der Basis der lebendigen Gemeinde getragen wurde.

Die Programmplanung des Gemeindetags 1978 lag in den Händen eines Vorbereitungskreises, dem 100 verantwortliche Christen aus Landeskirche, Freikirchen und Gemeinschaften angehörten. Alle Beschlüsse wurden einmütig gefaßt.

Manche wunderten sich, wie solch eine umfassende Organisation allein mit einem Minibüro durchgeführt werden konnte. Ich muß da an einen erfahrenen Stundenleiter im Schwarzwald zurückdenken, der mir vor Jahren das Funktionieren der »Pietistenpost« erklärte: »Bei uns ist es wie in Afrika. Wir brauchen für unsere Nachrichtenübermittlung weder Zeitungen noch Fernsehen. Nicht einmal Trommeln brauchen wir. Und doch erfährt jeder in kürzester Zeit, was los ist.«

Daß aber auch Fernsehen, Radio und Zeitungen von diesem Gemeindetag – weithin mit überraschendem Einfühlungsvermögen – berichteten, sei dennoch dankbar vermerkt. Auch dieses Buch soll dazu mithelfen, daß die Botschaft des Tages noch lange nachhallt.

Winrich Scheffbuch

Alles gehört euch – ihr gehört Christus



# Alles gehört euch - ihr gehört Christus

Ansprachen des 4. Gemeindetags unter dem Wort  
am 25. Mai 1978 auf dem Stuttgarter Killesberg

Herausgegeben im Auftrag  
des Ludwig-Hofacker-Kreises von  
WINRICH SCHEFFBUCH



BRUNNQUELL-VERLAG  
DER BIBEL- UND MISSIONS-STIFTUNG  
7430 METZINGEN

Anschriften der Herausgeber:

Ludwig-Hofacker-Vereinigung  
(Evang. Arbeitsgemeinschaft für Bibel und Bekenntnis),  
Saalstraße 6, 7015 Korntal-Münchingen

Winrich Scheffbuch, Pfarrer an der Ludwig-Hofacker-Kirche,  
Dobelstraße 14, 7000 Stuttgart 1

Die Vorträge wurden für den Druck gekürzt

© 1978 by

Brunnquell-Verlag der Bibel- und Missions-Stiftung 7430 Metzingen

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Chr. Killinger GmbH, Buch- und Offsetdruck, Reutlingen

Einband: Großbuchbinderei Heinrich Koch, Tübingen

Umschlagentwurf: Heinz Giebeler, Stuttgart 80

Printed in Germany

ISBN 3 7656 0218 3

Bildnachweis:

Arnold: Seite 130 unten; 131

Dannecker: Seite 134 unten

EBA-Kirschner: Seite 129 unten; 132 unten; 133

Lachmann: Seite 129 oben; 130 oben; 132 oben; 134 oben; 135; 136

# INHALT

## Im Leben von Tag zu Tag

»Lasset euch doch von niemand das Ziel verrücken!« Klaus Vollmer 7

## Alles gehört euch

Ermutigungen: Haus – Mann – Kind	Irmgard Weth	12
Ermutigungen: Ideen – Geld – Geschäftspartner	Emil Weber	14
Ermutigungen: Urlaub – Freude – Weite	Dieter Schüssler	16
Ermutigungen: Krankheit und Sorge	Günter Albrecht	18
»Du hast eine kleine Kraft«	Fritz Grünzweig	20
Jesus ist bei uns alle Tage	Karl Jud	23
»Verkündigt ihn!«	D. Helmut Claß	24
Zur Freiheit berufen	Günter Letsch	26

## In weltweiter Mission

Allen Völkern, bei allen Gelegenheiten, mit allen Möglichkeiten	Walter Tlach	28
Das Zeugnis der Mission im sozialen Dienst	Dr. Hans L. E. Grüber	33
Im Beruf	Dr. Kurt Scheffbuch	37
In der Verkündigung	Wolfgang Merdes	39
Bericht zur Lage der Weltmission	Bruno Herm	41
Dienst in der Mission durch Opfer	Daniel Herm	45
Der Dienst des Missionars heute	Gottfr. Osei-Mensah	46

## In der Evangelisation von Mann zu Mann

Eine Welt hungert nach Gott	Horst Marquardt	55
Neues Leben – keine christliche Propaganda	Bernhard Rebsch	61
Arbeiter werden gebraucht	Peter Schneider	65

## Im Pluralismus der Geistesmächte

Schwarmgeist heute	Sven Findeisen	70
Theologie des Zeitgeistes im Griff nach der Gemeinde	Dr. Joachim Heubach	75
Die okkulte Welle	Dr. Peter Beyerhaus	81

## In der Verantwortung der Erziehung

Ursprung und Ziel göttlicher Pädagogik	Paul Deitenbeck	89
Unsere Ängste im Umgang mit Menschen	Dr. Heinz Zindel	93
Zur Freude und Verantwortung helfen	Dr. Max König	99
Ratschläge für das Erzählen biblischer Geschichten	Edith Schlüter	101
In der Ausbildung junger Menschen	Kurt Feuerbacher	101
Eine Mutter und ihre Kinder	Beate Scheffbuch	102
Grenzen der Toleranz in der christlichen Erziehung	Christa Meves	103

## In den Belastungen der Familie

Die Familie als Schöpfung Gottes	Theo Sorg	112
Die gefährdete Familie	Werner Stoy	118
Die Familie im Blickwinkel junger Menschen	Georg Terner	123

Die durch Jesus erneuerte Familie	Theo Schnepel	125
In der kinderreichen Familie	Renate Eissler	127
Mit erwachsenen Kindern	Adolf Krimmer	137
Die Familie und das behinderte Kind	Ursula Hänsler	139
<b>In Einsamkeit und Gemeinschaft</b>		
»Niemand nimmt mich an!«	Jürgen Gemeinhardt	141
Der einsame Mensch – eine brennende Not unserer Tage	Kurt Heimbucher	143
Nicht verkriechen!	Helga Schöller	147
Gemeinsames Leben	Peter Lohmann	147
Keiner braucht allein zu sein!	Klaus Vollmer	148
<b>Im Dienst am kranken Menschen</b>		
Der leidende Mensch in der Begegnung mit Jesus	Dr. Fritz Laubach	151
Gottesdienst mit Behinderten	Ernst Fuhr	153
Der seelisch gestörte und gefährdete junge Mensch	Dr. Michiaki Horie	154
Abhängigkeit und Freiheit in der Diakonie	Erwin Rebel	158
<b>In der modernen Arbeitswelt</b>		
Begrüßungsgedicht	Heiner Digel	161
Unsere Berufswelt zwischen Vergötzung und Verketzerung	Helmut Wenzelmann	163
Passen Christen in die Arbeitswelt von heute?	Dr. Siegrfr. Buchholz	171
<b>In der Verantwortung für Staat und Öffentlichkeit</b>		
Die Herrschaft Gottes und die Herren der Welt	Kurt Hennig	177
Dienst für Gott in weltlichen Verpflichtungen	Helmut Matthies	187
Gottes Ruf in ein öffentliches Amt	Hermann Kupsch	192
Politische Verantwortung aus dem Glauben heraus	Erich Schneider	196
<b>Im Suchen nach Frieden und Gerechtigkeit</b>		
Christen als Salz und Licht der Welt	Dr. Gerhard Maier	200
Heil und Wohl in der gegenwärtigen Diskussion	Dr. Heiko Krimmer	207
Die Utopie des Marxismus und die christliche Hoffnung	Hans Eissler	210
Die »soziale« Botschaft der Propheten als Ruf zur Ordnung des Gottesverhältnisses	Reinhold Rückle	217
<b>In der Freiheit junger Menschen</b>		
Wem gehören wir?	Konrad Eissler	221
Wo gehören wir hin?	Rolf Woyke	226
<b>Schlußkundgebung</b>		
Uns gehört alles!	Paul Deitenbeck	229
Ihr gehört Christus	Rolf Scheffbuch	231

# Im Leben von Tag zu Tag

KLAUS VOLLMER

»Lasset euch doch von niemand das Ziel verrücken!«

Vor Jahren hatten wir eine Jugendwoche. Ein junger Mann kam zu mir. Er sagte: »Sie wollen, daß ich Christ werde. Ich werde aber kein Christ.« Ich fragte: »Warum wollen Sie denn nicht?« Da bricht's aus ihm heraus: »Mein Bruder ist schon einer. Der darf nicht mehr rauchen, der darf nicht mehr trinken . . .« Und dann ging die ganze Litanei los: »Man darf nicht, man darf nicht, man darf nicht!«

Was wäre das, wenn bei uns die Leuchtkraft des christlichen Glaubens durchbräche! Laßt euch doch von niemand das Ziel verrücken! So sagt das schon Paulus. Es soll niemand mit einem frommen Gehabe, mit einer besonders frommen Tour, mit Geboten oder Verboten beeindruckt werden! Leidenschaftlich ringt Paulus mit seiner Gemeinde in Kolossä. Er ringt so leidenschaftlich, daß man ihn fragen möchte: »Lieber Paulus, um was eigentlich regst du dich so schrecklich auf? Laß ihnen doch die paar Anstandsregeln! Laß ihnen doch das bißchen Gesetz aus dem Judentum! Das muß man doch respektieren!« Aber Paulus – das wissen wir aus allen seinen Briefen – ist mit ungeheurer Leidenschaft unterwegs, um die Sache des Evangeliums, und nichts sonst, zur Sprache zu bringen.

Dieser Paulus mit seiner Leidenschaft soll uns heute morgen zu drei Klärungen helfen. Darum wollen wir auf ihn hören, was er in Kolosser 2 sagt – ich möchte ein wenig frei übersetzen –: »Laßt euch von niemand das Ziel verrücken, von Leuten, die nach eigener Wahl einhergehen, die so tun, als wären sie demütig, hätten schon die Geistlichkeit der Engel, von der sie noch nie etwas gesehen haben und sind ohne Grund aufgeblasen in einem geistlichen Sinn.«

*Das Geheimnis christlichen Glaubens liegt in der Person Jesu Christi*

Es bleibt ein lebenslanger Kampf, aller selbstmontierten Frömmigkeit zu begegnen und zu sagen: »Ich bleibe dabei! Das Geheimnis des Glaubens besteht nicht darin, daß ich zu Jesus komme, sondern daß Jesus zu mir kommt. Es geht nicht darum, daß ich mich aufschwinde, bestimmte hehre Dinge zu denken, sondern daß Jesus an mich denkt. Daß

Jesus hinabgestiegen ist in meine Sünde, das hat mich zum Glauben gebracht. Daß er sich zu Tode gequält hat auf Golgatha. Und daß er auch an mich gedacht hat, als er schrie »es ist vollbracht!«.«

Bis heute liegt in unserer menschlichen Natur eine elementare Leidenschaft, etwas zu vollbringen, das man vorweisen kann. Dieser Idealismus hat unter uns heute seinen festen Platz. Es gehört doch zu den Idealen unserer Tage, daß wir ununterbrochen aufgefordert werden. Da hinein springt Paulus mit der Botschaft vom Gekreuzigten: »Leute, man kommt nicht durch eine menschliche Willensanstrengung zum Leben aus Gott!« Das Leben aus Gott wird nicht gemacht. Das Leben aus Gott wird nicht gedacht. Das Leben aus Gott wird gebracht.

Ich frage Sie: Wenn Sie an den Jammer Ihres Lebens denken, womit trösten Sie sich? Was machen Sie, wenn tausend Leute um Sie herumstehen und Sie verklagen: »Das hast du falsch gemacht und jenes hast du unterlassen!«? Was machen Sie, wenn Ihr Gewissen Sie verklagt und Sie auf tausend nicht eins antworten können? Was machen wir, wenn die Sterbestunde herankommt und wir uns nicht trösten lassen können mit den ganzen Redensarten eines Jahrhunderts? Laßt euch niemals das Ziel verrücken! Das Ziel ist der gekreuzigte und auferstandene Herr. Er hat sich am Kreuz zu Tode gequält, damit wir den Schutt unseres Lebens bei ihm abladen können. Laßt euch von niemand vormachen, es gäbe einen anderen Trost als diesen Herrn auf Golgatha!

Hermann Bezzel hat einmal gesagt: »Wenn die Kirche nicht mehr das Kreuz in die Mitte stellt, dann haben die letzten gesegneten Zeiten begonnen, nämlich: gar keine!«

Ich frage euch: Was machen wir eigentlich mit unserem jungen Volk, wenn wir es erobern wollen für unseren Herrn? Sagen wir ihnen, daß sie das dürfen und jenes nicht dürfen? Womit begeistern wir junge Menschen? Mit Stimmungen? Mit Versprechungen? Laßt uns doch niemals das Ziel verrücken! Es gibt nur eine Faszination. Es gibt nur eine Mitte, wo Herzen und Geister überwunden werden, nämlich die Botschaft vom gekreuzigten Jesus.

Wenn ich in diesem Augenblick in den Raum unserer Kirche und in die Theologie hinein etwas sagen darf, dann nur dies: Laßt uns mit einer großen Leidenschaft zurückkehren zu der Botschaft von der Versöhnung am Kreuz von Golgatha! Laßt uns das Leben nirgendwo anders erfahren als bei diesem gekreuzigten Herrn! Und wenn uns jemand gutmeinend beibringen will, wir sollten vor allem dies und jenes tun, dann sagen wir: »Nein, zuerst zurück zum gekreuzigten Herrn!«

Ich habe als Kind ein Kindergebet gelernt. Aber erst als heranwachsender Mann habe ich das Geheimnis dieses Gebets entdeckt:

»Ich bin klein. Mein Herz mach rein.

Soll niemand drin wohnen als Jesus allein.«

Laßt euch niemals das Geheimnis dieses Gebetes verrücken! »Ich bin klein.« Wir sind's! Wir sind nicht stark. Wir haben's nicht in der Hand. Ich schaffe mein Leben nicht. Ich schaffe meinen Leib nicht. Ich schaffe meinen Geist nicht. Ich schaffe meinen Beruf nicht.

»Mein Herz mach rein.« Da ist so manches, was dunkel ist bei dir und bei mir. Da ist so manches, womit ich mich nicht mehr an die Öffentlichkeit wage. Und da gehe ich zu dem Mann von Golgatha und bitte: »Mein Herz mach rein!« Schaffe mir die Klarheit des Gemütes, die Reinheit des Leibes!

»Soll niemand drin wohnen als Jesus allein.« Solange ihr Theologiestudenten dies Gebet des Herzens sprechen könnt, dürft ihr auch Philosophie studieren. Wo aber diese Einfalt verlorengelht, wo diese Innigkeit der Liebe des Herrn zu mir entgleitet, da wird wohl jede Beschäftigung mit anderen Dingen wegführen. Der Satz muß heißen: Bleibe im Glauben immer ein Kind. Und du wirst im Glauben wachsen und stark!

*Das Geheimnis christlichen Glaubens liegt im »Heute«*

Aus der Geborgenheit bei Jesus strahlt der Glanz für den Alltag. Nicht die gelungene Tat macht den Tag glänzend. Nicht der gelungene Gedanke macht das Leben weise. Sondern die Gegenwart einer ewigen Liebe hält das Leben hell. Wann immer du dich von Jesus abwendest und auf deine eigene Tat schaut, wird das Leben ärmer. Wenn aber wir in der liebenden Gegenwart Jesu bleiben, behält das Leben – man weiß nicht wie – einen strahlenden Glanz.

Von dem Dichter Rainer Maria Rilke wird erzählt: Er kam in Paris aus der Kirche Notre Dame. An der Kirchentür saß ein Bettler. Er hielt seine Hand auf und wartete auf Münzen. Rainer Maria Rilke sah diesen Bettler, durchschaute seine geöffnete Hand und wußte, daß hinter der leeren Hand ein armes Herz war. Da ging Rilke zur Blumenfrau, kaufte die schönste gelbe Rose, ging zurück und legte dem Bettler die gelbe Rose in die Hand. Und der Bettler nahm die Rose, schaute und schaute. Langsam stiegen ihm die Tränen in die Augen. Fast wie ein Taumelnder erhob er sich und ging durch die Straßen der Stadt, stellte sich vor andere Bettler und sagte: »Ich bin geliebt worden, ich bin zum ersten Mal wirklich geliebt worden!« Das Geld, ja, das brauchte er. Aber nun war er zum ersten Mal geliebt worden. Er war verwandelt. Man sagt, er sei nie wieder betteln gegangen.

Nimm dies als Bild mit. Wenn die Macht von Golgatha dein Herz berührt, bist du verwandelt. Du brauchst nie mehr in der Welt betteln zu

gehen. Du mußt dich nie mehr an Menschen hängen. Du mußt dich nie mehr nach den tausend Angeboten und Ersatzreligionen dieser Welt ausstrecken. Du bist frei. Du bist in einem Glanz, der nie mehr vergehen wird. Der Glanz ist Wirklichkeit seit Golgatha.

Ich möchte dem, für den dies nötig ist, einen guten Rat geben, den vor Jahren ein Seelsorger mir gegeben hat: »Denke nicht an die Scherben von gestern. Denke nicht an das, was dir gestern gelungen ist. Denke nicht voll Sorge an das Morgen. Du mußt heute leben!« Heute, heute will der auferstandene, lebendige Herr auf geheimnisvolle Weise zu dir kommen und dir versichern: Ich bin bei dir, – heute! Heute nimm sein Wort. Heute glaub es ihm. Heute glaub ihm die ewige Liebe. Jetzt. Und das Leben wird auf eine stille Weise von einem Glanz beschienen, man weiß nicht wie. Wer im Gestern lebt, lebt gestrig. Wer im Morgen lebt, lebt vergeßlich. Du mußt jetzt leben. Heute. Warte nicht auf einen Tag, der irgendwann vielleicht kommt. Trauere auch nicht einer Zeit nach, die irgendwann einmal war. Heute ist der Höhepunkt deines Lebens. Heute kannst du den Jammer deines Lebens Jesus geben. Tag für Tag. Bevor du morgens in den Betrieb des Tages hineinstürzt, sage diesen Satz: »Herr, heute bist du bei mir. Heute gilt dein Kreuz. Heute gilt deine Fürsprache. Heute gilt deine Auferstehung. Wenn ich heute sterben müßte, Herr, dann will ich heute mit dir im Paradiese sein.«

Es gibt ja viele Bekehrungen in unserem Leben. Aber dies ist die wichtigste und schwierigste Bekehrung: Im Heute Gottes zu leben! Nur so werden wir eine Freiheit von Menschen und von allen Bezügen, die uns lähmen wollen, gewinnen. In der heimlichen Geborgenheit der Stille vor Jesus wird der gesamte Tag entschieden. Ein Christenleben ohne diese heimliche Geborgenheit bei dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus kann nicht gedeihen. Wo du dich aber zurückziehst, einmal am Tag – ich will keine bestimmte Zeit und keine bestimmte Dauer nennen –, da wird der Tag in Glanz gehüllt.

*Das Geheimnis christlichen Glaubens liegt in der Freude auf die Ewigkeit*

Von Weltflucht rede ich jetzt nicht! Ich möchte nicht zur Drückebergerei ermutigen. Ich rede vom Heimweh! Jesu Gegenwart bringt in mir ein Heimweh hervor, dessen ich mich als Mann nicht schäme. Ich habe Heimweh bekommen zur Ewigkeit. Ich möchte nicht die Welt vergessen. Ich möchte die Welt mit nach Hause nehmen. Wahre Mission wird aus dem Heimweh geboren. Wahre Liebe zum Menschen wird aus dem Heimweh geboren und nicht aus den Appellen, sich doch um Menschen zu kümmern. Leute, laßt euch niemals das Ziel verrücken!

Mission wird aus dem Heimweh geboren. Der Auferstandene sagt: »Bring Deinen Bruder mit!« Bis zur Stunde staune ich darüber, daß Jesus mich in der Ewigkeit haben will. Bis zur Stunde kann ich's nicht fassen, daß Jesus keine Ewigkeit feiern will ohne mich. Das ist der Adel des Menschen. Wenn ich das im Heute über der Begegnung mit Jesus begreife und dann aus dieser Stille herausgehe und die Menschen betrachte, mit denen ich zu tun habe, dann bekomme ich Mitleid mit ihnen, wahres Mitleid, nicht überhebliches Mitleid! Sondern das Mitleid voll Liebe: »Du, Bruder, ich gönne auch Dir Ewigkeit!« Seht, das ist der Antrieb zur Mission.

Heimweh gibt die Kraft, die Dimensionen der Zeit zu erkennen, und nicht so zu tun, als lungerten wir herum und hätten wer weiß wie viel Zeit. Heimweh gibt die Kraft, die Welt zu durchdringen. Heimweh gibt die Kraft zur Liebe. Heimweh gibt den Blick für wesentliche Dinge.

Wir wissen nicht, wie unser Sterben sein wird. Die Alten haben gewußt, daß man um seine Sterbestunde früh bitten muß. Man kann einen guten und gnädigen Tod erbitten. Ich habe mir auch sagen lassen, was das eigentlich heißt, einen guten und gnädigen Tod zu haben. Nämlich: Daß man an sein Sterbebett die Freunde und auch die Feinde bitten kann und soll. Und daß man diesen Menschen um das Sterbebett bezeugen soll: »Ich gehe nach Hause. Ich möchte euch noch einmal sagen, was mich gezogen hat. Mich hat der Gekreuzigte gezogen. Mich hat die Liebe Jesu verwandelt. Mich hat die Liebe Jesu durch tausend Anfechtungen durchgetragen. Mich hat die Liebe Jesu in tausend Zusammenbrüchen wieder aufstehen lassen. Jetzt will ich euch sagen: Vergeßt nicht, daß die ewige Heimat das Eigentliche ist.«

Wenn man uns dann unter die Erde bringt, wird vieles von dem, was gesagt wird, gekünstelt oder sogar aus frommer Meinung geheuchelt sein. Aber eines sollte wahr sein, wenn man es uns nachsagt. Man sollte uns nachsagen können: »Dieser Mensch hatte eine Mitte, Christus. Dieses Leben hatte von Tag zu Tag einen Glanz, die Gegenwart Jesu. Und dieser Mensch hatte einen Weg, nämlich hin zur Ewigkeit.«

Laßt euch niemals dies Ziel verrücken! Laßt euch in dieser Welt niemals von irgend jemandem von dieser Mitte Jesus abbringen. Vielleicht werdet ihr keinen Erfolg haben in eurer Familie. Vielleicht wird euer Leben gar nicht leichter werden. Vielleicht wird man euch belächeln. Aber das alles kann den heimlichen Glanz nicht von eurem Leben nehmen, der auch andere Menschen gewinnen wird.

# Alles gehört euch

IRMGARD WETH

## Ermutigungen: Haus – Mann – Kind

So müßte sie eigentlich aussehen: die ideale Frau und Mutter. Das Arbeiten ist ihr eine Lust. Alles geht ihr spielend von der Hand. Freude und Gelassenheit strahlt sie aus. Mit Liebe und Verständnis umgibt sie ihren Mann. Ihre Kinder führt sie den »rechten« Weg – ein Zeugnis für die ganze Umgebung. Wohl dem, der in der Nähe solch einer prächtigen Frau leben darf! Von ihr steht schon in den Sprüchen geschrieben: »Ihre Söhne stehen auf und preisen sie, ihr Mann lobt sie: ›Es sind wohl viele tüchtige Frauen, du aber übertriffst sie alle‹ (Spr. 31, 28 f.).«

Aber vielleicht sind einige Mütter unter ihnen, die nicht zu den Glücklichen gehören. Müde, verzagte Mütter und Großmütter, die nichts vorzuweisen haben als einen Berg von Sorgen. Innerlich allein gelassene Mütter, die nicht mehr wissen, wie es weitergehen soll. Erlauben Sie, daß ich jetzt nur zu Ihnen spreche. Ihnen, gerade Ihnen möchte ich heute zurufen: Wissen Sie, wie reich Sie sind? Reich, weil Sie »nichts haben – und doch alles haben«.

Ich habe zu Hause nur eine kleine Familie mit vier kleinen Buben. Zugleich aber lebt unsere Familie inmitten einer sehr großen Familie von über 200 Kindern. Es sind Kinder und Jugendliche, die meist aus kapputten Familien kommen und nun vorübergehend in unseren Einrichtungen leben müssen. Da kann es manchmal passieren, daß ein Kind Hals über Kopf zu uns ins Heim eingewiesen wird, blutverschmiert, eben noch Augenzeuge einer mörderischen Tat im eigenen Elternhaus. Oder ein andermal am ganzen Körper mit grünen und blauen Flecken versehen, vom leiblichen Vater verprügelt und mißhandelt. Oder ich denke an jenes kleine unterernährte Mädchen – eines von vielen –, das am Rande einer belebten Straße aufgelesen wurde, von der eigenen Mutter ausgesetzt. Beim Anblick solch eines Kindes läuft mir jedesmal ein kalter Schauer über den Rücken: So weit können also Eltern in ihrer Verzweiflung kommen, daß sie – oft gegen bessere Einsicht – ihr Elternrecht derart mißbrauchen. In den meisten Fällen wird solchen Eltern das Sorgerecht entzogen. »Mit Recht«, sagen wir dann sehr schnell.

Aber müßte nicht auch uns das Sorgerecht entzogen werden? Wir haben zwar unsere Familie nicht einfach sitzenlassen. Wir haben uns äußerlich nichts zuschulden kommen lassen. Und doch: Lassen wir nicht – auf eine andere gefährlichere Weise – unsere Familie verkümmern? Sind wir nicht viel zu sehr nur um ihr äußeres Wohl besorgt? Haben wir nicht das Ziel verfehlt, das Gott unserer Familie gesetzt hat? Grund genug, daß Gott uns längst das Sorgerecht entziehen könnte.

Aber Gott sei gedankt! Er will es nicht tun. Das ist das große Wunder meines Lebens, das ist der Reichtum, in dem ich lebe; daß mich Gott dennoch mit dem Sorgerecht betraut – trotz meines Versagens, trotz meiner Ohnmacht.

Lassen Sie mich das an einem Beispiel aus der Bibel verdeutlichen. Da ist die Familie Abrahams. Nach außen hin scheint alles in Ordnung bei ihr. Aber innen im Haus bzw. Zelt ist die Hölle los. Zwei Frauen unter einem Dach konkurrieren miteinander um die Liebe ihres Mannes. Zwei Halbbrüder machen sich gegenseitig das Lebensrecht streitig. Tägliche Reibereien, unerquickliche Eifersuchtsszenen – für solch eine Familie kann es nach menschlichem Ermessen kaum Hoffnung geben. Da beschließt der Herr des Hauses klaren Tisch zu schaffen. Er schickt die eine der beiden Frauen, Hagar, samt ihrem Sohn Ismael in die Wüste. Sie aber, nun allein gelassen mit ihrem Sohn, kommt ab vom Weg, irrt ziellos durch die Wüste. Kein Mensch weit und breit, der ihr helfen könnte. Das Wasser geht aus. Der Sohn bleibt auf der Strecke. Da bricht die Frau zusammen. Sie kann nicht mehr.

Hier müßte eigentlich die Geschichte von Hagar und Ismael enden. Aber nein! Genau da, wo alle menschliche Geschichte aufhört, wo mütterliche Weisheit und Fürsorge am Ende ist, beginnt Gott mit seiner Geschichte. In wenigen Sätzen setzt der biblische Bericht fort: »Und Gott rief Hagar und sprach: ›Was ist dir, Hagar? Fürchte dich nicht! Steh auf, nimm den Knaben und führe ihn an deiner Hand, denn ich will ihn zum großen Volk machen.‹ Und Gott tat ihr die Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sah . . .«

»Ich will«, sagt Gott zu Hagar. Ich will das verpfuschte Leben deines Sohnes nicht auslöschen. Denn ich habe ein Ziel für dieses Leben. Darum Sorge dich nicht, wie du auch heißen magst, liebe Mutter, Sorge dich nicht! Frage nicht: Wie werde ich »ihn« oder »sie« zu diesem Ziel bringen? Der lebendige Gott hat bereits seine Hand auf dieses Leben gelegt, und er wird nicht eher ruhen, bis er selbst es zu seinem Ziel gebracht hat. Dies Sorgerecht ist dir in der Tat genommen. Gott selbst hat vorgesorgt. Noch ehe du als Mutter sorgen konntest, hat er seinen Sohn hergegeben, damit er unsere Söhne, ja uns alle als seine Söhne

und Töchter zu sich ziehe. Dies gilt, auch wenn du selbst keinen Weg mehr siehst.

Aber auch das andere gilt: Der Herr hat dir das Sorgerecht genommen, damit er es dir auf neue Weise wieder zurückgeben kann. »Steh auf, nimm den Knaben, führe ihn an deiner Hand!« So lautet der göttliche Auftrag an Hagar. Steh auf! Laß dich nicht fallen! Freue dich! Der Herr will dich dennoch gebrauchen. Du darfst deinen Sohn stärken und erquickern, damit er nicht umkomme auf dem Weg. Du darfst ihn führen zu den Wasserbrunnen, die der Herr selbst dir zeigen wird. Das ist dein bescheidenes und doch unvergleichliches Amt, womit dich der Herr auszeichnet.

Möge der Herr auch uns die Augen öffnen für die Wasserbrunnen, die er täglich bereithält für uns und unsere Familien, damit wir ihm dienen und danken können »als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles haben« (2. Kor. 6, 10).

EMIL WEBER

## Ermutigungen: Ideen – Geld – Geschäftspartner

Eine Hilfestellung für mein Zeugnis gab mir die Bibel. Sie berichtet von reichen Gottesmännern und -frauen, wie die Herdenbesitzer Abraham und Jakob, den König Salomo in all seiner Herrlichkeit, den von Gott gerechtfertigten Hiob, die Purpurkrämerin Lydia mit ihrem gastfreien Haus.

Sie sind Beispiele dafür, wie man, auch wenn man von Gott mit Gütern reich gesegnet wurde, im Gehorsam ihm gegenüber leben kann.

Wir heute leben in einer hochentwickelten Industrie-Nation und in einer modernen Leistungsgesellschaft, die zu einem großen Teil einen sehr materialistischen Denksinn hat. In dieser Industriegesellschaft nimmt der Geschäftsmann eine Führungsposition ein. Es wird von ihm erwartet, daß er durch kluge Geschäftspolitik die Wirtschaft fördert, damit möglichst jedermann beschäftigt werden kann und dem Staat Mittel zufließen. Um dieser Erwartung gerecht zu werden, übernimmt der Geschäftsmann ein großes Risiko.

Sie werden vielleicht fragen, ob ein Mann, der sich mit Ideen, Geld und Erfolg berufsmäßig so intensiv auseinandersetzen muß, auch ein guter Christ sein kann. Ich will versuchen, darauf eine Antwort aus meinem persönlichen Leben zu geben:

Man konnte bei uns zu Hause keine großen Sprünge machen, denn mein Vater starb, als ich acht Jahre alt war. Das machte mir manchmal Not. Nach meiner Berufsausbildung bot sich mir eine Gelegenheit, selbständig zu werden. Ich war damals schon gläubig und war davon überzeugt, daß es Gottes Wille war, diesen Schritt zu tun. Gott schenkte mir auch Ideen für die Konstruktion und für die Fabrikation eigener Geräte. Ich hatte zwar große Geldsorgen, aber ich hatte auch einen Herrn, dem ich alles sagen durfte. Er sorgte einerseits dafür, daß ich schön demütig blieb. Aber andererseits gab er mir auch alles, was ich brauchte, zur rechten Stunde. So praktiziere ich es seit über 40 Jahren unter Gottes Führung und bin dankbar, Christ und Geschäftsmann sein zu dürfen.

Alles ist euer – das heißt doch auch, daß Gott uns alles zur Verfügung stellt, was wir für unser Leben brauchen. Selbst unsere Begabung und Berufung wirkt er.

Aber anfassen müssen wir selbst.

Ich kenne so manchen Christen, der sein Leben lang Konsument war und sich bedienen ließ. Gott hat, so meine ich, an Schlafmützen keine große Freude.

Alles ist euer – auch die Ideen, etwas zu konstruieren und zu produzieren, ob es nun in der Technik oder auf einem anderen Gebiet ist. Gott will aber auch, daß wir unsere Ideen zum Bau seines Reiches und zum Wohl der Menschen verwenden. Und wie steht es mit Geld und Besitz? Wir sind ja heute als Bundesdeutsche alle reich, sogar noch als Rentner reicher als Leute des Mittelstandes in der DDR oder in Indien. Und wir müssen es uns alle von Jesus warnend sagen lassen, daß Reiche nur schwer in das Himmelreich kommen. Man kann sein Herz an das Geld verlieren.

Man kann aber auch – wie einst Hiob – Besitz, Geld und Gut dankbar von Gott annehmen und doch so stark an Gott gebunden sein, daß man ihn nicht aufgibt, auch wenn der Besitz genommen wird. Die gottlose Welt wird nicht geheilt durch materielle Gleichstellung aller Menschen, sondern allein durch Umkehr und Heimkehr zu Gott. Wer an Gott gebunden ist, kann sich von seinem Herrn auch mit Besitz und mit Verantwortung für andere Menschen beschenken lassen. Die Bibel sagt: Reichtum und Ehre kommen von ihm und er ist Herrscher über alles.

Andererseits kann nicht jeder mit Geld umgehen. Genau so wenig, wie nicht jeder musizieren kann. Gott hat alles weislich eingerichtet.

Es ist ein Vorrecht des christlichen Geschäftsmannes, alles aus Gottes Händen nehmen zu dürfen, Aufträge, Mitarbeiter, Arbeitsplätze, Verlust und Gewinn.

Er sieht diesen ganzen Bereich als Ackerfeld an, das ihm sein Herr zugewiesen hat und das er nun in seinem Auftrag und unter seinen Augen verantwortlich bestellen soll.

Darum ist jeder Geschäftsmann auch ein Zeugnis im Umgang mit Kunden, Lieferanten, Banken, Behörden und nicht zuletzt im Umgang mit seinen Mitarbeitern. Wirkungs- und Einflußbereiche sind groß.

... ihr aber gehört Christus! Meine Freunde, damit sind uns allen die Grenzen unseres Handelns aufgezeigt, aber auch unsere Verantwortung unserem Herrn Jesus Christus gegenüber.

Es ist nicht wahr, daß ein Geschäftsmann kein guter Christ sein kann. Wenn er sich für Jesus Christus entschieden hat, wird sein Verantwortungsbewußtsein es nicht zulassen, daß er seine Ideen oder sein Geld als Machtfaktor anderen Menschen gegenüber benützt.

... ihr aber gehört Christus! Das beinhaltet für mich auch, Zeit, Mittel und Einfluß darauf zu verwenden, Menschen in verantwortlichen Stellungen und insbesondere Geschäftsleuten meinen Glauben an Jesus Christus zu bezeugen und ihnen den Weg zu ihm zu zeigen. Das ist eine Aufgabe, die neben meinem Beruf mein Leben bestimmt und die mich froh macht.

DIETER SCHÜSSLER

## Ermutigungen: Urlaub – Freude – Weite

Zu Christoph Blumhardt, dem Vater, kam einst höchst ungehalten eine fromme Dame, entsetzt über die Üppigkeit eines Essens in Bad Boll: »Ich habe geglaubt, in ein frommes Haus gekommen zu sein und jetzt muß ich solche Üppigkeit sehen.«

Darauf Blumhardt: »Ha moinscht denn du, dr Heiland häb die gute Sache bloß für de böse Leut wachse lasse?« (»Sind Sie etwa der Auffassung, der Heiland habe die guten Sachen nur für die schlechten Menschen wachsen lassen?«)

Das ist der Geist der Bibel. Er weist uns aus selbstgewählter Enge in die Weite (Ps. 18, 20). Er stellt unsere Füße auf weiten Raum (Ps. 31, 9). Er macht fröhlich, was da lebt, im Osten, wie im Westen (Ps. 65, 9).

Und stellen Sie sich doch einmal Jesus vor, mit welcher Freude er erzählte, wie dem verlorenen Sohn der kostbare Ring angesteckt wird, wie er den besten Anzug übergestreift erhält (Luk. 15, 22).

Stellen Sie sich Jesus vor, der selbst ein so kostbares ungenährtes Ge-

wand getragen hat (Joh. 19, 23), der sein Wirken damit begann, daß er einer Hochzeitsgesellschaft einen ordentlichen Wein beschaffte (Joh. 2, 1–11) und der spricht: Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen (Joh. 10, 10).

Lassen Sie doch auch uns, in unseren Häusern und Gruppen, wieder feiern, öfter feiern – mit Heiterkeit ohne Lärmen, ohne Rausch, ohne Kater.

Ein Abend mit Freunden, mit festlichem Essen, mit fröhlicher Tafelmusik – und sei's auch nur vom Plattenspieler. Und dann endlich wieder Spiele miteinander, Überraschungen füreinander – ein phantasievolles, buntes Programm, zum Lachen und Staunen, für Herz und Seele. Wir sollten das Gottesgeschenk guter Musik wieder entdecken. Der bekannte englische Pop-Sänger Cliff Richard hat erst kürzlich gesagt: »Why should the devil have all the good music?« – »Warum sollte nur der Teufel all die gute Musik haben?« Die Musik ist eine frohe Gabe Gottes, die – wie einst bei Davids Harfenspiel vor Saul – den bösen Geist vertreibt.

Als wir dieses Jahr anstelle einer gemeinsamen Osterreise eine neue Stereo-Anlage kauften, war die ganze Familie hellauf begeistert und beglückt. Jetzt klingen die Radio- und Platten-Töne noch schöner als bisher. Gönnen Sie sich gute Musik. Warum übrigens nicht auch einmal bei einem Konzert?

Gott will, daß wir uns etwas gönnen. Das gilt auch für den Urlaub – mit oder ohne Kamera.

Nahezu unbegrenzt sind heute die Möglichkeiten, viel Schönes in der Ferne und Nähe kennenzulernen. Wenn wir darauf achten, daß dabei der ganze Mensch zu seinem Recht kommt, dann werden wir Erholung und Horizonterweiterung miteinander verbinden. Dann werden uns die Augen aufgehen für Land und Leute, für geschichtliche und kulturelle Zusammenhänge, dann werden wir die Spuren unseres Gottes und seiner Gemeinde überall entdecken.

Geteilte Freude ist doppelte Freude!

So standen wir mit Gruppen des Stuttgarter Offenen Abends in den vergangenen Jahren an vielen historischen Stätten von Jerusalem bis Rom, von Konstantinopel bis Athen.

Manch einem sind die Augen für gotische Kathedralen oder griechische Vasen, für italienische Mosaiken oder impressionistische Gemälde, für die Anbetungsstätten heidnischer Religionen oder die nazistischen Vernichtungslager erst aufgegangen, als er sie an Ort und Stelle sachkundig erläutert bekam.

Unserem Gott gehört die ganze Welt!

Deshalb interessiert mich alles. Deshalb kann ich mich an allen seinen großen und kleinen Gaben freuen.

Deshalb kann ich auch alles wagen – im Denken, im Experimentieren, im Entdecken. Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei (Joh. 8, 36).

Manchmal wird im Urlaub auch nur Erholung dran sein: Faulenzen, Wandern, Lesen, Spielen. Dann lassen Sie uns das tun und wissen, daß Gott uns auch die Muße schenkt und eine Sehne nur dann fest gespannt werden kann, wenn sie dazwischen auch wieder gelockert wird.

Alles ist euer!

Dieser Beitrag wäre für mich unvollständig ohne ein ermunterndes Wort zum Sport. In vielen Jahren meiner Jugend war er mir erfüllende Freizeitgestaltung – in Training und Wettkampf. – Heute noch trabe ich so oft wie möglich durch Wälder und Felder. Und eigentlich geht kein Urlaub vorüber ohne Schwimmen, Volleyballspielen oder Skilaufen. In aktiver körperlicher Betätigung erfahre ich Entspannung, Stärkung, Beglückung. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß die Freude gelegentlich abgerundet wird durch den Besuch einer großen Sportveranstaltung, z. B. eines VfB-Spieles oder einer Leichtathletik-Meisterschaft.

Noch eines zum Schluß:

Freude ist kein Gefühl, kein dauerndes High-Sein, keine Idee und kein Programm, sondern die persönliche, anhaltende Verbindung mit Christus. Wenn dieser Christus fest verankert in der Mitte unseres Lebens steht, dann wird er nicht nur die ganzen 360 Grad unseres Lebens ausfüllen, sondern uns auch immer weiter gespannte Kreisbögen ermöglichen, dann werden wir es wie Paulus erfahren: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus (Phil. 4, 13). Die Freude an ihm ist unsere Stärke (Neh. 8, 10).

GÜNTER ALBRECHT

## Ermutigungen: Krankheit und Sorge

»Mitten im Leben werden wir immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf daß auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem sterblichen Leibe« (2. Kor. 4, 11). Seit elf Jahren weiß ich um eine bösartige Erkrankung in meinem Leben. Zum erstenmal brach sie aus ein Jahr nach unserer Hochzeit, kurz vor der Geburt unseres ersten Kindes. Inzwischen haben wir vier gesunde Kinder. Elf Jahre lebten wir in der Familie – trotz allem – in fröhlichem Glauben miteinander. Ich konnte

meinen Dienst unter jungen Menschen – abgesehen von kurzen Unterbrechungen – tun. Jeder Tag dieser Jahre ist im Rückblick ein Beweis für dieses Bibelwort: »auf daß auch das Leben Christi offenbar werde an unserem sterblichen Leibe«. Oft haben wir in diesen Jahren vergessen, wie bedroht mein Leben war. Immer wieder hat Gott sich in Erinnerung gerufen durch neues Aktivwerden dieser Krankheit. Im Krankenbericht steht so schön drin: »Ein untypischer Verlauf der Krankheit.« Das ist eine medizinische Umschreibung für das, was Gott an Großem an uns tun kann. Wenn man so bedroht lebt, lebt man intensiv. Man wird hineingeführt in ein intensives geistliches Leben. Auch der Dienst im Reich Gottes ist dann in jeder Situation Zeugendienst für den dreieinigen Gott. Vor einigen Monaten wurde uns dann klar, daß wir auf's neue mit der Krankheit werden rechnen müssen. Wir haben zuerst die Brüder aufgesucht. Wir feierten miteinander das Abendmahl. Sie beteten mit mir und haben mich gesegnet. Danach erlebten meine Frau und ich, was es heißt, nicht verzweifeln zu müssen, sondern – von dem lebendigen Gott getragen und gehalten – weiterleben zu können und auch den Dienst für Jesus weiter tun zu können. Nach einer bestimmten Zeit ging ich dann in die Klinik. Als die Untersuchungsergebnisse vorlagen, war klar, wie schwer diese Krankheit wieder zugeschlagen hatte. Nach dem Gespräch und dem Gebet mit den Brüdern und nach einem gründlichen Gespräch mit dem Stationsarzt wurde ich aus der Klinik entlassen. Das Ganze ist nun drei Wochen her.

Ich möchte Ihnen aus meinem Erleben einige Gedanken und Hilfen für Ihre eigene Krankheitsnot, für Ihre eigenen Schwierigkeiten mitgeben.

1. Sprechen und beten Sie ganz bewußt im Blick auf Ihre Krankheit oft den ersten Glaubensartikel. Beziehen Sie jede Aussage dieses Glaubensartikels auf Ihre Situation: »Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.« Dann wird Sie nicht mehr Ihre Krankheit beherrschen, sondern dann wird klar sein, wer der Herr über dies alles ist!

2. Die Angst vor dem Tod, das krankhafte Festhalten am Leben ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Und doch wurde das Leben noch nie so verachtet wie heute!

Ich denke, wir Christen seien der Welt das Zeugnis schuldig, daß Christus durch seinen Tod den Weg zum Vater für uns frei gemacht hat. Für uns ist der Tod nicht das große Unbekannte. Für uns ist der Tod keine endgültige Strafe. Sondern der Tod ist der Durchgang zur endgültigen Erlösung.

3. Gott will uns doch in Jesus Christus alles Gute schenken! Sind Sie bereit, zu Ihrer Lebensführung durch Gott »ja« zu sagen! Bleiben Sie

aber auch offen für das große Wirken und Handeln Gottes in Ihrem Leben! Und denken Sie daran, daß es bei uns Christen doch immer nur darum gehen kann, daß der Name Jesu verherrlicht wird, es sei durch Leben, durch Krankheit oder durch Sterben.

4. Zum Schluß ein Wort an die Gesunden unter uns: Für meine Frau und mich war bis zur letzten Zeit etwas vom Schönsten das Leben in der Bruderschaft, in der Gemeinschaft. Für uns wurde etwas sichtbar von der Gemeinde Jesu. Für uns wurde etwas spürbar von dem Segen, der ausgeht, wenn Brüder und Schwestern im Gebet über einer Not eins werden. Tun Sie in Ihren Gemeinden diesen Dienst ganz bewußt füreinander!

FRITZ GRÜNZWEIG

### »Du hast eine kleine Kraft«

Der junge Pfarrer hatte Mühe, die Kanzel zu ersteigen. Ein erneuter schwerer Krankheitsfall lag hinter ihm. Nun stand er oben, hochgewachsen, schmal und bleich. Gespannt wartete die Gemeinde auf die ersten Worte ihres neuen Pfarrers Ludwig Hofacker. Nach einer ersten schweren Krankheitszeit hatte er zwei Jahre als Vikar in der Stuttgarter Leonhardskirche gepredigt. Die Gemeinde hatte aufgehört, wie ihr der bereits vom Tod gezeichnete junge Mann Jesus, den Sünderheiland, lieb und groß machte. Eine erneute lange bange Zeit der Krankheit war gefolgt. Und nun begann er als neuberufener Pfarrer der Gemeinde Rielingshausen bei Marbach mit von der Krankheit geschwächter Stimme: »Daß ich schwach bin, wird er wissen; daß er stark ist, weiß auch ich. Der mich aus dem Tod gerissen, ist noch dieser Gott für mich!« Bereits zwei Jahre später, 1828, also vor jetzt 150 Jahren, wurde Ludwig Hofacker, 30jährig, von seinem Herrn abgerufen. Zuvor fragten ihn Freunde, was er denn mit seiner Verkündigung eigentlich wollte. Er antwortete: »Ich wollte einen Schrei tun für Jesus!«

Und dieser Schrei ist nicht verhallt. Mit seiner nur kurzen Wirksamkeit konnte er wesentlich zur geistlichen Erneuerung unseres Landes beitragen. Nach seinem Tod wurden die von ihm sorgfältig geschriebenen Predigten gesammelt und herausgegeben. Vor einiger Zeit durfte ich das Vorwort für die 51. Auflage dieser Predigten schreiben, Er hatte eine schwache Kraft, aber Gott gab ihm eine offene Tür.

Wir denken an das Wort unseres erhöhten Herrn in Offenbarung 3,

Vers 8: »Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen. Denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.«

Laßt uns diesem Wort nachdenken. Es enthält vier Aussagen:

1. *»Du hast eine kleine Kraft.«*

Wenn man so etwas selber sagt: »Ich weiß um meine Grenzen«, dann tut das nicht weh. Im Gegenteil, es nimmt sich ganz gut aus, wenn man so schön bescheiden ist. Aber wenn uns das ein anderer sagt, dann trifft es uns empfindlich. Und genau das sagt unser Herr seinen Leuten. Und er weiß, warum er das tut. Nicht um uns wehzutun.

»Du hast eine kleine Kraft.« So sagte er zu jener Christengemeinde im kleinasiatischen Philadelphia, der das Wort zunächst galt. Mit der ganzen damaligen Christenheit stand es so zu Beginn des schweren, jahrhundertelangen Konfliktes mit der großen römischen Staatsmacht; die Startbedingungen waren schlecht.

»Du hast eine kleine Kraft.« So steht es auch heute mit den Christen in den Riesenvölkern Asiens und in der ganzen Welt, in diesem uns heute verordneten schweren geistigen, vielleicht endzeitlichen Ringen. Die Startbedingungen sind schlecht. Auch mit uns steht es nicht anders, auch wenn wir heute hier viele sind. Wenn wir an zuhause denken, an unsere Dörfer und Städte, an unsere Betriebe und unsere Kollegenschaft, dann wissen wir: »Du hast eine *kleine Kraft*.«

Und wir persönlich? Vielleicht ergeht es Ihnen, liebe Freunde, wie mir: Immer wenn wir meinen, wir seien eben doch »wer«, dann geht es nach dem Bibelwort: »Du hast mich treulich gedemütigt.« Der Versucher ist es, der uns überheblich machen will. Er will uns emporheben wie ein Ringer den andern, nicht um uns liebevoll zu tragen, sondern um uns, wenn unsere Füße keinen Halt mehr haben, umso sicherer aufs Kreuz zu werfen. Da tut uns unser Herr den heilsamen Liebesdienst und stellt uns mit unseren Füßen wieder kräftig auf den Boden, auf den allein sicheren Grund: »Seid nüchtern und setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade!« (1. Petr. 1, 13). Dann ist viel gewonnen, wenn wir es von Herzen bejahen, daß unser Herr uns auf jede Weise dabei festhält: »du hast eine kleine Kraft«.

2. *»Ich habe vor dir gegeben eine offene Tür.«*

Er kann uns auch in einem unscheinbaren Dienst Zugang zu den Menschen, innere Vollmacht und bleibende Fruchtbarkeit geben.

Ein junger Geschäftsmann, der neu zum lebendigen Glauben durchgedrungen war, sagte: »Das ist ein Schlußpunkt eines langen Weges:

Meine Mutter, die, wie mein Vater, in die Fabrik ging und die nie mit mir betete, brachte mich im Kindergartenalter täglich für die Zeit ihrer Abwesenheit zu einer alten alleinstehenden, gehbehinderten Nachbarsfrau. Diese erzählte mir immer wieder anhand eines Bilderbuchs eine biblische Geschichte. Und dann sprach sie mit mir und für mich mit Jesus. Da kam etwas so Hilfreiches auf mich zu, das mich später nie wieder losließ. Das Heimweh darnach verlor ich nie wieder, so viel mich auch sonst besetzt hielt. Und nun will ich diesem inneren Zug ganz folgen.«

Gott sagt auch uns, und wir sollten es nicht anzweifeln: »Mein Wort wird nicht leer zurückkommen, sondern ausrichten, wozu ich es sende.«

### 3. *»Du hast mein Wort behalten.«*

Die Frage ist, ob es auch bei uns so heißt, oder ob wir es sozusagen wie mit den »sperrigen Gütern« weggeben. Alle Welt rät uns heute dazu: »Ach, dieses alte Wort! Dieses überholte! Diese wissenschaftlich ungesicherte Sache!« Und eigene Zweifel können dazu raten: »Wo bleibt denn die Erfüllung seiner Versprechungen? Beten hilft doch auch nichts!« Da wollen wir der Mahnung folgen: »Werfet euer Vertrauen nicht weg!« Wir wollen an der Seite unseres Herrn bleiben, der sagt: »Fürchte dich nicht; glaube nur!«

Er soll einmal auch uns sagen können: »Du hast mein Wort behalten«, auch wo es dir etwas sagte und gebot oder versagte und verbot und dir dabei der Gehorsam bitter schwer fiel.

### 4. *»Du hast meinen Namen nicht verleugnet.«*

Wir wollen heute derer in aller Welt in der Fürbitte gedenken, die es in große Gefahr bringt, wenn sie sein Wort nicht für sich behalten.

Auch wir dürfen das Wort Gottes nicht für uns behalten. Das Evangelium vom Geschenk seines Friedens und der Gotteskindschaft ist von Gott an alle adressiert: »Gott will, daß allen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.« – Nach den letzten Kirchenwahlen in unserem Land sagte ein Pfarrer: »Jetzt haben wir versehentlich das ganze Werbematerial der verschiedenen Gruppierungen für unser Dorf im Heizungsraum unseres Gemeindehauses sitzen lassen. Und nun ist die Wahl vorbei!« Das war peinlich. Doch die Welt ist deshalb nicht untergegangen. Und die Kirche auch nicht. Aber wenn wir Christen die gute Nachricht Gottes für unser Dorf, für unsere Stadt, für jedes Haus, für jeden hier wohnenden einzelnen Menschen bei uns zu Hause sitzen lassen, dann wäre das sträflich. Es ist nötig, zu der »großen Wahl« einzuladen, solange noch Wahlzeit ist. »Wählt das Leben!«

sagt Gottes Wort. Wählt ihn, ehe es heißt: »Und die Tür ward geschlossen«, die Tür zu Gott.

Laßt uns bis dahin an den Türen der Menschen stehen. Unser Herr steht mit uns da. Vielleicht war gestern noch eine Tür geschlossen. Vielleicht wird sie morgen offen sein; wir wissen nicht, was alles in einem Menschen vorgeht. Laßt es uns behutsam, unaufdringlich und zugleich dringlich immer wieder versuchen, solange wir Zeit haben. Wir haben eine geringe Kraft. Wir mögen ungeschickt sein und wenig schlagfertig. Was tut's, wenn unser Herr uns sagt: »Ich habe vor dir gegeben eine offene Tür.«

KARL JUD

## Jesus ist bei uns alle Tage

Ist also Jesus bei uns alle Tage, so hat Gott der Vater uns zu ihm ziehen können und wir sind aufgenommen in seine Gemeinschaft und dürfen teilhaben an den herrlichen Früchten seines Erlösungs- und Versöhnungswerkes. Das bedeutet die größte Ehre für Menschen, in der Gemeinschaft des Königs aller Könige und Herrn aller Herren leben zu dürfen, wir sind dann nicht mehr allein, sondern stets zu zweit.

Jesus ist bei uns alle Tage, das heißt auch: Er selbst hält uns fest in seiner Hand und wir dürfen uns täglich seiner Pflege erfreuen. Er hat uns ja zu seinem Bilde geschaffen und will aus uns etwas machen zum Lob seiner herrlichen Gnade. Er gibt uns auch die Vollmacht und die Freudigkeit ihm dienen zu dürfen, denn wahrlich er ist's ewig wert, daß jeder Tropfen Blut ihn ehrt, und daß man sich in seinem Dienst verzehrt.

Jesus ist bei uns alle Tage heißt auch: Er ist unser Vorbild, daß wir seinen Fußstapfen nachfolgen und täglich in seiner Schule den Gehorsam lernen, den er für uns und seinem Vater gegenüber gelernt hat. Der Gehorsam ist das Geheimnis und der Schlüssel zur wahren Freude und zu einem segensreichen Glaubensleben.

Jesus ist bei uns alle Tage heißt auch: aus seinem Wort heraus leben, und weil seine Worte Geist und Leben sind, und die Speise für das Glaubensleben, sind wir an der Lebensquelle, die nie versiegt, denn wir brauchen für unseren Glaubenskampf täglich neue Kraft, dazu ist seine Barmherzigkeit alle Morgen neu. Er verläßt die Seinen nicht, und wir dürfen uns in seiner Gemeinschaft und in der Gemeinschaft der Gläubi-

gen immer wieder neu stärken und freuen, wie wir es auch heute in besonderer Weise tun dürfen.

Wenn Jesus bei uns ist alle Tage, dann wächst auch die Liebe zu ihm und zu den Seinen und zu seinem herrlichen Wort.

D. HELMUT CLASS

### »Verkündigt ihn!«

Das gilt uns. Jedem von uns und gegenüber jedermann. Dem Jüngeren, dem Älteren und auch dem Älterwerdenden. In dieser Halle gibt es also niemand, der nur Zuhörer oder gar ein Zuschauer wäre, wir alle sind betroffen.

Verkündigt ihn! Das ist ein Aufruf. Mehr noch: Das ist eine Weisung, ein Befehl. Ich weiß: Wir reagieren empfindlich auf Weisungen. Wir reagieren sauer, wenn uns jemand befiehlt. Begreiflicher Weise! Zudem haben wir die apostolische Weisung im Gehör und sollen sie auch im Gehör behalten: »So bestehet nun in der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat und laßt euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen« (Gal. 5, 1). Aber: Der Befehl, ihn zu verkündigen, kommt nicht von irgend einem der vielen, allzu vielen menschlichen Herren und Herrlein, sondern von dem einen, der der Herr ist. Diese Weisung kommt von Gott, also von dem einzigen, der keine abgeleitete Autorität hat. Er hat sie aus sich selbst. Er hat das Sagen. Alles, was die Welt bewegt, alles, was Menschen in seinen Bann schlagen kann, hat in ihm seinen Meister gefunden. Jedes Machtwort, das Menschen und Mächte, Ereignisse und Schicksale, Religionen und Ideologien sprengen kann, untersteht seinem Richtspruch.

Verkündigt ihn! Das ist ein Befehl, der aber auch keinen überfordert. Gott gibt, was er befiehlt. Der heutige Tag ist doch ein unmißverständlicher Beweis dafür! Wir sind heute zugerüstet worden, daß wir seinem Befehl nachkommen können. Außerdem – wir kommen von Pfingsten her. Und Pfingsten, das heißt doch: Wir sind Beschenkte. »Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit« (2. Tim. 1, 7). Weil das wahr ist, deshalb ist keiner überfordert, der Gott gehorsam ist. Aus vielfältiger Erfahrung kann ich es bestätigen: »Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt« (Matth. 10, 19).

Verkündigt ihn! Das ist nicht nur ein Aufruf, sondern auch ein Vor-

recht der Aufgerufenen. »Ihr werdet gebraucht von dem Herrn aller Herren. Das ist eure Würde, eure Ehre. Also: Keine Hemmungen! Keine Minderwertigkeitsgefühle! Keine Ängste!«

Ich möchte auch in diesem Zusammenhang eine persönliche Bemerkung machen: In besonders schwierigen Situationen, in denen es einem angst und bange wird, habe ich mir schon oft das Wort Wilhelm Löhes vorgesagt: »Schäme dich nicht, zu tun, was deines Amtes ist.« Man muß freilich nicht Theologe und Pfarrer sein, um ein »Amt« zu haben. Das Amt, ihn zu verkündigen, ist jedem getauften und glaubenden Christenmenschen übertragen. Jedem an seinem Platz.

Verkündigt ihn – was heißt das denn? Verkündigung ist nicht das Aufstellen einer Behauptung, deren Wahrheit erst noch bewiesen werden muß. Verkündigung ist auch nicht nur Mitteilung der rechten Lehre, nicht nur Übermittlung einer guten Nachricht. Verkündigt ihn – das heißt: Ruft über dieser Welt und ihren Kindern den Ostersieg des Gekreuzigten aus. Das Wort der Verkündigung macht Herrschaft kund, es bringt sie. Es setzt allem falschen Schein und allem falschen Machtanspruch die Wahrheit und Wirklichkeit Gottes entgegen. Um es mit einem Beispiel zu verdeutlichen: Im Fernsehen wird manchmal ein Bild durch ein anderes überblendet. Das alte, schlimme Bild wird unter dem neuen immer schwächer. Schließlich verlöscht es. Das darübergelegte neue ist allein da, strahlend, leuchtend. Verkündigung heißt: Selber offene Augen haben und die Augen anderer dafür öffnen, daß Gottes die Sünde, den Tod und den Teufel überwindende Liebe sich über die dunklen Mächte dieser Welt legt. Das Neue strahlt schon sieghaft über dem Alten. Schon hat es angefangen, in der Auferweckung des Gekreuzigten, das große Aufheben und Auslöschen, das Beenden von Verirrung und Schuld, von Haß und Gewalt, von Krankheit und Tod. Das Aufheben und Auslöschen der Gottlosigkeit in dieser Welt.

Dies zu verkündigen – mit Wort und Tat, mit allem, was wir haben und sind, das ist unser Amt, wer immer wir sind und wo immer wir seien.

Christoph Blumhardt hat es so beschrieben: »Nie sollen uns die Ereignisse des Tages beherrschen, wir wollen sie beherrschen! Leben oder Tod, Licht oder Finsternis, Freude oder Leid, Trübsal oder Jauchzen, alles muß unter unsere Füße, alles muß zur Ehre Gottes ausschlagen, weil Jesus lebt und wir auch leben. So sollen die Jünger Jesu sein, so sollen sie ihn verkündigen, der da ist, und der da war und der da kommt, – so in der Freiheit für alle Völker, für alle Menschen, und in der Liebe Gottes zu allen Menschen und zu allen Völkern; so sollen wir Menschen der Ewigkeit sein.«

## Zur Freiheit berufen

Es sind wahrscheinlich viele Menschen unter uns, die sich und anderen die Frage stellen, was ist uns als Christen denn eigentlich zu tun erlaubt, was geziemt sich nicht, und was ist Sünde? Diese Frage in unseren Tagen zu stellen, ist in der Tat nicht müßig. Trotzdem werden sie von mir jetzt nicht erwarten, daß ich einen Katalog mitgebracht habe, der darüber im einzelnen Auskunft gibt.

Ich werde jetzt im Sommer 50 Jahre alt. Wenn man mich vor 30 oder 35 Jahren gefragt hätte, wie ich volle menschliche Freiheit verstehe, hätte ich vielleicht gesagt: so, daß ich in jedem Augenblick meines Lebens nach Belieben tun und lassen kann, sofern ich damit mit dem Strafgesetzbuch nicht in Konflikt gerate. Wenn sie mich heute fragen, sage ich's anders. Ich hoffe, besser. Volle Freiheit würde dann für mich gegeben sein, wenn ich in jedem Augenblick meines Lebens das tun und lassen könnte, was ich für richtig, für notwendig, als dem göttlichen Willen gemäß, erkenne. Wenn ich das sage, dann einfach deshalb, weil wohl niemand in dieser Halle ist, der von sich sagen wollte, daß er in jedem Augenblick in dieser vollen Freiheit steht. Und ich weiß, daß viele bewährte Christen unter uns sind, die vertraut sind mit den Wegen Gottes. Es ist nun einmal so, daß wir von Haus aus schwache, gebundene Menschen sind. Und wenn wir Christen von Freiheit reden, handelt es sich immer, auch im besten Fall, um eine begrenzte Freiheit. Ich persönlich halte jedenfalls alles andere für Schwärmerei. Ich sage das absichtlich, um all derer willen unter uns, die bewußt in der Nachfolge Jesu stehen und trotzdem immer wieder an sich selbst leiden. Aber, so wahr das nun ist, gilt auch das andere, ja gilt viel mehr, wenn wir singen und sagen:

Jesus ist kommen,  
nun springen die Bande,  
Stricke des Todes  
die reißen entzwei.

Unser Durchbrecher ist nunmehr vorhanden,  
er, der Sohn Gottes, er machet recht frei.

Bringet zu Ehren aus Sünde und Schande.

Jesus ist kommen, nun springen die Bande.

Aber wie sieht diese Freiheit aus? Im Arbeits- und Steuerrecht unterscheidet man zwischen selbständig und nichtselbständig Tätigen. Die letzteren sind alle die, die einen Chef, einen Dienstherrn, einen Lehr-

meister haben. Die anderen sind die Gewerbetreibenden, die sogenannten Freiberufler, frei praktizierende Ärzte, Rechtsanwälte und ähnliches. Daneben gibt es auch noch die Kategorie der sogenannten freischaffenden Künstler. Auch das alles ehrenwerte Leute, aber es wird ihnen nachgesagt, daß sie mitunter Mühe haben im Einhalten und Beachten von Zeiten, Ordnungen, Regeln und Bestimmungen. »Ja, das ist halt eine Künstlernatur, da kann man nichts machen, den muß man verbrauchen wie er ist, da muß man eben bereit sein, auch mal zwei Augen zuzudrücken.« Das kennen wir ja alle!

Worum es mir geht: Man hat in unseren Tagen oft den Eindruck, daß unter uns Christen ein weitverbreitetes Mißverständnis vorliegt, dahingehend, daß das Wort des Apostels: »Alles ist euer«, so verstanden wird, als ob wir zu solchen »freischaffenden Künstlern« berufen wären. Was für ein fataler Irrtum, und das nicht nur in unseren Jugendkreisen! Es ist wahr: wir sind niemandes Knecht, aber ebensowenig berufen zu freischaffenden Künstlern. Wohl aber zu Freiberuflern, berufen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, die sich auszeichnet einzig durch die Bindung an ihn und die Einbindung in seine Gemeinde.

Wie kommen wir zu dieser Freiheit? Unser Gott ist ganz gewiß souverän. Nach aller Regel geht es aber nur so, daß wir die mancherlei Dienstverhältnisse, die wir eingegangen sind, denen wir verpflichtet, ja oft verhaftet sind, wissentlich und willentlich in der Kraft des Auferstandenen aufkündigen. Das kann schwierig sein, etwa dem Dienstherrn Mammon die Dienstbarkeit aufzukündigen. Aber es geht nicht anders. Jesus sagt ganz klar: »Niemand kann zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen.«

Das heißt, wir erfahren christliche Freiheit nur in dem Maße, als wir uns beschränken und konzentrieren auf das eine Dienstverhältnis, um es dem einen Dienstherrn Jesus Christus recht zu machen.

Ich möchte schließen mit Gebetsworten von Johann Albrecht Bengel, die ich mir immer und immer wieder zu eigen mache, wenn er sagt:

Um eins, mein Jesus, bitt ich Dich,  
um das laß Dich erbitten:  
Dein Herz, Dein Herz, das gib in mich,  
ein Herz von guten Sitten.  
Ein Herz, das wie ein kleines Kind  
sanft, gütig, rein, gelind,  
ein Herz in Liebe mächtig.  
Ein Herz, das allenthalben frei  
und ganz von nichts gefangen sei –  
die Liebe ausgenommen.

Dazu sind wir berufen. Nach solchen Menschen hungert und schreit – bewußt oder unbewußt – unsere aus tausend Wunden blutende Welt. Zu dieser Freiheit darf und möchte ich sie aufrufen im Namen dieses unseres Herrn.

Wir wollen Königsboten sein  
– freie Leute – des Herren Jesus Christ,  
der frohen Botschaft heller Schein  
uns Weg und Auftrag ist.

## In weltweiter Mission

WALTER TLACH

Allen Völkern, bei allen Gelegenheiten,  
mit allen Möglichkeiten

Unser Thema hat den universalen, über Israel hinausreichenden Horizont des Neuen Bundes, der schon bei Abraham eröffnet wurde (1. Mose 12, 3: »In dir sollen gesegnet werden alle Weltstämme«). Diese weltweite Schau gipfelt in dem vierfachen »alle« des Missionsbefehls vor der Himmelfahrt des Herrn: Mir ist gegeben alle Gewalt – machet zu Jüngern alle Völker – lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe – und ich bin bei euch alle Tage. Lassen Sie mich mit drei Dimensionen diesen universalen biblischen Horizont unseres Auftrags umreißen:

1. Der Kern unseres universalen Auftrags an die Nationen ist personal. Beachten wir den Unterschied: Das Volk Israel wird als Kollektiv, als Volk, bekehrt werden zu seinem König und Retter Jesus von Nazareth (Röm.11, 26: »Ganz Israel wird gerettet werden«; d. h. Israel als Ganzheit, nicht: Jeder einzelne Israelit). Nur Israel ist und bleibt im göttlichen Heilsplan ein Kollektiv; ein Kollektiv der Bekehrung bei der Wiederkunft des Herrn. Seit Konstantin ist der Irrtum in die Gemeinde aus den Nationen eingedrungen, als gäbe es auch bei uns christliche

Völker, ein christliches Kollektiv, ein christliches Abendland. Die Gemeinde aus den Nationen kommt nicht durch kollektive Volksbekehrungen zustande, sondern nur durch personale Einzelbekehrung. Das Universale des Missionsauftrags für Jesus an alle Welt zielt ab auf einen wunderbaren Kern: Die persönliche Bekehrung des einzelnen (1. Thess. 1, 9: »Ihr seid bekehrt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott.« Dies richtet sich an die einzelnen bekehrten Glieder der Gemeinde in Thessalonich). Lassen Sie mich zu diesem Auftrag zur personalen Bekehrung unter den Nationen zwei Fragen stellen:

*a) Gibt es auch außerhalb der Christusgemeinde unter den Nationen persönliche Bekehrung? Ja!*

An zwei Stellen der Menschheit wird persönliche Bekehrung erlebt mit einer Bereitschaft, das persönliche Leben unter einen großen Verzicht zu stellen. Beide Religionen gehen davon aus, daß das sichtbare Leben, die uns umgebende Wirklichkeit, den Durst des Menschen nicht befriedigen können. Die eine Religion der persönlichen Bekehrung ist der Brahmanismus. Das »Brahma« ist die unsichtbare Weltsubstanz, die unsichtbare Weltseele, zu der ich mich hinwenden muß nach der radikalen Wegwendung von allem Sichtbaren. Bekehrung zum Brahma ist Bereitschaft zum Verzicht auf alles Sichtbare. Die andere Religion der persönlichen Bekehrung ist der Buddhismus. Er redet nicht von unsichtbarer Weltsubstanz, sondern von der Auflösung aller Weltsubstanz, allen Lebens ins Alleine, in das Ewige des Nirwana, auch in der Abwendung von aller Sichtbarkeit. Bei diesen persönlichen Bekehrungen im ostasiatischen Raum geht es also auch um die Abwendung von der sichtbaren Welt zu einer unsichtbaren Ewigkeit: Zum Brahma oder zum Nirwana aus dem Irrtum, dem Schleier des Vorfindlichen, ins Wahre und Bleibende. So geschehen bei diesen beiden Religionen, wenn auch nicht in der Masse, großartige Einzelbekehrungen im ostasiatischen Raum.

*b) Die zweite Frage: Was ist dann das Besondere der christlichen Einzelbekehrung?*

Ihr Geheimnis ist dies: In meinem Gewissen erwacht (wodurch auch immer; bei Martin Luther war es der Einschlag des Blitzes neben ihm, beim Dorf Stotternheim) das Schuldbewußtsein vor Gott, im Zentrum meines Selbstbewußtseins, im Personkern; Schuldbewußtsein einmal als ein Erschrecken über meine Autonomie, andererseits als ein Erschrecken über konkrete unreine Tat. So erfolgt nun die Kehrtwendung als persönliche Bekehrung: Weg von allen Menschen, weg von allem Sicht-

baren, an eine einzige Stelle: Zu Jesus Christus am Kreuz von Golgatha. Mein Leben war in eine falsche Richtung gegangen, weg von meinem Schöpfer in das Chaos. Nun wird mir eine Wende geschenkt: Zurück zu meinem Schöpfer, an das Kreuz seines ewigen Sohnes, der an meine Stelle getreten ist und dem ich nun rückhaltlos alles hingebe: »Mein Herr und mein Gott« (so Thomas; Joh. 20, 28). Das Erwachen des Gewissens zur Begegnung mit dem Heiligen selbst ist dabei das undurchdringliche Personen-Geheimnis eines jeden Menschen (beim »Schächer«, in der letzten Lebensminute, wie er das Sterben des Heilandes miterlebt: »Und du fürchtest dich nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist?«, so ruft der sterbende Terrorist zu seinem Kollegen).

Das universale Thema der Weltmission unter den Nationen beginnt mit dem personalen Thema der Bekehrung meines Lebens zum gekreuzigten Heiland. Dies ist das erste Ziel aller Mission. Karl Heim schreibt zum Wie der Bekehrung: »Die einen werden gebogen, die anderen werden zerbrochen. Die einen werden aus ihrer pharisäischen Anständigkeit aufgerüttelt, die anderen werden aus dem Sumpf der groben Sünden herausgezogen. Wenn der Mensch die zweite Geburt erlebt, muß der Übergang irgendwie erlebbar sein. Die Kindertaufe ist nicht das Geschehen, durch das wir endgültig Gottes Kinder werden.« Wiedergeburt besteht aus Taufe und Bekehrung oder Bekehrung und Taufe. Die Reihenfolge ist unwichtig. Karl Heim schreibt weiter: »Die Wiedergeburt kann sich über Jahre hinziehen und kann sich auf eine Sekunde zusammenballen.«

Alles Universale am Evangelium ist konzentriert auf dieses eine Personale: Bekehrung meines Lebens zum gekreuzigten Heiland und Taufe auf seinen Namen. So beginnt Jesu Ruf, so locken seine Zeugen. Dies ist der Kern des universalen Rufes.

2. Was ist der Weg des universalen Auftrages, um alle Menschen zu dieser Bekehrung einzuladen?

### a) *Mündliches Zeugnis*

Hast du es auch schon einmal erlebt, daß es leichter ist, vor ungläubigen Menschen den Namen Gott auszusprechen, daß wir aber seltsame Widerstände empfinden, den Namen des Herrn Jesus zu nennen? Jedes mündliche Zeugnis, ob in Predigt, in Evangelisation oder in persönlicher Begegnung mit Ungläubigen hat allein den Jesusnamen zum Zentrum, den gekreuzigten und vom Tod erweckten Heiland. Wie sagte Bischof Clemens von Rom während einer Verfolgung zu seinen ange-

fochtenen Gläubigen: »Die den einen Namen nicht nennen, sollen uns sein wie Gräber mit verschollenem Namen!« Dies ist das mündliche Zeugnis.

### *b) Dienende Liebe*

Gott sendet mich nicht abstrakt zur gesamten Menschheit, sondern zu Menschen, die er mir über den Weg schickt, als Gelegenheit zu dienender Liebe. In jedem Menschen darf ich einen potentiellen Bruder in Christus sehen. Neulich erzählte mir jemand von einem Studentenehepaar, das in der Stadt Tübingen wohnt und zu unserem Albrecht-Bengel-Haus gehört: »Die kümmern sich um keinen einzigen Menschen, der in unserem Haus wohnt; sie leben nur für sich allein.« Darüber sind nicht nur die Studienleiter des Albrecht-Bengel-Hauses traurig, sondern unser Herr Jesus Christus selbst. – Dienende Liebe heißt: Sich in die Menschen hineinversetzen, die Jesus mir über den Weg schickt. Daraus folgt dann alles weitere. Es bedeutet immer ein Sterben der Eigenliebe und des engen Horizonts meines persönlichen Glücks. Im Dezember 1948 lief mir um 22 Uhr auf einem Bahnhof in Wuppertal eine Frau mit ihrem Kind über den Weg. Sie weinte. Sie kam eben, aus der DDR, in Wuppertal an, auf der Flucht. Ich mußte sie aufnehmen in unsere Zwei-Zimmerwohnung. Denn in der Küche stand noch ein Gastbett. Jesus hatte mich genötigt, diese weinende Frau anzuschauen. Dienende Liebe: Begegne jedem Menschen, den dir der Herr über den Weg schickt, so, daß du in ihm einen potentiellen Bruder in Christus sehen kannst. Dann erfährst du, was Sterben mit Christus heißt.

### *c) Gewaltloses Leiden*

Also keine Befreiungsbewegung! Irgendwo im Osten war ein Major der Sicherheitspolizei beauftragt, Christen in ihrer Haft zu vernehmen. Eines Tages meldet er sich bei seinem Chef, einem Oberst: Er sei an Christus gläubig geworden. Er wird sofort entlassen. Heute ist er irgendwo Hilfsprediger bei den Gläubigen. Was war geschehen? Das schuldlose Leiden der Gläubigen, die bei der Vernehmung für ihren brutalen Bedrucker beteten, hatte ihn überwunden. Leidende Liebe war stärker.

3. Und nun: die Frist dieses universalen Auftrags? Die Gemeinde Jesu befindet sich mit der Antwort auf diese Frage auf der ganzen Erde zur Zeit in großer Not. Wir hören auf einige Sätze aus einem Brief gläubiger Geschwister, die in einem schwäbischen Dorf wohnen: »Wir haben bei uns seit Dezember 1977 einen neuen Pfarrer, es ist seine erste selb-

ständige Pfarrstelle. In unserem Dorf ist ein regelrechter Religionskrieg ausgebrochen. Eine Gruppe, die aus der Bibelschule Adelshofen entstanden ist, bezeichnet er sogar als eine Sekte. Unter anderem predigt unser Pfarrer: »Gott ist nur Liebe, ein Gericht nach dem Tode gibt es nicht. Das Gericht sei schon auf dieser Welt.« – So weit aus diesem traurigen Brief. – Ein anderer Pfarrer sagte zu einem unserer Brüder, als er ihn fragte, warum er denn nie zur Bekehrung einlade, auch wenn davon im Predigttext die Rede sei: »Seit dem Kreuz von Golgatha sind alle Menschen bekehrt.« Das heißt: Kein Mensch kann seit Golgatha mehr verloren gehen. Dieser Pfarrer hat also keine Ahnung von der Frist des Missionsauftrags. Welch eine fatale Irrlehre, die ihre Wurzel in der Erwählungslehre von Karl Barth hat! Aus dem Kreuz von Golgatha entsteht nicht eine universale Rettung der gesamten Menschheit, ohne Bekehrung. Nein. Im Ja oder Nein zu Jesu Kreuz entsteht eine ewige Scheidung. Gnade begegnet als Frist, als Jetzt, nicht zeitlos, nicht als Idee:

Bedenke dein seliges Heut'  
die Gnade hat Grenzen und Zeit.

Nach 1. Korinther 1, 18 entsteht am Wort vom Kreuz die folgenschwere Scheidung der Menschheit in Verlorene und Gerettete. Denn aus wahrer Liebe zum Menschen ehrt Gott die Majestät des menschlichen Willens und drängt keinem Menschen seine Liebe auf. Denn Liebe, die sich aufdrängt, kann niemals Liebe sein. Das persönliche Nein zu Jesu Kreuz, ob einer getauft war oder nicht, hat ewige Konsequenzen. Das Nein zum Ruf der Umkehr an das Kreuz von Golgatha führt in die Finsternis und reißt ins Chaos hinab.

Denn Gottes Liebe ist kein Prinzip im Sinn des platonischen Denkens, sondern ein geschichtlicher Einbruch in mein Leben zur persönlichen Begegnung mit der göttlichen Liebe, gewissermaßen zu einer Verlobung. Der reiche Jüngling, der Jesu Einladung zur persönlichen Nachfolge in den Wind schlug, ging traurig von dannen. Er geriet, nach dieser Begegnung mit Jesus, auf den Weg in die Nacht. Über sein Ende zu urteilen, steht uns freilich nicht zu.

Gottes Liebe in Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferweckten Heiland, hat zwei unabänderliche Fristen, eine personale und eine universale! Sie begegnet mir in meinem Leben und lädt mich ein zu einer Verlobung mit Jesus, vielleicht zwei oder dreimal. Dann läuft die Frist für mich aus. Denken sie an die Tragik im Leben unseres großen Dichters Goethe: Er ist an Jesus Christus gescheitert, trotz mehrmaliger Einladung zu ihm. Die eine Frist ist personal.

Und die andere Frist ist universal. Denn Jesus sagt: »Jerusalem wird

von den Nationen zertreten werden, bis die Gnadenzeiten der Nationen erfüllt sein werden« (Luk. 21, 24). Auch die universale Gnadenfrist für alle Nationen geht zu Ende. Gott macht der Rebellion des selbstsicheren Menschen gegen seine Schöpferherrlichkeit ein Ende. Die Stürme des Schöpfers stoßen dann an das Haus der Menschheit (Matth. 7, 25 und 27). Das Gnadenangebot an die Nationen geht dann zu Ende, Offbg. 14, 15: »Schlag an mit deiner Sichel und ernte. Denn die Zeit zu ernten ist gekommen. Denn die Ernte der Erde ist dürr geworden.« Nun vollendet sich Gottes Sieg über die gottlose Menschheit; in sieben Schalen gießen Gottes Boten die sieben Gerichtsakte aus über die Nationen (Offbg. 16–18).

Der Herr aber benützt unsere universale, an alle Nationen gerichtete Missions-Aktivität, um damit seinen Weltplan zu seinem Ziel zu bringen, freilich in einem Horizont, der uns noch verschleiert ist. Deshalb: Gehet hin!

DR. HANS L. E. GRÜBER

## Das Zeugnis der Mission im sozialen Dienst

Es war auf der Straße in London. Ein Straßenmissionar ruft die gute Nachricht von Jesus aus. Da brüllt ein Zwischenrufer: »Leute, hört nicht auf ihn! Seht mal hier zu diesem Mann herüber!« – Da stand ein verkommener Trinker, zerlumpt, schwankend, fleckig, schmutzig. – »Ich sage euch«, schrie der Störenfried, »der Kommunismus kann diesen Mann in einen neuen Anzug stecken!« – »Kann schon sein«, rief der Missionar, »aber Jesus kann in den Anzug einen neuen Mann stecken!« Die Mission bringt die Nachricht vom »neuen Mann«, aber sie geht an den schmutzigen Lumpen nicht vorbei. Warum?:

1. Weil die Mission im sozial-diakonischen Dienst bezeugt, daß Gott den ganzen Menschen meint.

Jesus sagt: »Gott sorgt für eure Kleider, er sorgt für Essen und Trinken und kümmert sich um alles in eurem Leben« (Matth. 6, 25). Es gibt eine Gegend in Deutschland, da werden die Leichen im Sonntagsanzug beerdigt. Gott will aber weder einen neuen Menschen in Lumpen, noch eine Leiche im Sonntagsanzug.

2. Deshalb wollen wir in der Mission nicht nur Reisevertreter in Sachen Theologie sein, sondern auch Gratismuster der Liebe Gottes verteilen!

Wenn sie sich heute einen neuen Wagen anschaffen, sehen sie sich vorher Prospekte an. – Da steht zwar alles fein säuberlich aufgeschrieben, aber noch besser ist eine Probefahrt. Wir wollen selbst sehen, wie der Wagen funktioniert. Die Sozialdiakonie in der Mission ist wie eine Probefahrt der Liebe Gottes. Deswegen haben wir Männer und Frauen, die den Dreck anfassen, die stinkende Wunden verbinden und den Sterbenden auf der Straße die Hand halten!

Wenn ich hungrig bin, was interessiert mich die schönste Predigt von der Liebe Gottes; die Liebe muß dann schon in Form einer Büchse Milchpulver oder einer Scheibe Brot kommen. Die Scheibe Brot, im Hungerlager von einem Kameraden abgespart, er hatte selbst Hunger! Das war ein zündendes Zeugnis! Das war Tatsache.

Jesus sagt: Wenn ihr schon nicht meinen Worten glaubt, dann wenigstens meinen Taten! Gott läßt uns nicht nur das Etikett auf dem Honigglas lesen, sondern auch den Honig essen! Das hat die Mission im Namen Jesu getan, schon damals in der ersten Gemeinde, als der Missionsdiakon Stephanus das Essen austeilte.

Lange vor Marx, lange vor den Sozialisten und Marxisten hat die Mission gehandelt! Ein William Carey hat die erste Dampfmaschine nach Indien gebracht; die erste Hochschule gegründet; die erste Druckerpresse eingeführt; leidenschaftlich gegen die grausame Witwenverbrennung vorgegangen (mit Erfolg!); Grammatiken in fünf Sprachen geschrieben; mit einem Team die Bibel in 40 indische Sprachen übersetzt! Er hat mehr für die Entwicklung dieses armen Landes getan, als hundert marxistische Schreihälse!

Vor einiger Zeit hat die größte indische Illustrierte veröffentlicht, was die Missionsdiakonie für Indien getan hat: 2117 Oberschulen gegründet, 214 Technische Schulen, 153 Lehrerseminare, 150 Mittelschulen, 670 Krankenstationen und Polikliniken, 86 Aussätzigenheilstätten, 713 Waisenhäuser, 681 Jugendheime, 275 Kindergärten, 87 Altenheime und ähnliche Einrichtungen, 71 landwirtschaftliche und technische Lehrwerkstätten und -zentren gegründet und unterhalten.

Ja, die Mission war halt schon da, als man das Wort Marxismus noch gar nicht kannte! Schön und gut. Aber das können doch auch die Sozialisten, Kommunisten und der Staat! Was ist der Unterschied? Eine knallharte Antwort steht in der Bibel: »Die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot.« Das ist doch unser Problem! Was fangen wir denn mit all der Hilfe und Entwicklung an? Sozialhilfe wird in Schnaps umgesetzt; Entwicklungshilfe dient dazu, daß die armen Län-

der sich mehr Raketen und Superbomber kaufen können. Der Wohlstand sollte uns glücklicher machen, aber wir können nachts nicht mehr auf die Straße gehen, weil es nicht mehr sicher ist. Hygiene, Medizinhilfe, Medikamente lassen die Menschen überleben, dafür sterben sie dann an Hungersnot. Das Erdöl, ein Segen für die Menschen, dient zur Erpressung, und von den Ölmilliarden werden Bomber gekauft, die neue Weltkriege von größeren Dimensionen möglicherweise vorprogrammieren! Die Hilfe, der Fortschritt, die Möglichkeiten einerseits und das Verhalten des Menschen andererseits fallen auseinander und wir machen die Sau nicht dadurch zum Menschen, daß wir sie in einen Mercedes setzen!

Haben uns die schöneren, schnelleren, besser gepolsterten, metallic lackierten Autos denn zu besseren Menschen gemacht? Bei einem Unfall, wenn Menschen verletzt verbluten, halten dann mehr liebe Christenmenschen als früher an, um zu helfen? Sie wissen es genau: Es sind weniger, nicht mehr, denn die Autopolster sind teurer geworden und könnten vielleicht mit Blut beschmiert werden!

Die Nachdenklichen begreifen langsam, daß wir auseinanderfallen, daß es einen Ausweg nur gibt, wenn wir beim Menschen ansetzen und nicht bei der äußeren Hilfe.

Ihr Kommunisten, Sozialisten, Humanisten, Idealisten, ihr seid irregeleitete Utopisten! Ihr könnt die Erde nicht neu machen, weil ihr den Menschen nicht neu machen könnt. Das kann nur Jesus allein und den haben wir zu bezeugen. Es kommt dabei nicht auf die Sozialhilfe an, sondern was der Mensch daraus macht. Das hat Jesus uns auf den Missionsweg mitgegeben: Freut euch nicht darüber, was ihr machen könnt, sondern darüber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind! Ein falsch verstandener Sozialdienst kann in der Mission zur Gotteslästerung werden, nämlich dann, wenn wir glauben, durch die soziale Tat das Reich Gottes hier auf Erden vorwegnehmen zu können. Niemals! Niemals: Jesus hat uns zum Licht gesetzt, aber nicht zur Sonne.

Niemand, auch nicht die Mission kann eine diesseitige heile neue Welt schaffen. Die Bibel sagt in Hebräer 1, 11: »Diese Erde wird vergehen, Gott aber bleibt!« Gott sagt: Die Welt wird nicht besser, sondern ungerechter, und gefährlicher und zwar gerade durch die wunderbare technische Entwicklung. Die Bibel sagt: Gott wird die Erde wie einen Mantel zusammenrollen und eine neue Erde und einen neuen Himmel schaffen. Jesus sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bin ich Pessimist? Nein, denn wir haben in der Mission etwas Einzigartiges zu geben, das niemand sonst bieten kann!

1. Nicht Sozialhilfe, sondern Dienst. Jesus hat nicht sein Engagement gegeben, sondern sich selbst! Wer tut das noch heute? – Wir! Dienen heißt von der Substanz geben und sich dem andern und Gott unterordnen, und nur so kann unsere Welt zurechtkommen.

2. Jesus starb nicht, damit wir satt, gesund, fett und wohlhabend werden. Er starb nicht, damit wir mehr Lebensqualität bekommen, sondern das Leben. Und zwar ewiges Leben!

»Nackt sind wir in die Welt gekommen und nackt werden wir davongehen« (Pred. 5, 14). Weil wir ewiges Leben bieten in Jesu Namen, wird die Symmetrie wieder hergestellt. Das Leben bekommt wieder Symmetrie.

3. Die Sozialdiakonie in der Mission ist ein Zeichen der Liebe Gottes. Warum geben sich Verlobte einen Ring? Ein Zeichen, ein sichtbares und fühlbares Zeichen. Dies Zeichen aber muß in der Mission in der Kraft Gottes gegeben werden. Das heißt der Zeuge muß hinter dem Zeugnis stehen! Zur Zeugenaussage braucht es Zeugen. Der große Geldsack und die eindrucksvollen Programme, die immer größeren Projekte brauchen Bosse, Manager und Statistiken. Das Zeugnis der Mission aber im sozialen Dienst braucht Zeugen und Diener. Jesus ist gekommen als Diener. Er teilte das Brot an die fünftausend Menschen aus: Es kam von einem kleinen Knaben und Jesus brach es in kleine Stücke. Wie Jesus wollen wir als Missionare den Hungernden, Kranken, Durstenden, Nackten, Gefangenen weitergeben, aber nicht als reiche Missionsonkel, deren Geldsack zuletzt womöglich angebetet wird anstelle von Jesus.

4. Eine Botschaft mit Entscheidungscharakter. Jesus sagt auch durch seine Tat: »Du mußt dich entscheiden!« Das will Gott. Er benutzt als Entscheidungshilfe zweierlei: Das Wort und die Tat. »Hätte ich es ihnen nicht gesagt, so hätten sie keine Sünde«, und dann fährt Jesus fort: »Hätte ich nicht die Werke getan, so hätten sie keine Sünde, nun aber haben sie es gesehen und hassen doch beide, meinen Vater und mich.« Hier scheiden sich die Geister: Eine diakonische Berieselung mit guten Taten, Essen, Krankenversorgung, Blindenheilung, das läßt sich jeder gefallen; aber das diakonische Zeugnis in Vollmacht, nicht nur etwas Gutes tun, das können die Kommunisten und Humanisten nicht! Nein – Gott will den neuen Menschen, den Menschen, der nicht nur lebt, sondern ewig lebt. Der nicht nur neue Klamotten hat, sondern Kleider, mit denen er einmal vor Gott erscheinen kann!

Wo das geschieht, fängt der Widerstand an. Satan will den neuen Menschen nicht, weil er ihm nicht mehr hörig ist. Das Zeugnis der Mission im sozialen Dienst ist daher nicht nur ein beglückender Spaziergang, sondern ein Kampf um ewiges Leben und ewigen Tod. Der erste Missionsdiakon Stephanus mußte mit seinem Leben bezahlen, weil er in diesem Dienst ein geisterfüllter Zeuge Jesu war.

Nur dann werden wir uns unterscheiden von anderen Guttätern, wenn wir mit den Worten des großen Missionars William Carey sagen können: »Laßt niemals den Gedanken aufkommen, daß unsere Zeit, unsere Gaben, unsere Stärke, unsere Familie oder selbst unsere Kleider uns selbst gehören. Laßt sie uns Gott und seiner Arbeit opfern!«

DR. KURT SCHEFFBUCH

## Im Beruf

Die meisten von uns stehen im Berufsleben. Auch in unserem Beruf sind wir von der weltweiten Missionsaufgabe nicht ausgeschlossen. Unser Land ist auch ein Missionsfeld. Wir leben heute in einer Welt, die ohne Gott zurechtkommen will.

»Zweifel und Unglauben fressen um sich wie der Krebs.« Dies schrieb schon vor hundert Jahren E. Schrenk. Viele Jahre war er als Missionar in Afrika gewesen. Gezeichnet von schweren Tropenkrankheiten, war er schließlich nach Deutschland zurückgekehrt. 55 Jahre alt war er, angeschlagen und reif für vorzeitige Pensionierung: da traf ihn noch einmal der Ruf Gottes. Er sah die Aufgabe an den unzähligen Nichtchristen in Deutschland. Er machte Pionierarbeit in unserem eigenen gottfernen Volk. Er wurde damit Bahnbrecher der Evangelisationsarbeit in Deutschland.

Das Beispiel dieses Mannes ist für mich unerhört eindrucksvoll. Es zeigt, wie unsere Missionsarbeit draußen eine Fortsetzung braucht nach innen: im eigenen Land. Weltweite Mission kann in dem Maße fruchtbar und gesegnet werden, wie hier unter uns wieder etwas Neues entsteht: eine missionarische Bewegung, ein wirkliches Sendungsbewußtsein, das auch unser weltliches Berufsleben durchdringt.

Wie entsteht nun eine solche Bewegung? Was sind die Voraussetzungen? Auch das zeigt das Leben von Schrenk.

Er war als Kaufmann ausgebildet, mit 22 Jahren war er in die Firma Mez in Freiburg eingetreten. Sein Chef, Carl Mez, war ein Mann mit weitem Horizont und mit einer engen Bindung an Christus. Er war ein

Unternehmer mit großem Verantwortungsbewußtsein und ein weit-schauender Politiker; in seiner badischen Kirche war er ein unbequemer aber notwendiger Mahner. In allem war er ein Mann, dem das Christsein abgospürt wurde.

Dieser Mann lud eines Abends seinen Mitarbeiter, Elias Schrenk, zu sich nach Hause ein. Hier erlebte der junge Kaufmann eine ungewöhnlich herzliche Atmosphäre. Beim Bibellesen und Gebet ging ihm auf: »Diese Leute haben, was du seit Jahren gesucht, aber nirgends gesehen hast.« – Dieses umwerfende Erlebnis eines praktizierten Christenlebens ist auch heute das, was vor der Welt zählt.

Wir wollen heute den weltweiten Auftrag unseres Herrn neu begreifen. Mein Wunsch ist, daß unter uns wieder eine neue Liebe zu Christus anbricht, so daß es in unserem Beruf spürbar wird, daß wir zu Christus gehören. Und wenn wir zu ihm gehören, dann will er uns auch verändern und befähigen – auch in unserer beruflichen Arbeit.

Ich leite ein Unternehmen und komme viel mit anderen Geschäftsleuten zusammen. Da sind oft Männer, die eine erfolgreiche Karriere hinter sich haben. Aber wenn sie an die Zukunft denken, kommen Zweifel. Immer wieder sagen mir einzelne, daß ihnen Mut und Zuversicht fehlt, um mit den immer schwierigeren Aufgaben fertig zu werden. Und aufmerksam hören sie zu, wenn ich im persönlichen Gespräch sage, was mir Christus bedeutet.

Vor Jahren erlebte ich, wie ein erfolgreicher Manager zum Glauben an Christus kam. Es war für mich bewegend zu sehen, was sich da alles in seinem Leben änderte. Es dauerte nur ein paar Wochen – da bekehrte sich auch sein nächster Nachbar, ein Ingenieur. Dann packte es auch dessen Frau. Aber es war doch eine große Überraschung, als ich vor drei Monaten einen Exportleiter kennenlernte, der durch jenen Ingenieur zum Glauben an Christus gekommen war. Ja, es ist wie eine Kettenreaktion, was unser Herr da unter uns aufbrechen lassen will.

Die Missionsarbeit draußen braucht enge Verbindung mit einer lebendigen Gemeinde hierzulande.

Unter uns kann nur dann ein neuer Aufbruch entstehen, eine geistliche Erweckung, wenn einzelne Menschen ihr Leben ganz neu unter die Führung von Jesus Christus stellen. Unser Leben total – im Beruf, in der Familie und in der Freizeit!

Sind wir bereit, unser Bestes für Jesus zu geben und wieder neu zu fragen: »Was willst Du Herr, daß ich tun soll?«

Dieser neue Aufbruch – zu Christus und dann zu den Mitmenschen – das ist die Chance der Christen. Und das ist auch der wichtigste Dienst, den wir heute für die Welt tun können.

## In der Verkündigung

### 1. Der Bote

Im Missionsmuseum in Bad Liebenzell steht dieser Satz: »Jeder Christ ein Missionar, jeder Nichtchrist ein Missionsfeld!« Der Sendungsauftrag Jesu in Matthäus 28, 18–20 und Apostelgeschichte 1, 8 ist uns allen bekannt: »Geht hin in alle Welt!« und »Ihr werdet meine Zeugen sein!« Wie oft denken wir aber bei diesen Worten zuerst – und teilweise leider ausschließlich – an die sogenannten Hauptamtlichen! Aber: Alle an Jesus Christus gläubig Gewordenen sind seine Boten, Zeugen, Gesandte, Botschafter an Christi Statt! Was für ein Vorrecht ist das – und welch eine Verantwortung zugleich! – Missionsfeld ist rings um uns: in der Familie, Nachbarschaft, Beruf, bis hinaus nach Afrika und Asien. In der Erfüllung seines Auftrages kommt es beim Boten Jesu zunächst sehr auf sein Leben an, das ein Zeugnis der Kraft Gottes, der Veränderung durch Gottes Heiligen Geist sein soll! In Nord-Thailand gab es ganze »christliche« Dörfer, deren Einwohner in der zweiten und dritten Generation Christen waren, nicht aber als solche lebten. Immer wieder wurde von den in der Nachbarschaft wohnenden Buddhisten erwidert: »Wenn so die Christen sind wie diese, dann wollen wir keine Christen werden! Sie sind auch nicht anders als wir!« Bis dann durch Gottes Güte Buße und Erneuerung in den Gemeinden einkehrte und dann die Heiden offen wurden, weil sie nun etwas von der umwandelnden Kraft Gottes mit ihren Augen gesehen hatten.

In einem anderen Land Asiens hörte ich von vielen Christen, die als höhere Offiziere in ihren Armeen dienen, die aber nicht weniger korrupt seien als die Nicht-Christen. Sie sind Boten, die durch ihren Wandel eine falsche Botschaft weitergeben! Boten Jesu sind gerufen, treu zu sein mit ihren Gaben und ihrer Zeit, fleißig alle sich bietenden Gelegenheiten zu nutzen und im Glauben zu säen und eine Ernte von Gott zu erwarten! Bittet den Herrn der Ernte, daß er noch viele solcher Boten auch in das weite und reife Erntefeld der Mission sende!

### 2. Die Botschaft

Das Ziel der Verkündigung der Frohen Botschaft muß es immer wieder sein, Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist zu verherrlichen und zur Nachfolge Jesu aufzurufen. Paulus sagt: »So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber aus dem Wort Gottes« (Röm. 10, 17). Diese Botschaft muß zentral, klar, einladend, unmißverständlich und befreiend sein:

a) Zentral: Als Paulus an die Korinther schrieb und sie an seine einhalbjährige Wirksamkeit dort erinnerte, sagte er: »Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, als allein Jesum Christum, den Gekreuzigten« (1. Kor. 2, 2). Jesus Christus, der Heiland der Welt, der aus Liebe sein Leben für uns opferte, ist die zentrale Aussage! Es gibt in keinem anderen Heil (Apg. 4, 12), auch in keiner anderen Religion oder Ideologie. Es führen wohl viele Wege nach Rom; aber nur ein Weg zu Gott.

b) Klar: Jesus selbst bezeugt: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich« (Joh. 14, 6). Und: »Wer an den Sohn glaubt, der hat das Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm« (Joh. 3, 36).

Das heißt doch: ohne klare Bekehrung kein ewiges Leben! Diese klare Botschaft sind wir der fragenden und nach Wahrheit hungernden Welt schuldig!

c) Einladend: In einer Welt, wo so viele Leute in den verschiedensten Religionen, Ideologien und »Ismen« Lebenswerte suchen, ohne Erfüllung zu finden, ist es um so dringlicher, Jesu Einladung weiterzugeben: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben« (Matth. 11, 28).

d) Unmißverständlich: Schon damals warnte Jesus die Interessierten: »Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir« (Matth. 16, 24).

Wie wichtig, daß wir auch die Kosten der Nachfolge nennen, die jeder selbst zu überschlagen hat: z. B. Benachteiligung in Schule und Beruf, Feindschaft in der Familie oder Dorfgemeinschaft, ja Tod um Jesu willen!

e) Befreiend: Wenn Jesus zusagt: »So euch der Sohn freimacht, so seid ihr recht frei!« (Joh. 8, 36), dann können wir dies aus Erfahrungen der Gegenwart bestätigen, wie Jesus heute noch Menschen aus der Gebundenheit der Sünde und Süchte, aus Zauberei und Opium, aus Stolz und Furcht befreit.

### *3. Mittel und Methoden*

In Lukas 19, 11–27 erzählt Jesus das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Wenn wir an unsere Missionssituation heute denken, so stellen wir fest, daß es hier nicht nur um Pfunde, sondern um Zentner und Tonnen geht, mit denen es zu wuchern gilt! Um nur einige zu nennen: Finanzen, die wohl heute reichlicher vorhanden sind denn je zuvor! Flugzeuge und bessere Straßen, die das Reisen wesentlich erleichtern

und viel Zeit sparen! Vorbeugende Medizin und bessere ärztliche Betreuung sind eine große Hilfe. Literatur, christliche, wie auch andere, wo z. B. in Zeitschriften und Zeitungen Traktate abgedruckt werden können. Radiobotschaften, mit denen man auch den Bambus- und den Eisernen Vorhang durchdringen kann! Fernsehen und Filme, die die Massen mit der Frohbotschaft erreichen. Wenn wir z. B. an Japan denken, wo 98 Prozent der Haushaltungen Fernsehen haben und im Durchschnitt vier bis sechs Stunden am Tag »in die Ferne geschaut« wird, können christliche Programme zu Menschen gebracht werden, die sonst nie unter Gottes Wort kämen! Video-Kassetten werden heute schon in Japan und anderen Ländern gebraucht. In Hongkong werden zur Zeit alle Schulen mit Video-Apparaten ausgestattet. Krankenhäuser benützen diese, um das Evangelium den wartenden Patienten und Angehörigen zu sagen! Schüler- und Studentenarbeit, Kinder- und Jugendarbeit, persönliche Evangelisation und Massenveranstaltungen, Bibelkorrespondenzkurse und Leiterschulung, Bibelschulen und theologische Ausbildung, sind ebenfalls Mittel, die heute eingesetzt werden, um Menschen für Jesus Christus zu gewinnen. Machen wir es uns mit zu unserem Anliegen: »Allen Völkern bei allen Gelegenheiten Gottes Einladung mit allen Mitteln und Möglichkeiten weiterzugeben!« Denn Jesus sagt: »Handelt, bis ich wiederkomme!« (Luk. 19, 13). Und Paulus ermahnt: »Kauft die Zeit aus!« (Kol. 4, 5).

BRUNO HERM

## Bericht zur Lage der Weltmission

Das Ziel der Weltmission ist nicht Christianisierung für Völker, ist auch nicht Zerstörung anderer Religionen, sondern ist das Herausrufen der Gemeinde Jesu aus allen Nationen, Völkern, Stämmen und Sprachen. Und dies geschieht heute mehr und mehr. Ganze Missionen, ganze Kirchen bekommen heute einen neuen, klaren Blick für die eigentlichen Ziele der Mission und stellen sich darauf ein.

Gegründet oder stark gewachsen sind Missionsgesellschaften oder besser genannt übergemeindliche Evangelisationswerke, die sich die Welt-evangelisation zur ausschließlichen Aufgabe gesetzt haben. Ich denke an die »Aktion in jedes Haus«, ein Teil der weltweiten Bewegung »Every Home Crusade« (Kreuzzug für jedes Haus). Ich habe selbst den Leiter dieser Arbeit in Indien kennenlernen dürfen. Dort hat die Arbeit über 800 vollzeitliche Mitarbeiter. Sie unterhält zehn eigene Drucke-

reien, in denen in zehn anerkannten Sprachen Indiens Bibelteile und Verteilmaterial für die Aktionen gedruckt werden. Einmal konnte diese Aktion schon ganz Indien mit christlicher Literatur erreichen. Sie arbeiten nun an der zweiten Runde. Nach den neuesten Berichten dieser weltweiten Missionsgesellschaft kommen täglich Millionen von erwecklichen evangelistischen Schriften in alle Welt in die Häuser.

Ich denke an die Jugendbewegung »Campus für Christus«, die speziell unter den Studenten der Welt arbeitet und sich nicht nur mit der Bekehrung von Studenten begnügt, sondern ein bewährtes praktisches Schulungsprogramm ausgearbeitet hat und gebraucht, damit diese Studenten zu Jüngern und Seelengewinnern, zu christlichen Führern und Leitern geschult werden.

Eine Jugendorganisation, die uns allen bekannt ist, ist die »Organisation Mobilisation« (OM). Vor wenigen Jahren erst aus kleinsten Anfängen entstanden, setzt diese Organisation in jedem Jahr Tausende von jungen Leuten ein zur Missionierung von bisher oft unerreichten Gebieten.

Niemand kann ermessen, welchen Einfluß auf die Weltevangalisation durch das Schiff »Logos« bisher ausgeübt wurde und wie sich dieser Einfluß durch den Einsatz des zweiten Schiffes »Doulos«, das übrigens in wenigen Tagen von Bremen aus zu seiner ersten Missionsreise in See stechen wird, in den nächsten Monaten und Jahren verstärken wird. Tonnenweise wird die »Doulos« christliche Literatur in die Häfen Südamerikas bringen.

Eine ähnliche Bewegung, nur stärker auf die Nacharbeit von Jungbekehrten ausgerichtet, sind die »Navigatoren«. Sie versuchen das Schulungssystem von Paulus nach 2. Timotheus 2, 2 »Was du von mir gehört hast, das vertraue treuen Zeugen, die auch fähig sind, andere zu lehren«, in die Praxis umzusetzen. Sie haben Tausende von Mitarbeitern und Zehntausende von solchen, die durch sie geschult werden, in alle Welt verstreut.

Ich denke auch an die Wycliff-Bibelübersetzer, eine verhältnismäßig neue Mission, die heute über 3000 vollzeitliche Arbeiter hat, und deren ausschließliches Ziel es ist, die Bibel – oder wenigstens Teile davon – in alle bekannten Sprachen zu übersetzen.

Und lassen sie mich schließlich noch die vielen Evangeliumssender erwähnen, die an jedem Tag von vielen Sendestationen der Welt aus, in vielen Sprachen, oft 24 Stunden lang, das Evangelium hinaussenden.

All diese neuen Bewegungen, und viele andere, sind in einem ständigen Wachstum begriffen.

Dazu möchte ich andere Bewegungen erwähnen: »Evangelism in Depth«

(Tiefenevangelisation), »Neues Leben für alle«, »Aktion zur Gründung von Hausbibelkreisen in den Philippinen, Indien und andern Ländern Asiens« und auch die Arbeit und das große Schulungsprogramm des Instituts für Gemeindegewachstum in Pasadena/Kalifornien.

Dr. Ralph Winter, einer der führenden evangelikalen Missiologen Nordamerikas hat berechnet, daß zwischen den Jahren 1900 und 1975 die Zahl der Christen in Asien fast dreimal so schnell angestiegen ist, wie die der Nichtchristen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sagt er, kamen in Asien auf jeden Christen 75 Nichtchristen; heute kommen auf jeden Christen 22 Nichtchristen, d. h. das Verhältnis ist auf ein Drittel zusammengeschrumpft, und es gibt Anzeichen, daß sich diese Entwicklung bis zum Ende unseres Jahrhunderts weiter fortsetzt.

Dies ist ein deutliches Zeichen auf das Wirken des Geistes Gottes, sagt Dr. Winter. Er fährt fort: In Afrika wird das machtvolle Wirken im 20. Jahrhundert noch deutlicher. Am Anfang dieses Jahrhunderts bekannten sich nur 7,5 Prozent der afrikanischen Bevölkerung zu Jesus Christus, heute sind es bereits 33 Prozent, und bis zum Jahre 2000 wird fast die Hälfte des afrikanischen Kontinents christlich sein.

Ein anderer Vergleich: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen in Afrika auf jeden Christen 28 Nichtchristen; heute kommen nur noch drei Nichtchristen auf jeden Christen, das ist also zehnmal weniger.

In vielen Ländern von Lateinamerika ist das Verhältnis noch günstiger. Nachdem das evangelische Christentum durch die Jahrhunderte hin völlig unterdrückt wurde, und am Anfang dieses Jahrhunderts nur einige Zehntausend protestantische Christen zu finden waren, nehmen heute die evangelischen Gemeinden ständig zu. Ich erwähnte schon, daß die Wachstumsrate der evangelischen Christen in Brasilien 10 Prozent beträgt, gegenüber der natürlichen Wachstumsrate der Bevölkerung von 3 Prozent, übrigens eine der höchsten der ganzen Welt.

Dr. Ralph Winter stellt auch fest, daß die Zahl der evangelikalen Missionare sich zwischen den Jahren 1958 bis 1971, also in 13 Jahren, um 60 Prozent erhöht hat. Dies sind also die Jahre, in denen vom Ende der Weltmission die Rede war, vom Moratorium für Missionare und für finanzielle Unterstützung der einheimischen Kirchen, wo man immer wieder hören konnte: Weiße Missionare werden nicht gebraucht, »weißer Missionar raus«, und wo man nur noch verschlossene Türen als Zukunftsperspektive sehen konnte.

Ein Arbeitszweig von »World Vision International«, das »Missions Advance Research and Communications Centre« (MARC) hat unlängst eine Statistik über das Verhältnis von Christen und Nichtchristen in dieser Welt veröffentlicht. Danach leben heute in einer Weltbevölke-

rung von 4,123 Milliarden 222 Millionen überzeugter aktiver Christen, 1,023 Milliarden nomineller Christen, zusammen 1,245 Milliarden und daneben 2,878 Milliarden Nichtchristen, die auch zum größten Teil noch nicht mit dem Evangelium erreicht worden sind.

Die drei großen Blocks der unerreichten Nichtchristen sind: 840 Millionen Chinesen, 560 Millionen Hindus und 595 Millionen Moslems, dazu 348 Millionen Buddhisten.

Missionsstrategisch gesehen können nur etwa 500 Millionen dieser Nichtchristen von den bisher arbeitenden Missionaren zusammen mit den einheimischen Gemeinden und Kirchen, ihren Pastoren und Evangelisten erreicht werden. 2,411 Milliarden Nichtchristen leben außerhalb der Reichweite dieser aktiven und missionarisch eingestellten Mitarbeiter und Laien der christlichen Gemeinden.

Der Ruf, der uns aus solch einer Statistik entgegenschallt, ist nicht nach einem Moratorium, nicht nach Einstellung der Missionsarbeit, sondern nach der Aktivierung der Gemeinden zur Aussendung von Tausenden von weiteren Missionaren, auch aus unseren westlichen Ländern. Ich sage hier »auch«, denn wir sind nicht mehr die einzigen, die aus unseren Ländern Mission treiben. Es bestehen jetzt schon über 200 Gesellschaften aus der Dritten Welt, die in 46 Ländern der Welt über 3000 ihrer Missionare unterhalten und einsetzen. Diese Zahl ist auch ständig im Wachsen.

Wo stehen wir im Blick auf die Weltmission? Sehen wir das Abendrot, oder leuchtet vor uns das Morgenrot einer neuen Epoche der Mission und Evangelisation für die Völker der Welt?

Jeder von uns weiß, daß wir keinen rosigen Zeiten entgegengehen, wohl vielleicht roten Zeiten. Unser Herr, der Auftraggeber der Weltmission hat seinen Jüngern und seinen Boten auch nie rosige Zeiten verheißen. Er hat ihnen im voraus gesagt, daß wir nur wie Schafe, wie Lämmer unter Wölfen unseren Dienst tun können. Er hat uns gesagt, daß wir gehaßt werden sollten von allen Völkern um seines Namens willen, ja daß es soweit kommen wird, daß die, die uns töten, meinen, Gott damit einen Dienst zu tun.

Wir leben heute schon in diesen Zeiten, das heißt aber nicht, daß unser Auftrag abgeschlossen ist. Wenn Gottes Wort wahr ist, und ich meine wir alle glauben, daß wohl Himmel und Erde vergehen, aber diese Worte nicht vergehen, dann wird sich die Situation in der Welt für die Weltmission von Tag zu Tag weiterhin verschlechtern durch das Auftreten von Irrlehren, durch Kriege und Unruhen, durch Revolutionen und Terror, durch Naturkatastrophen, Erdbeben, Hungersnöte, Seuchen und durch die weitere Zunahme der Verfolgung der Christen auf dieser

Welt. Kardinal Höpfner hat vor kurzem geäußert, daß es noch nie eine Zeit gab, in der die Gemeinde Jesu unter so starker Verfolgung zu leiden hatte, wie die unsrige.

Diese Entwicklung ist uns von Jesus voraus gesagt worden, der dann jedoch in gleichem Atemzug sagt »Und das Evangelium muß unter allen Völkern verkündigt werden«, in einer Weltsituation, die uns durch die Tagesereignisse, die durch die Massenmedien in unsere Häuser und auch in unsere Herzen getragen werden, immer stärker und deutlicher sagen will, ihr habt keine Chancen mehr, eure Zeit ist vorbei, die Weltmission ist dem Untergang geweiht. In einer solchen Situation, sagt Jesus, muß das Evangelium allen Völkern gepredigt werden, und er gibt uns damit unsere Aufgabe. Tausende und Abertausende von unseren Brüdern und Schwestern in aller Welt haben sich diese Aufgabe gestellt, nicht in einem blinden Optimismus, sondern in einem felsenfesten Glauben, daß Gottes Verheißungen unumstößlich sind. Wollen wir uns als deutsche Gemeinde, als deutsche Missionsgemeinde, von ihnen beschämen lassen? Wollen wir weiter unseren Pessimismus pflegen oder stellen wir uns mit ihnen in die Reihen derer, die durch Glauben, Gebet, durch finanzielle Hilfen und durch die Aussendung von Missionaren alles tun, damit in unserer Generation Jesu Auftrag erfüllt wird?

DANIEL HERM

## Dienst in der Mission durch Opfer

Ohne Opfer werden wir dieses Ziel nicht erreichen! Wie müßten wir angesichts des Opfers Christi das nennen, was wir für Gemeinde und Mission geben? Almosen? Spende? Oder Opfer?

Einer meiner Mitarbeiter während der Zeit in Pakistan hatte als junger Gläubiger dem Herrn gelobt, nie weniger als den Zehnten zu geben. Dann hatte er eine große Familie, und die Umstände brachten es mit sich, daß er eine Zeit lang nur etwa 60 DM im Monat verdiente. Das war ein echtes Opfer, auch in dieser Situation an dem Versprechen festzuhalten. Gott hat das gesegnet. Die Kinder haben darunter nicht gelitten. Sein ältester Sohn ist heute eine der führenden geistlichen Persönlichkeiten in diesem Land.

Dienst in der Mission – durch Opfer. Der Herr, der durch sein Opfer unser Heil und das Heil der ganzen Welt geschaffen hat, wartet auf unser Opfer, unser Dankopfer, damit sein Heil den Menschen gesagt und gebracht werden kann in Wort und Tat.

## Der Dienst des Missionars heute

»Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen« (2. Kor. 4,5).

### *1. Was hat die Mission in der Neuzeit erreicht?*

Die Tätigkeit evangelikaler Missionen wurde in den letzten Jahren von vielen Seiten angegriffen:

Libérale Protestanten, denen die Rettung verlorener Sünder nicht wirklich am Herzen liegt, verachten die treue Predigt des Evangeliums, deren Ergebnis das Entstehen christlicher Gemeinden überall in der Welt war. Das verurteilen sie als anmaßende Proselytenmacherei. Stattdessen empfehlen sie, Christen sollten sich um den Dialog mit ernstern Nachfolgern anderer Religionen bemühen und gemeinsam mit ihnen die Wahrheit suchen.

Einige christliche Führer der zweiten und dritten Generation aus der Dritten Welt belasten die echten Probleme, die die Mission aufwirft. Sie gerieten in Versuchung, nicht nur die Arbeitsweise, sondern sogar die Aufrichtigkeit der Missionare und ihrer Organisationen in Frage zu stellen.

Vor allem aber erfährt die Mission zunehmenden Widerstand von wiedererstarkenden Religionen, feindlichen Ideologien und nationalistischer Ablehnung des Westens, die die Mission nur als Bestandteil der reaktionären Kräfte ansieht.

Unter diesem Druck begannen westliche Kirchen und Missions-Organisationen, sich selbst erheblich in Frage zu stellen; viele ließen sich durch – unberechtigte – Schuldgefühle lähmen. Eindrucksvoll sind aber die Erfolge der Mission in der Neuzeit. Heute gibt es eine im wahren Sinn weltweite Kirche Jesu Christi, deren einheimische Glieder zu fast jedem Kulturkreis der Menschheit gehören.

Obwohl Christen in Asien nur drei Prozent der gesamten Bevölkerung ausmachen, wächst ihre Zahl etwa dreimal so schnell wie die der Nichtchristen.

Ein Drittel aller Afrikaner bekennt sich als Christ. Während die gesamte Bevölkerung Afrikas jährlich um 1,2 Prozent zunimmt, wächst die christliche Gemeinde jährlich um 4,6 Prozent.

Die Bevölkerung Lateinamerikas wächst zur Zeit jährlich um etwa drei Prozent – das stärkste Wachstum in der Welt. Aber die Evangelikalen

in Lateinamerika nehmen jedes Jahr um zehn Prozent zu. Aus Brasilien allein werden wöchentlich im Durchschnitt 2000 Bekehrungen gemeldet. In diesem Land gibt es etwa 10 Millionen evangelikale Christen. Die Brasilianische Bibelgesellschaft verteilt im Jahr 27 Millionen Bibeln, Bibelteile und Auswahlchriften.

Natürlich ist nicht alles heutige Wachstum christlicher Kirchen in der Dritten Welt direkt auf ausländische Missionen zurückzuführen. In vielen Fällen waren christliche Führer, Pfarrer und Evangelisten der zweiten, dritten und vierten Generation Gottes Werkzeuge bei diesem auffälligen Schritt nach vorn. Dennoch spielen Missionare auch jetzt noch eine auslösende Rolle. In jedem Fall geschah das anfängliche Säen und Begießen des Evangeliums-Samens in jeder Kultur durch den opfervollen, gehorsamen Dienst von Missionaren. Gott allein, der das Wachstum gibt, sei alle Ehre.

## 2. Was bleibt noch zu tun?

Der Kongreß in Lausanne zeigte, was die Mission erreicht hat; aber er machte uns auch die nüchterne Wirklichkeit klar, daß die Aufgabe der Weltevangalisation nicht vollendet ist.

Die vier Milliarden der Erdbevölkerung können wir grob in drei Gruppen einteilen:

- 1 Milliarde nennen Jesus ihren Herrn,
- 1 Milliarde haben vielleicht von ihm gehört,
- 2 Milliarden haben niemals seinen Namen gehört.

Diese Einteilung macht folgendes klar: Unabhängig davon, wie ernst alle Ortsgemeinden in der Welt ihre Nachbarn zu erreichen versuchen, nur ein Drittel der Nichtchristen in der Welt könnte von Christen erreicht werden, die ihre Sprache sprechen und ihre Kultur verstehen.

Dr. Ralph Winter, Direktor des Zentrums für Weltmission in den USA setzt für die Nichtchristen ohne Zugang zu christlichem Zeugnis sogar 2,4 Milliarden an. Er nennt sie die Menschen im Verborgenen. Zu ihnen gehören die drei großen Blöcke nichtchristlicher Völker der Welt, nämlich die Chinesen, die Hindus und die Moslems. Die »Menschen im Verborgenen« sind die kulturell getrennten Nichtchristen, die vom Evangelium nur erreicht werden können, wenn die Mission kulturelle Grenzen überschreitet. Dr. Winter weist darauf hin, wie erstaunlich ungleichmäßig die missionarischen Kräfte der Kirche heute verteilt sind, und fragt: Warum kümmern sich um fast zwei Milliarden Menschen in den Menschheitsblöcken der Hindu, Moslems und Chinesen nur 5 Prozent der gesamten evangelischen Missionskräfte? Er faßt zusammen:

»Der Blick für Pioniermission muß bei allen Gruppen neu wachsen – bei der Heimatgemeinde, bei den Missionsgesellschaften, bei den Missionaren selbst, ebenso bei den Kirchenführern in Übersee. All diese Gruppen haben die bedrängende Wirklichkeit, wieviel noch zu tun bleibt, entweder aus den Augen verloren oder sich ihr überhaupt noch nicht gestellt; viel weniger haben sie sich auf die Tatsache eingestellt, daß ein großer Teil der Nichtchristen heute durch die übliche Evangelisationsstrategie überhaupt nicht erreicht wird.«

### *3. Mit der gegenwärtigen Situation rechnen:*

#### *a) Politische Lage*

Feindliche Ideologien, erstarkende Religionen und ein dem Westen feindlicher Nationalismus vereinigen sich zu einer harten Herausforderung für die Weltevangalisation.

Der Marxismus hat in den letzten Jahren auffallende Gewinne in Indochina verzeichnet, einige Rückschläge in Lateinamerika. Jetzt haben sowohl China wie Rußland (mit Hilfe Kubas) ihre Aufmerksamkeit Afrika zugewandt. Mosambique, Angola und Äthiopien kamen jetzt zu Guinea als erklärt marxistische Staaten in Afrika dazu. Der Kampf um die Macht dauert noch an in Südafrika (insbesondere Namibia und Rhodesien), ebenfalls am Horn von Afrika (Somalia, Dschibuti usw.). Es ist kein Geheimnis, daß bei diesen Kämpfen Militär aus China, Rußland und Kuba anwesend und beteiligt ist. Ich brauche nicht auszuführen, welche Wirkung diese Kämpfe auf die Arbeit der Missionen und das Leben der Gemeinden haben. Das Fortschreiten in neue Gebiete wird gelähmt, manche gute Arbeit wird abgebrochen, und die Kirchen werden in Verwirrung und Unsicherheit gestürzt. Aber die vielleicht bestürzendste Wirkung tritt bei der jüngeren Generation ein. Der Marxismus hat heute eine wachsende Anziehungskraft auf viele Studenten und junge Intellektuelle an afrikanischen Universitäten.

Auch der Islam ist eine zunehmende religiöse und politische Kraft in Afrika und andernorts. Die wirtschaftliche Macht, die das »schwarze Gold« (Erdöl) in arabischen Händen kürzlich gewonnen hat, ermutigte zu einer Wiederbelebung des Islams. Der erste internationale Weltkongreß des Islam fand April 1976 in Karachi (Pakistan) statt. Die Delegierten aus 44 Moslem-Ländern forderten in einer Entschliebung ihre Regierungen auf, christliche Missionsstationen und Einrichtungen in der islamischen Welt zu schließen und für einen friedlichen Rückzug christlicher Missionare zu sorgen. Das dadurch entstehende Vakuum sollte, so empfahlen sie, durch Bildungs- und Wohlfahrts-Organisatio-

nen des Islam gefüllt werden, finanziert von den ölreichen Ländern. Wahrscheinlich ist das teilweise eine Reaktion auf den Einbruch des Evangeliums in gewisse Moslem-Länder in den letzten Jahren (z. B. in Indonesien durch Bevölkerungsverschiebungen, im Mittleren Osten durch Evangeliums-Rundfunksendungen). Der Islam beweist auch einen zunehmenden Missionseifer außerhalb seiner traditionellen Heimatländer. Eine Moslemgruppe kündigte kürzlich ihre Absicht an, den Islam in Britannien zu verbreiten. Afrika und der Westen gelten als die Hauptziele der aufbrechenden Islam-Mission. In Rom wird für 20 Millionen Dollar eine Moschee gebaut. Ähnliche Projekte wurden in anderen wichtigen Städten des Westens begonnen. Die geplante »Stimme des Islam« wird leistungsfähige Sender haben, die von Saudi-Arabien nach Afrika und Asien strahlen. Ich hörte kürzlich, daß ein führender Mann aus Libyen Ruanda bei einem Besuch sechs Millionen Dollar für den Bau eines Islam-Zentrums in Kigali übergab. Ebenso stiftete ein reicher Golfstaat einer kleinen Moslem-Gemeinde in West-Kenya zwei Millionen Dollar zum Bau einer Moschee.

Zu den feindlichen Ideologien und den erstarkenden Religionen kommt in vielen Teilen der Dritten Welt eine vorherrschende nationalistische Einstellung gegen den Westen. Sie hat verschiedene Wurzeln – der Kolonialismus der jüngsten Vergangenheit, die wirtschaftliche Ausbeutung in der Gegenwart und die andauernde westliche Unterstützung für ungerechte, rassistische und unterdrückerische Regierungen. Ein junger evangelikaler Theologe aus Ghana, den die Wirkung dieser Streitfragen auf die Ausbreitung des Evangeliums tief bekümmert, schrieb:

»Ausländische Missionare können nicht länger in Afrika arbeiten in der beruhigenden Vorstellung, daß sie geistliche Arbeit tun und sich nicht in die Politik mischen; denn ihre Anwesenheit ist ein politisches Problem. Im heutigen Afrika ist der »Weiße« immer noch eine Erinnerung an die Qual und Schande des Sklavenhandels, an die dunklen Jahre politischer Herrschaft und wirtschaftlicher Ausbeutung, an den Teufelskreis des Kolonialismus, der im Neo-Kolonialismus eine ungebrochene Fortsetzung findet. Westliche Missionare müssen mehr als früher die Sorgen und Belastungen der Afrikaner zur Kenntnis nehmen, eben der Menschen, denen sie die heilende Kraft des Evangeliums von Jesus Christus zu bringen suchen. »Weiße« in Afrika müssen einen Blick dafür bekommen, daß der Pfahl im Fleisch – ihre Hautfarbe – wirklich vorhanden ist. Das heißt jedoch, daß alle Christen, schwarz und weiß, zusammenstehen müssen, um zu entdecken und zu erfahren, wie tief die Liebe reicht.«

Verschärft wird die Lage dadurch, daß viele Menschen Christentum

und westlichen Einfluß verwechseln. Überall, wo diese Ablehnung des Westens vorherrscht, wird die christliche Kirche daher als Kollaborateur verdächtigt.

### *b) Kirchliche Lage*

Die kirchliche Lage in der Dritten Welt ist komplex. Jeder Versuch der Verallgemeinerung wird auf Kritik stoßen. Auf die Gefahr, zu sehr zu vereinfachen, können wir die aus der westlichen Mission hervorgegangenen Kirchen in zwei Gruppen einteilen: Einmal die älteren Kirchen, entstanden durch die Bemühungen der evangelikalen und pietistischen Missionen des 19. Jahrhunderts; und dann die erst in jüngerer Zeit gegründeten Kirchen, meist durch amerikanische evangelikale Missionen. Aus völlig verschiedenen Gründen hat weder die eine noch die andere Art von christlichen Kirchen, aufs ganze gesehen, einen Blick für die Mission gehabt. Ein Hauptgrund ist der, daß führende Kräfte der älteren Kirchen gewöhnlich durch liberale Theologen und »Missionare« ausgebildet wurden. Und der Liberalismus stärkt nicht gerade den Blick für die Mission. Das Problem evangelikaler Kirchen aus jüngerer Zeit sind andererseits »nicht-freigebende Eltern«. Eine Mutter, die ihr Kind nicht freigibt, kann nicht verstehen, daß es ein Erwachsener werden kann, der für sich selbst, ja sogar für sie, verantwortlich sein kann! Einige evangelikale Missionen haben unbewußt dieselbe Haltung gezeigt, die von ihnen gegründeten Kirchen nicht freizugeben.

Das Bemühen, die »kostbaren zarten Pflanzen« vor der Ansteckung durch Synkretismus und falsche Lehre zu schützen, hat weithin den Unterricht Neubekehrter und die Ausbildung der Führungskräfte bestimmt. Infolgedessen neigen evangelikale Kirchen mehr zu Absonderung und Bewahrung als zum Abenteuer, Menschen zu begegnen und an der Mission teilzunehmen.

Das erstaunliche Wachstum der Bewegung für eine Unabhängige Kirche in Afrika liegt sicher auch an der Reaktion gegen die langweiligen, typisch ausländischen und kulturell lähmenden Kirchen westlicher Herkunft.

Wir danken Gott für die Erweckung und Erneuerung, die viele Kirchen in den letzten Jahren erlebten. Überall traten einheimische Evangelisten auf, und ihre Zahl nimmt beständig zu. Und Gott gebraucht sie. Noch wenige, aber zunehmend mehr von den jüngeren Kirchen zeigen eine gesunde missionarische Fürsorge für die unerreichten Völker jenseits ihrer nationalen und kulturellen Grenzen. Der Kongreß von Lausanne stellte diese ermutigende Entwicklung fest: »Gott bildet aus den jüngeren Kirchen eine große neue Hilfsquelle für die Evangelisation der

Welt und zeigt auf diese Weise, daß der ganze Leib Christi für das Evangelisieren verantwortlich ist.«

Welche Folgerungen sollten westliche evangelikale Missionen aus dieser kirchlichen Situation in der Dritten Welt ziehen?

Zunächst gibt es keinen Platz mehr für den »Überwertigkeits-Minderwertigkeits-Komplex«, der die Beziehungen zwischen westlichen Kirchen und Missionen einerseits und den sogenannten »jüngeren Kirchen« andererseits kennzeichnete. Es ist eine Tatsache, daß viele dieser jungen Kirchen weit größere geistliche Lebenskraft, größere Möglichkeiten zur Teilnahme an der Weltevangalisation haben als ihre Mutterkirchen und -Missionen in Europa oder Amerika. Wenn Christen im Westen zu erhaben sind, um geistliche und theologische Einsichten zu nutzen, die der Herr Jesus ihren Brüdern in Afrika, Asien und Lateinamerika geschenkt hat, dann erreichen sie damit ihre eigene Verarmung.

Weiter gibt es viele Kirchenführer der Dritten Welt, die nur allzu gern für dauernd von Geld und Unterstützung des Westens abhängig werden, statt das Volk Gottes zu opferbereitem Geben anzuhalten und dazu, ihre Gaben zu treuem Dienst an Christus und der Kirche zu entwickeln. Ich trete nicht ein für völlige Selbstgenügsamkeit jeder nationalen Kirche, denn niemand hat an sich selbst genug oder ist vollständig ohne den anderen. Sinnvolle Partnerschaft, das Zusammenlegen von Gaben hat seinen Platz; nicht jedoch verwöhnte Kinder in Gottes Haushalt.

Es sollte auch christliche Höflichkeitspflicht sein, daß neue Missionen in irgendeinem Land sich mit dort bereits vorhandenen und vor allem mit den einheimischen Kirchen beraten, bevor sie eine Arbeit beginnen. Wo immer es in einem Volk eine oder mehrere Kirchen gibt, sollte es in erster Linie als ihre Verantwortung anerkannt sein, die ihnen kulturell nahestehenden Nachbarn zu evangelisieren. Jede Mission, die in einem Gebiet zu arbeiten beabsichtigt, sollte dort bestehende Kirchen ernst nehmen; sie sollte entweder den Missionaren helfen, unter deren Führung zu arbeiten, oder eine neue Arbeit in Partnerschaft mit ihnen eröffnen. Wenn unser »sündiger Individualismus« das nicht erlaubt, müssen wir es machen wie Paulus und dorthin gehen, wo niemals von Christus die Rede war, zu einem unerreichten Volk, »welchen nicht ist von ihm verkündigt, . . . welche nicht gehört haben« (Röm. 15, 20. 21).

### *c) Theologische Lage*

Es ist leicht zu verstehen, daß aus verschiedenen Gründen der Gedanke an Boden gewann, die Mission sei das Vorrecht der westlichen Kirchen. Es brachte das unglückliche, aber unvermeidbare Ergebnis, daß man

zwischen »sendenden« und »empfangenden« Kirchen unterschied. Diese Vorstellungen sind so verwurzelt, daß sie nicht rasch zu ändern sind. Aber ändern müssen sie sich! Denn wenn die Kirche in der Weltevangalisation Christus gehorsam sein will, dann hat das nicht praktische, sondern theologische Gründe.

Christus kennt nicht unsere falschen Kategorien von »sendenden« und »empfangenden« Kirchen, mit all den daraus folgenden Überlegenheits- und Minderwertigkeits-Komplexen. Menschen, die Christus gehören, sind überall die empfangenden! Er allein ist der Geber. Wir alle empfangen von ihm den gleichen Grund des Glaubens . . . und alles andere, was zum Leben und göttlichen Wandel dient (2. Petr. 1, 3). Und er drängt, befiehlt, besteht darauf, daß wir, die wir ihm gehören, uns gegenseitig lieben und dienen, der uns geschenkten Einigkeit in Wahrheit, Anbetung, Heiligkeit und Sendung nachjagen. Christliche Kirchen messen ihre Mittel für Mission und Evangalisation in zweitrangigen, materiellen Begriffen wie Geld, Erfahrung und Strategie. Die Bibel läßt keinen Zweifel, daß es in erster Linie auf theologische und geistliche Wirklichkeiten ankommt.

Missionare, die Christus aussendet, um in einer bestimmten Kultur ihn auszurufen, und die, die durch den Glauben in dieser Kultur sein Volk werden, also die nationalen Kirchen, sollten geistliche Einheit beweisen. Grundlage dieser Einigkeit ist weder die Kultur der missionierenden noch die der einheimischen Kirche. Sie übersteigt beide Kulturen. Diese Einigkeit hat ihre Grundlage im Dreieinigen Gott. Wenn der Welt alle Gründe ausgegangen sind, weshalb Menschen so verschiedener kultureller, rassischer, sozialer oder bildungsmäßiger Herkunft eins sein könnten (wie das Streben nach Gewinn, Anerkennung, Ehre, Bildung, Gesundheit usw.), dann muß sie schließlich zugeben, daß eine andere, nicht greifbare, aber übermächtige Kraft Christen als die Gemeinschaft der Gotteskinder verbindet. Diese Einigkeit, gleichgültig welche Form sie in einer bestimmten Lage annimmt, wird ein lebendiger Teil des Zeugnisses, durch das mehr Jünger zu Christus gebracht werden.

Ein weiterer Grund spricht noch mehr dafür. Dies Einssein muß sich darin zeigen, daß die einheimischen Kirchen genauso ihre besten Mitarbeiter aussenden, damit sie zusammen mit anderen die Gute Botschaft Menschen jenseits ihrer nationalen und kulturellen Grenzen bringen. Wenn wir in offensichtlicher Einigkeit und erfüllter Partnerschaft Christus zu den unerreichten, noch nicht evangelisierten Völkern bringen, wird ein falsches Bild des Evangeliums zurechtgerückt werden. Es wird den Eindruck Lügen strafen, als würde das Evangelium von einer Basis mit besonderen Rechten, mit wirtschaftlicher und technischer Macht den

armen und entrechteten Völkern gebracht, um sie für weitere Ausbeutung geeigneter zu machen. So töricht das scheint, es liegt der Ablehnung vieler intelligenter Menschen zugrunde. Sie möchten mit westlichen Missionaren nichts zu tun haben. Manche dieser intelligenten Menschen sind überrascht, wenn sie erfahren, daß Jesus Christus ein Asiate aus dem Nahen Osten war, nicht ein Weißer aus Europa oder Amerika! Wie erfolgreich haben wir die Welt darüber getäuscht, wer der Sohn Gottes war, der doch ein Zimmermann aus Galiläa wurde! Trotzdem halte ich es nicht für den richtigen Weg, sich für den Aufbau von Missionen der Dritten Welt und ihre Teilnahme an den Missionsanstrengungen einzusetzen. Das ist nicht gut genug. Die Mission der Neuzeit geht zurück auf das evangelikale Erwachen des 18. und nachfolgende Erweckungen des 19. Jahrhunderts. Evangelikale, denen die Milliarden unerreichter Menschen am Herzen liegen, sollten ihre Knie beugen im ernstesten Gebet um eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes, des Geistes der Mission. Wenn er nicht in seiner souveränen Kraft Bewegung schafft, werden unsere strategischen Pläne wenig ausrichten. Wenn es ihm gefällt, Bewegung zu schaffen, wird er uns zu wirksamem Dienst ausrüsten, in seine Pläne hineinnehmen und uns unternehmend in seiner Sendung machen.

#### *4. Christi Diener für den neuen Aufbruch der Mission:*

Unter der Überschrift »Gesucht: Demütige Boten des Evangeliums!« beginnt ein Berichtsteil der Beratung über Evangelium und Kultur, die im Januar 1978 auf den Bermudas stattfand:

»Wir glauben, daß der Hauptschlüssel für ein überzeugendes Weitertragen der Botschaft darin liegt, welche Art Menschen die weitergebenden sind. Unnötig zu sagen, daß sie Menschen von christlichem Glauben, Liebe und Heiligung sein müssen. Das heißt, sie müssen eine persönliche und wachsende Erfahrung der umwandelnden Kraft des Heiligen Geistes haben, so daß das Bild Jesu Christi in ihrem Wesen und ihrem Verhalten immer klarer sichtbar wird.«

Fünf Grundzüge der Demut des Missionars werden herausgestellt. Der erste bedeutet, daß der Missionar die Beschränkung durch seine Kultur selbst erkennt: »... verschiedene Kulturen haben starken Einfluß ausgeübt auf die biblische Offenbarung, auf uns selbst und auf die Menschen, zu denen wir gehen. Infolgedessen sind wir in verschiedener Hinsicht begrenzt beim Weitertragen des Evangeliums. ... Denn, bewußt oder unbewußt, sind wir Gefangene unserer eigenen Kultur ...« Verbunden damit ist ein zweiter Zug: »Die Demut, anzuerkennen, daß

auch der begabteste, hingebungsvollste und erfahrenste Missionar das Evangelium in einer anderen Sprache oder Kultur selten so wirksam weitergeben kann wie ein ausgebildeter einheimischer Christ.« Weiter »ist es Demut, sich die Mühe zu machen, die Kultur derer, zu denen wir gehen, zu verstehen und hochzuachten.« Dazu gehört die Kunst einfühlsamen Zuhörens, um zu verstehen, und das sollte weiterführen zur »Demit, das Gespräch dort zu beginnen, wo die Leute wirklich stehen, und nicht dort, wo wir sie gern hätten«. Schließlich »die Demut, dem Heiligen Geist Gottes zu vertrauen . . ., der allein die Augen der Blinden öffnet und neue Geburt schenkt.«

Der Bericht macht den kühnen Vorschlag: »Überall wo Missionare sind, sollten sie nicht die Leitung haben oder allein arbeiten, sondern immer mit – noch besser unter – einheimischen Christen, die sie beraten und sogar anleiten können.«

Bei seiner Fleischwerdung verzichtete Christus auch auf Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit. Oft bat er Menschen um Gastfreundschaft, immer nahm er sie gern an. Indem er Mensch wurde, »setzte er sich der Versuchung, der Sorge, der Begrenztheit, wirtschaftlicher Not und dem Schmerz aus«. Ebenso »müssen Boten, die in eine fremde Kultur gehen, es lernen, von anderen abhängig zu sein, vor allem in den ersten Jahren ihres Dienstes . . . Sie müssen darauf gefaßt sein, verletzt zu werden durch neue Versuchungen, Gefahren und Krankheiten, ein fremdes Klima, ungewohnte Einsamkeit und vielleicht durch den Tod.«

»Während seiner öffentlichen Wirksamkeit war Jesus Freund der Armen und Machtlosen, heilte die Kranken, gab den Hungrigen Brot, berührte die Unberührbaren und gefährdete seinen Ruf, indem er denen ein Geselle wurde, die die Gesellschaft ausstieß.«

Dazu gehört, »daß wir ihre Sprache beherrschen, in ihre Kultur eintauchen, daß wir lernen zu denken wie sie, zu fühlen wie sie, zu handeln wie sie . . .« Was den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stand betrifft, dringen sie darauf, daß es keinen »auffälligen Unterschied zwischen unserem Lebensstil und dem der Menschen um uns gibt«, sondern unser Ziel sollte ein Lebensstandard sein, »der Liebe in Gestalt von Fürsorge und Teilenkönnen ausdrückt, für den es natürlich ist, ohne Peinlichkeit oder Verlegenheit mit anderen gegenseitige Gastfreundschaft zu üben.« »Evangelisten Christi müssen demütig versuchen, sich von allem zu entäußern, ausgenommen ihre persönliche Echtheit, um anderen Diener zu werden.«

Angemessenes Vorbild für unsere Sendung in die Welt ist unser fleischgewordener Herr, sein Gehorsam und Dienst: »Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch« (Joh. 20, 21). Aber zum Schluß

dieses Vortrags müssen wir für Mission und Dienst Stärke und Vertrauen gewinnen aus seiner Erhöhung, die der Erniedrigung folgte:

»Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters« (Phil. 2, 9–11; siehe auch Eph. 1, 20–22).

Es ist wesentlich, dieses letzte Ziel unserer Sendung, die Christi Sendung ist, beständig im Blick zu behalten. Es ist nichts Geringeres als die königliche Herrschaft Gottes und seines Christus – die endgültige Bestätigung seiner Herrlichkeit in all seiner Schöpfung. Die Gewißheit dieses letzten Zieles war eine Quelle der Kraft für den Herrn selbst, der »da er wohl hätte können Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht und hat sich gesetzt zur Rechten des Thrones Gottes« (Hebr. 12, 2). In gewisser Erwartung des Erfolges (Sieges) müssen wir voranschreiten und opferbereit arbeiten, wobei unsere Kraft von dem kommt, der immer, bis zum Ende der Tage bei uns zu sein verspricht:

»Danach sah ich, und siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen, vor dem Thron stehend und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen; die riefen mit großer Stimme und sprachen: Das Heil ist bei dem, der auf dem Thron sitzt, unserm Gott und dem Lamm!« (Offbg. 7, 9–10).

## In der Evangelisation von Mann zu Mann

HORST MARQUARDT

### Eine Welt hungert nach Gott

Deutschland in der ersten Jahreshälfte 1978 – Es geht uns gut – nach wie vor. Die Autoproduktion wächst, die Zahl der angemeldeten Wagen steigt. Auch die Preise steigen. Aber es gibt wieder Lohnerhöhungen, trotz wachsender wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Dennoch wächst auch ein gewisses Unbehagen. Eine Million Arbeitslose! Dabei tröstet noch nicht einmal, daß die monatliche Arbeitslosenunterstützung in der

Bundesrepublik höher ist, als der Durchschnittslohn eines russischen Arbeiters! – Mindestens 20 000 junge Menschen, die gern studiert hätten, finden keinen Studienplatz. 15 000 Menschen sind jedes Jahr lebensmüde. Dazu kommt eine große Zahl von psychisch Kranken. Man spricht davon, daß jeder achte in unserem Land betroffen ist. – Auf 361 836 Eheschließungen jährlich kommen 106 829 Ehescheidungen. Probleme über Probleme. Es gibt viele unter uns, denen ist längst alles egal. Andere begreifen: Eine schöne Wohnung und ein voller Magen sind auch noch nicht alles. Ein leeres Herz und eine leere Seele machen krank und töten. Herzlose Menschen, ein seelenloses Dasein erscheinen sinnlos.

Tausende um uns herum suchen eine Lösung, erwarten Hilfe. Wer soll erlösen? Wer soll helfen? Die Hoffnung der Menschen ist weitgehend richtungslos. Irgendeiner wird schon helfen, irgendwann, irgendwie! Aber das ist eine trügerische Hoffnung. Alle Krankheit, alle Unzufriedenheit und alle Sehnsucht sind Ausdruck eines ungeheuren Hungers, einer inneren Bedürftigkeit – die Welt hungert nach Gott!

### *Sie hungert nach Geborgenheit und vergeht in Angst*

Vor einigen Monaten ergab eine Meinungsumfrage, daß drei von vier Bundesbürgern Angst haben. Die jungen zwar weniger, doch wächst die Furcht, wenn die Befragten älter werden. Frauen (20 Prozent) äußerten mehr Angst als Männer (12 Prozent). Obgleich im Durchschnitt nur jeder sechste Deutsche Angst vor den nächsten Jahren und Jahrzehnten eingesteht, ist die Skepsis weit verbreitet. Nur 7 Prozent sind der Meinung, die Deutschen würden in Zukunft »eher glücklich weiterleben« als gegenwärtig.

### *Sie hungert nach Heil und erstrebt Wohl*

In einer Zeit, in der sich viele Menschen unseres Kulturkreises von aller Frömmigkeit lossagen und jede traditionsgebundene Frömmigkeit verlieren, werden sogenannte Weltreligionen im Westen heimisch, vor allem Islam, Buddhismus und Hinduismus.

Erstaunlich groß ist auch die Anziehungskraft der Transzendentalen Meditation (TM). Sie wird von ihren Vertretern als neutrale Methode zur Entspannung und Konzentration dargestellt. Verschwiegen wird, daß es sich bei der TM im Grunde genommen um eine hinduistische Religionspraxis handelt.

Auch Yoga wird als Heilmittel für den streßgeplagten Menschen ange-

boten. Yoga, das heißt Askese und Übungen, Selbstkonzentration bis zur gänzlichen Ausschaltung aller äußeren und inneren Sinne. Yoga ist Teil der indischen Mystik, erwachsen aus dem Boden der altindisch-vedischen Religion. Wer Yoga praktiziert, verbaut sich den Weg zum lebendigen Gott, weil er sich an gottfeindliche Kräfte und Mächte bindet.

Aus der Bibel wissen wir: Das Erstreben, zum Heil zu gelangen ohne Jesus Christus, führt ins Unheil!

Die ganze Entwicklung geht parallel zu immer stärkerem Desinteresse den christlichen Kirchen gegenüber, einschließlich einer starken Kirchenaustrittswelle. Adolf Stoecker, der große Mann der Berliner Stadtmission, hat schon im vorigen Jahrhundert erkannt, daß eine unheimliche Lawine auf das deutsche Volk zukommt: Entkirchlichung – Entchristlichung – Entsittlichung.

Die Entsittlichung unseres Volkes entspricht dem Zeitgeschmack, häufig ideologisch untermauert. Wo man Gott nicht mehr gelten läßt, wird der Mensch zum Maßstab aller Dinge. Als gut wird dann nur noch angesehen, was dem Menschen nützt und was ihm Lust bereitet.

Und vieles hört sich so gut an. Auch die Christusgegner wollen dem Menschen Heil bringen. Sie möchten eine glückliche Welt. Es soll keine Ausbeuter und Ausgebeuteten mehr geben, keine Herrscher und Beherrschten. Staat und Militär soll es nur noch geben, bis dieses Ziel erreicht ist. Heil für alle, das ist das große Ziel aller Ideologen, und Unheil über alle, die anders denken!

Nur – ob diese Ziele den Menschen alle das Heil bringen, darf wohl bezweifelt werden. Die Ideologen haben das Wohl des Menschen im Auge. Sie wollen ihn glücklicher machen, reicher, klüger. Aber keine Ideologie spricht davon, daß ein Mensch auch innerlich gefestigt werden muß, daß man den Nächsten lieben soll wie sich selbst und daß man auch seinen Feind lieben soll. Im Kampf der ideologischen Geister ist vieles so sinnlos. Der Mensch sehnt sich jedoch nach sinnvollem Leben, ja noch mehr, er möchte sogar sinnvoll sterben können. Ein unglücklicher Mensch, eine gescheiterte Ehe, ein ausgeflippter junger Mensch, ein eingesperrter Andersdenkender – lassen die Ideologen kalt!

### *Sie hungert nach Glauben und lebt im Aberglauben*

Jahrzehnte hindurch haben sich Wissenschaftler bemüht, alle Formen des Glaubens, die sich nicht wissenschaftlich ausweisen konnten, zu zerstören. Aber was macht der Mensch, der mit seinem Nur-Diesseits und mit seiner Allein-Vernunft leben soll?

Er schafft sich Ersatz-Gottheiten, Götzen. Nicht nur Hare-Krishna und die »Vereinigungskirche« haben Zulauf, ein unerklärliches Bedürfnis nach Metaphysik bemächtigt sich unserer Mitbürger. »Paranormale« und okkulte Phänomene sind gefragt. Aberglaube in jeder Form blüht wie nie zuvor. In Europa und in den USA werden dreimal soviel Astrologen gezählt wie Chemiker und Physiker. Zu Anfang der 50iger Jahre noch enthielten ganze 100 Tageszeitungen in den USA eine Astrologiekolumne, heute sind es 1 250, zwei Drittel aller in Amerika erscheinenden Blätter. In Deutschland ist es ähnlich.

Nur die Weitergabe der frohen Botschaft von Jesus Christus kann in dieser verworrenen Lage wieder klare Sicht schaffen. Kein Glied der Gemeinde Jesu darf sich der biblischen Forderung, das Wort weiterzusagen, entziehen. Es ist keineswegs in das Belieben eines Gläubigen gestellt, ob er von Jesus spricht oder nicht. Es gilt der klare Befehl. Alle Christen zusammen, das heißt die gesamte Gemeinde Jesu, hat den unmißverständlichen Auftrag, dem sie nicht ungehorsam werden darf. »Daß ich evangelisiere, dessen darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es tun. Und wehe mir, wenn ich nicht evangelisiere! Tue ich's gern, so wird mir gelohnt; tue ich's aber ungerne, so ist mir das Amt doch befohlen« (1. Kor. 9, 16. 17). Gerade an dieser Stelle braucht der Apostel Paulus für »predigen« das griechische Wort »evangelisieren«. Evangelisieren heißt: Christus den Menschen bekannt zu machen, daß jeder einzelne vor die Notwendigkeit einer persönlichen Entscheidung gestellt wird, ein Ja oder Nein zu Christus zu sagen.

Wie ist es möglich, in einer in dieser Weise hungernden Welt das Evangelium von Jesus Christus von Mann zu Mann weiterzusagen? Es gilt zu erkennen:

### *1. Wir sind beauftragt*

Nachfolger Christi sollen die Notwendigkeit erkennen, daß sie beauftragt sind, den »Hungrigen« »zu essen« zu geben (Matth. 14, 16). Die Welt ohne Gott hat keine »Speise« für den Hunger der Seele, den Hunger nach Geborgenheit, nach Heil und Glauben.

Glaube an Jesus Christus schenkt Vergebung aller Sünde und Schuld und klärt die Vergangenheit. Glaube an Jesus Christus schenkt Kraft für den Augenblick und hilft so zur Bewältigung der Gegenwart. Glaube an Jesus Christus bewirkt Hoffnung und wird darum zur Lebensbasis für die Zukunft.

### *2. Wir lernen*

Lernen soll der Nachfolger Jesu Christi, der zur Evangelisation von

Mann zu Mann bereit ist, wo den »Menschen unserer Tage« der Schuh drückt. Wir müssen wissen, daß der Wunsch nach Geborgenheit besteht, daß aber irgendeine Angst oft viel größer ist. Wir müssen wissen, daß so viele Menschen lediglich ihrer und anderer Menschen Wohl erstreben, weil sie bisher nicht erkannt haben, daß die Welt im Unheil lebt. Noch weniger wird erkannt, daß die Welt immer tiefer ins Unheil hinein gerät und nur frei werden kann, wenn sie zum Heil kommt (Apg. 4, 12). Wir müssen außerdem wissen, daß Glaube, dem die Tür versagt ist, als Aberglaube ins Fenster steigt (nach E. Geibel).

### *3. Wir fühlen uns ein*

Das Wesen der Nächstenliebe ist: Ich versetze mich in die Lage des anderen, tue mein Bestes zu seinem wahren Wohl. Erst wenn ich sein Wohl im Auge hatte, kann ich ihm klarmachen, daß es mir um das Heil geht!

Durch Hineinversetzen in die Lage des anderen bekomme ich den nötigen Kontakt. Ohne diesen Kontakt wird mein Reden von der Liebe sehr theoretisch klingen. Erst wenn ich weiß, wen ich wirklich vor mir habe, bekomme ich die nötigen Anknüpfungspunkte für das Zeugnis. Aber dafür habe ich Zugang zu seinem Denken und Leben, vor allem auch zu seinem Wissen und zu seinen persönlichen Problemen.

### *4. Wir sind nicht selbstgerecht*

Wer mit einer pharisäischen Haltung sein Christuszeugnis weitergibt, wird nicht gehört werden. Zu unnötiger Selbstgerechtigkeit gehört es auch, dem anderen mit Vorurteilen gegenüberzutreten oder sich bei seinen Sonderheiten und Schwächen aufzuhalten. Wer einem anderen gegenüber Antipathie hat, sollte Gott erst darum bitten, daß er seinen Gesprächspartner lieben lernt.

### *5. Wir sprechen die Sprache des andern*

Wir leben in einer heidnischen Gesellschaft, umgeben von biblischen Analphabeten. Aus diesem Grund müssen wir uns besonders vor der »Sprache Kanaans« hüten. In Umfragen wurde festgestellt, daß 75 Prozent der Schüler nicht einmal fähig sind, die ersten vier Bücher der Bibel zu nennen. Jedes Gespräch mit anderen Menschen über Christus muß zur Enttäuschung führen, wenn wir voraussetzen, daß unser Gesprächspartner die Bibel kennt. Wir müssen lernen, jene Begriffe zu umschreiben, die für uns große Bedeutung haben, aber für einen Nicht-Christen unverständlich sind, wie etwa: Wiedergeburt, Heil, Versöhnung, Rechtfertigung, Heiligung, Buße.

## *6. Wir bezeugen Tatsachen*

Der Hauptinhalt unseres Redens sollte das Erzählen unserer persönlichen Erfahrungen mit Christus sein. Wichtig ist, daß es in der ersten Person geschieht: »Ich habe dies und das mit Christus erfahren« (Mark. 5, 9; Apg. 4, 20).

Zeugnisse von erst kürzlich gemachten Erfahrungen wirken mehr, als das Reden von früheren.

Beim Reden über religiöse Dinge ist es keine Schande, Klippen zu vermeiden, z. B. unfruchtbare Diskussionen über allgemeine religiöse Fragen, über Kirche und Weltanschauung.

## *7. Wir sprechen zur rechten Zeit von der Hauptsache*

Wenn wir das Evangelium weitersagen, ist es wichtig zu wissen, daß Christentum keine Philosophie oder Lebensweisheit ist, sondern eine lebendige Person: Jesus Christus. Wenn jemand nicht verstanden hat, daß die Hauptsache seine persönliche Beziehung zu dieser Person ist und nicht seine Kirchenzugehörigkeit, Moral usw., dann haben wir versagt. Nicht einmal die entscheidende Frage, ob die Bibel Gottes Wort sei, ist der Mittelpunkt der Guten Nachricht. Viele Christen werden stillgelegt, bevor sie richtig angefangen haben, weil die beweisen wollen, daß die Bibel Gottes Wort ist. Es genügt zu zeigen, daß die Bibel ein zuverlässiges historisches Dokument ist. Auf dieser Grundlage kann man einen Menschen mit den Ansprüchen Jesu Christi konfrontieren. Wenn er Jesus erst einmal vertraut, ist es nur logisch, der Heiligen Schrift dieselbe Achtung entgegenzubringen, wie Jesus selber.

## *8. Wir hören auch zu*

Die meisten Menschen haben ein starkes Bedürfnis, sich einmal auszusprechen. Darum muß ein wirklicher Zeuge Jesu Christi auch die Kunst des rechten Zuhörens konsequent üben. Während des Zuhörens darf man nicht immer gleich über die Antwort nachdenken. Man soll den anderen ausreden lassen.

## *9. Wir reden nicht endlos*

Wie lange ein Gespräch über Christus auszudehnen ist, dafür muß der Zeuge ein immer feineres Gefühl bekommen. Vielfach ist die Gefahr vorhanden, daß das Gespräch zu lange ausgedehnt wird.

## *10. Wir überlegen den nächsten Schritt*

Auch wenn man sich von seinem Gesprächspartner verabschiedet hat, sollte man ihn nicht aus den Augen verlieren. Man muß darüber nach-

denken und Gott um Weisheit bitten, welches der nächste Schritt ist: eine neue Begegnung, ein Brief, ein Telefonat, eine Geste der Freundlichkeit, ein kleines Geschenk etwa?

Und was tun die, die noch gar keine Praxis der Weitergabe des Evangeliums von Mann zu Mann haben? Hier ein paar Tips: Laß dir einmal bei stillem Nachdenken von Gott die Namen einiger Menschen deines Bekanntenkreises klar machen, für die du dich verantwortlich fühlst!

Schreibe ihren Namen in ein Notizbuch oder in deine Bibel.

Bete regelmäßig für sie.

Zeige ihnen durch irgendwelche Dienstleistungen dein Interesse.

Wenn sich einmal eine Gelegenheit bietet, gib ihnen ein Zeugnis von Christus.

Einige Bemerkungen zum Schluß: Die Weitergabe der Botschaft von Jesus Christus, Zeugendienst von Mann zu Mann ist sicher eine der nachhaltigsten und wirkungsvollsten Methoden. Aber der einzelne »Mann« steht auf verlorenem Posten, wenn er nicht von Zeit zu Zeit mit den anderen, die auch ihren Zeugendienst tun, zusammentrifft. Die vielen einzelnen Zeugen tauschen ihre Erfahrungen aus in der Gruppe. Sie ermutigen sich zu neuem Dienst und erfahren dort auch Kritik. Auch diese Gruppe sollte nicht um ihrer selbst willen existieren, sondern verankert sein in einer örtlichen Gemeinde. Nur dort, wo es keine biblisch fundierten, lebendigen Gemeinden gibt, muß nach Auswegen gesucht werden.

Eine Welt hungert nach Gott – gebt ihr ihnen zu essen!

BERNHARD REBSCH

## Neues Leben – keine christliche Propaganda

Ein Freund von mir wurde zu einer Veranstaltung in einer Teestube eingeladen, um dort eine Kurzansprache zu halten. Niemand hatte ihn vorher persönlich gekannt. Bei seiner Ankunft wußte keiner, daß er der Referent war. Die eifrigen frommen Mitarbeiter stürzten sich förmlich auf ihn in der Meinung, es mit einem dem christlichen Glauben Fernstehenden zu tun zu haben. Er wurde sofort eingeladen zu einer Tasse Tee und etwas Gebäck und dann mit Fragen bestürmt: »Hast du schon ewiges Leben?« Mein Freund hinterfragte: »Was meinst du damit?« Statt einer Antwort kam die nächste Frage: »Bist du schon erlöst?« Mein Freund hinterfragte: »Wovon und wofür?« Statt einer Antwort kam die dritte Frage: »Sind deine Sünden schon vergeben?« Mein

Freund hinterfragte: »Was meinst du mit Sünden?« Statt einer Antwort kam die nächste Frage: »Kommst du in den Himmel, wenn du stirbst?« Mein Freund hinterfragte: »Wo ist der Himmel eigentlich und was soll das bedeuten?« Als die Gastgeber auf all diese Rückfragen keine Antwort mehr wußten und auch keine Gegenfrage parat hatten, vertrösteten sie ihn auf später und sagten: »Bleib doch noch ein wenig und hör zu, nachher wird jemand einen kurzen Vortrag halten und diese Dinge wahrscheinlich erläutern.« – Sie staunten nicht schlecht, als mein Freund selbst diesen Vortrag hielt und dann versuchte, diese Begriffe wirklich zu klären.

Hier war Neues Leben reine Propaganda – so sollte es nicht sein.

Vor gut zwei Jahren schenkte ich meiner Frau eine automatische Nähmaschine. Die Maschine war schön verpackt, und ich habe sie meiner Frau gegeben. Sie hatte diese Maschine angenommen. Aber das reichte natürlich nicht aus, um jetzt Kleidungsstücke fertigmachen zu lassen, obwohl es sich um eine Automatik handelte. Bevor ein vernünftiges Kleidungsstück genäht werden konnte, mußte die angenommene Maschine ausgepackt werden. Aber auch damit nicht genug. Die ausgepackte Maschine mußte angewandt werden und es kostete Übung und Anstrengung. Die ersten Kleidungsstücke waren nicht so hervorragend und bestimmt keine gute Propaganda, weder für die Nähkünste meiner Frau, noch für die Herstellerfirma der Maschine. Erst durch Gewöhnung kam meine Frau so in Übung, daß sie gute Kleidungsstücke nähen konnte, so gute Kleidungsstücke, daß es sich lohnte und eine Freude war, davon abzugeben.

In diesem Vergleich liegen die fünf Dinge, die uns jetzt beschäftigen sollen.

Neues Leben muß als erstes angenommen werden. – Was bedeutet das? Christus ist gekommen, um Leben zu schenken. Leben wird von denen benötigt, die tot sind. Christus sagt: »Wir sind tot.« Jeder Mensch ist tot. Von Geburt an getrennt von Gott. Es geht Christus nicht darum, schlechte Menschen zu guten Menschen zu machen, sondern tote Menschen zu lebendigen Menschen zu machen. Lebendig für Gott. Das Annehmen dieses Neuen Lebens, das in Christus liegt und nicht von ihm einfach weggegeben wird, geschieht auf der Grundlage seines Kreuzestodes. Die Grundlage Neuen Lebens ist also Vergebung. Ohne diese Annahme der Vergebung kann ich Neues Leben nicht empfangen. Vergebung ist eines dieser Klischees, von denen Bonhoeffer sagt, daß wir es uns zu billig gemacht haben und eine billige Gnade praktizieren. Recht verstanden bedeutet die Bitte um Vergebung – die Bereitschaft zur Veränderung. Fehlt diese Bereitschaft, war die Bitte um Vergebung

Heuchelei. Vergebung bedeutet noch mehr. Es bedeutet die Befähigung jetzt anderen vergeben zu können. Vergebung ist ein Versprechen. Gott verspricht mir

1. mir meine Schuld nie wieder vorzuhalten
2. meine Schuld nie wieder vor anderen zu erwähnen
3. über meine Schuld nie wieder nachzudenken.

Wer Neues Leben annimmt, nimmt Vergebung für seine Schuld an mit der Bereitschaft zur Veränderung und mit der Bereitschaft, anderen vergebend zu begegnen, ihnen ihre Schuld nicht mehr vorzuhalten, über ihre Schuld nicht mehr zu reden und über ihre Schuld nicht mehr nachzudenken. Viele haben mit dieser Bitte um Vergebung Christus angenommen und nach der ersten Freude über dieses empfangene Leben sind sie zurückgefallen in den alten Lebenstrott. Die Veränderung stellte sich nicht ein, es hat einen ganz einfachen Grund; das Geschenk wurde nicht ausgepackt.

Zweitens Auspacken. – Die Bibel spricht davon: »Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern.« Das heißt: lebt das, was Gott durch Christus in euch hineingelegt hat, aus. Das setzt voraus, daß ich Christus kennenlerne. Seine Gedanken nachvollziehe. In seinem Wort arbeite, um herauszufinden, wie hat er z. B. über den Menschen gedacht, über die Liebe, über den Körper, über das Geld, über Freundschaft, über Ehe, über den Beruf, über die Beziehung zum Nächsten. Jesus auspacken bedeutet, seine Gedanken nachzudenken und jeden Bereich meines Lebens von seiner Norm, von seinem Wort her, zu durchleuchten, um das, was falsch ist, was seiner Norm nicht entspricht, was unnormal ist, abzulegen. Und jetzt kommt das Entscheidende. Es gibt zu viele Christen – und ich reihe mich hier bewußt mit ein –, die viel ausgepackt, d. h. viel Wissen angeeignet haben, aber dieses Wissen wurde zur Belastung. Paulus schreibt: »Wissen bläht auf.« Wir haben uns fromme Wasserköpfe zugelegt, die wohl viel wissen, aber wenig tun. Das Wissen allein verändert nicht. Wissen muß angewandt werden und hier liegt wohl die große Hoffnung für ein Neues Leben und für die Möglichkeit, Neues Leben überzeugend zu propagieren. Wo nur Wissen ausgebreitet wird, gibt es bestenfalls Argumente. Wo Wissen gelebt wird, gibt es Attraktionen und Staunen. So war es bei der Urgemeinde und das hat sich bis heute nicht geändert. Wer nur aus der Vergebung lebt und keine praktische Veränderung erfährt, hat das Wesen des Neuen Lebens nicht verstanden. Für ihn wird das Wissen um Vergebung eher noch zur Belastung. Laßt mich das durch ein Bild verdeutlichen:

Jemand, der die Krankheit der Kleptomanie hat, kann stehlen und um Vergebung bitten, und während er um Vergebung bittet, wird er erneut zugreifen und sich etwas nehmen, was ihm nicht gehört und auch hier wiederum bekennen und Vergebung annehmen und erneut zugreifen und sich wieder unrechtmäßig bereichern. – Das Leben aus der Vergebung ist nicht das Wesen des Neuen Lebens, sondern nur die Voraussetzung. Wer auspackt, hat die Möglichkeit zum Anwenden.

Drittens Anwendung. Unser Leben besteht aus Verhaltensmustern. Ohne die Fähigkeit, uns durch Gewöhnung bestimmte Vorgänge anzueignen, wären wir nicht in der Lage, irgend etwas in diesem Leben zu lernen. Das Aufstehen wäre ein philosophisches Problem, das Anziehen eine Unmöglichkeit, das Autofahren eine Absurdität. Wer sich an die ersten Fahrstunden noch erinnern kann, weiß, wie unmöglich es zunächst schien, ein Auto zu steuern, gleichzeitig mit den Füßen Kupplung und Gas zu bedienen, mit einer Hand das Lenkrad zu halten, mit der anderen die Handbremse zu lösen, den Gang einzulegen und mit beiden Augen Innen- und Außenspiegel, sowie den Verkehr zu beobachten.

Weil wir die Fähigkeit haben, uns Verhaltensmuster zuzulegen, können wir uns durch Übung daran gewöhnen, das zu erreichen, was gefordert wird. Voraussetzung ist Leben. Ohne Leben keine Gewöhnung.

Christus gibt uns Neues Leben und in diesem Neuen Leben liegt die Möglichkeit zur Entfaltung. Bedingung zur Entfaltung ist Anwendung. Wer also in Christus Neues Leben auf der Grundlage von Vergebung angenommen hat und jetzt durch das Lesen und Arbeiten im Wort Gottes und durch das Gespräch mit anderen Christen auspackt, was in Christus an Fülle liegt, muß anfangen, anzuwenden. Selbstverständlich ist das mit Schwierigkeiten verbunden. Ähnlich wie bei kleinen Kindern, die das Laufen lernen, ähnlich wie bei einem jungen Menschen, der das Autofahren lernt, ähnlich wie bei einem Schulkind, das das Schreiben lernt.

Wer hier aufgibt, wird notgedrungener Weise im Glauben Schiffbruch erleiden und sein Neues Leben nur auf Worte beschränken. Das ist negative Propaganda. Wer sich durch Gewöhnung in diesem Neuen Leben auf der Grundlage der Gegenwart Christi in seinem Leben übt, kann sich daran gewöhnen (Hebr. 5, 14; 1. Tim. 4, 7).

Viertens Angewöhnung. – Es ist nicht selbstverständlich, die zu segnen, die uns fluchen. Es ist nicht selbstverständlich, dort Gutes zu tun, wo Böses geschieht, und Böses mit Gutem zu überwinden. Es ist nicht selbstverständlich, Haß mit Liebe zu vergelten, Frieden zu schaffen, wo Unfriede gestiftet wird. Durch Angewöhnen auf Grund beständiger Anwendung wird das christliche Leben im Lebensstil und in der Tat ein

Neues Leben, das den Maßstäben dieser Welt völlig widerspricht. Das macht das Leben mit Jesus, das Neue Leben, so attraktiv. Wer dieses Neue Leben Schritt für Schritt anwendet und sich daran gewöhnt, kann nicht anders, als das zu tun, wozu Jesus uns in die Welt gesandt hat.

Fünftens Abgeben. – Er muß es nicht nur, weil er von Christus dazu beauftragt ist, er möchte es tun, weil er merkt, daß hier in diesem Neuen Leben die Antwort auf die Probleme unserer Welt liegt. Daß sich das nicht nur in einem neuen Lebensstil erschöpfen darf, ist selbstverständlich. Es bedarf der vernünftigen Begründung und der verständlichen Erläuterung, damit die Menschen in unserer Welt, in Familie, Beruf, Freizeit und Gemeinde die Möglichkeit bekommen, dieses Neue Leben in Jesus Christus persönlich zu erfassen. Wie das geschieht?

Wir haben das Amt, das die Versöhnung predigt. Wir sind Beamte Gottes. Wir tun treu täglich unsere Pflicht, die uns von Gott aufgetragen ist. Und wir sind Botschafter Gottes auf Grund der uns gegebenen Vollmacht, die nicht in uns liegt; sondern in dem, der uns beauftragt hat und in uns wohnt, vermitteln wir die Botschaft, die uns Gott anvertraut hat. Gott hat nicht gesagt: »Gehet hin und diskutiert, geht hin und überzeugt, geht hin und habt Recht!« – sondern »gehet hin und verkündigt Evangelium und tut das in eurer Welt!« Evangelium, das ist Neues Leben in Jesus. Jesus in uns, das ist die beste Propaganda.

PETER SCHNEIDER

## Arbeiter werden gebraucht

Man sollte es nicht für möglich halten: Es gibt Christen, die schweigen! Leider sogar eine ganze Menge Christen!

Da wissen diese Christen, daß die meisten Menschen Hilfe brauchen, daß sie ratlos sind, daß sie die Orientierung verloren haben, daß sie um den Sinn ihres Lebens nicht wissen, daß sie Angst vor der Zukunft haben, daß sie mit den Problemen nicht fertig werden und auch nicht mit ihren Mitmenschen, daß sie sich nach Frieden sehnen und nach Erfüllung, nach Freude, Liebe und Glück – und diese Christen kennen die Antwort auf all diese Fragen und kennen die Erfüllung all dieser Sehnsüchte – und sie leben unter diesen fragenden und suchenden Mitmenschen und sagen ihnen . . . nichts! Jedenfalls sind es viel zu wenig Christen, die den Mund auf tun.

Ist das faßbar? Kann man das begreifen? Wo doch jeder Mensch gerne andern sagt, was er weiß und was er erfahren hat. Wen erfüllt es denn

nicht mit Freude und Stolz, wenn er anderen Rat- und Hilfe-Suchenden das Gewünschte geben kann?

Warum schweigen so viele Christen von dem, was sie wissen und haben?

Ist ihr Bekenntnis zu Jesus nur ein Lippenbekenntnis? Sind sie wirklich von der Liebe zu Jesus erfüllt? Da gab ihr Herr und Meister, Jesus Christus, sein Leben am Kreuz auf Golgatha für all die verlorenen Menschen aller Zeiten, damit sie gerettet werden können, und Jesu Jünger . . . schweigen! Sie geben die rettende Botschaft nicht weiter! Sie blockieren förmlich das Werk ihres Herrn!

Oder hält sie die Angst vom Reden ab? Angst vor Ablehnung, Hohn und Spott, vielleicht sogar vor Verlust von Freundschaft und Vorteilen? Sind diese Christen so wenig bereit, ihrem Herrn auf dem Wege der Selbstverleugnung zu folgen?

Sehen diese Christen denn immer nur auf die Macht des Bösen und vergessen sie ganz, daß der lebendige Herr bei ihnen ist? Hat Jesus seinen Jüngern denn nicht verheißen, daß ihnen durch den Heiligen Geist das rechte Wort zur rechten Zeit gegeben werden wird?

Welch ein erschütterndes Bild! Da gibt es Christen, die ausgestattet sind mit Überwinderkraft und Siegeswaffen durch die Auferstehung Jesu Christi und durch die Gabe des Heiligen Geistes, und . . . sie gebrauchen sie nicht! Sie schweigen und die Menschen rings um sie her gehen verloren!

Arbeiter werden gebraucht! Mitarbeiter Gottes! Zeugen Jesu! Hilfspersonal zur Errettung verirrter und dem Untergang geweihter Menschen! Es genügt nicht, daß wir immer nur fromm beten »Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg«. Wir selbst sind gefragt. Worauf warten wir noch? Wenn wir nicht damit anfangen, jeder von uns an seinem Platz, wenn wir immer nur auf die anderen Christen warten, wann soll es dann anders werden mit der Sache Jesu und der dringend benötigten Verbreitung seiner Botschaft?

Die Bibel sagt: »Heute, so du seine Stimme hörst, verstocke dein Herz nicht!« Laßt uns heute, endlich, ernst machen mit dem, was Jesus von uns erwartet: sein Hilfsangebot weitergeben, von Mann zu Mann, an alle, die wir erreichen können!

Halten wir uns das noch einmal vor Augen:

1. Unser Herr lebt! Er ist auferstanden! Er sitzt zur Rechten des Vaters und vertritt uns mit seiner Fürbitte! Er ist allezeit bei uns! – Welch ein Herr! Diesem Herrn dürfen wir dienen! Welches Vorrecht! Welche Verpflichtung!

2. Er hat uns seinen Heiligen Geist gegeben. Der Heilige Geist will uns

leiten und die rechten Worte in den Mund legen! Der Heilige Geist wirkt auch in den Herzen der anderen. Der Heilige Geist bereitet uns den Weg und öffnet uns Türen! Welch eine Ausrüstung! Wer kann sich mit uns vergleichen? Wer ist besser gerüstet für irgendeine Aufgabe als wir es sind?! Welche unvorstellbare Chance haben wir!

3. Wir kennen die Botschaft, die den Menschen hilft. Gott hat sie uns in unsere Herzen geschrieben. In der Bibel können wir sie uns immer wieder vergegenwärtigen. Wenn wir nicht gut reden können, dann können wir sie in gedruckter Form weitergeben. Bibeln, Bibelteile, christliche Kleinschriften und Traktate gibt es in unbegrenzter Menge. Wir haben das Material, wir alle! Wir brauchen es nur zu nehmen und weiterzugeben!

4. Wir sind nicht allein! Überall in unserem Lande und in unseren Städten gibt es Christen. Wir können uns immer wieder treffen und uns untereinander austauschen und Mut machen und helfen. Wir sollten endlich unsere Einzelgängerei aufgeben und uns mit unseren Brüdern und Schwestern zusammentun zu Gebetsgemeinschaften, zu Kampfgemeinschaften, um unseren Ort, unsere Stadt, unser Land zu durchdringen.

Und . . . es eilt! Wir wissen nicht, wieviel Zeit uns noch bleibt, um den Auftrag auszuführen. Wir wissen nicht, was sich auf politischem Gebiet in unserem Lande noch ereignen wird. In vielen Kirchen wird das Evangelium nicht mehr verkündigt. In den meisten Schulen darf es nicht mehr verkündigt werden. Wer weiß, wann es einmal ganz verboten sein wird, in unserem Lande öffentlich von Jesus zu reden. Die aner kennenswerte Freiheit unseres Landes hat dem Antichristentum Tür und Tor geöffnet! Wenn wir nicht jetzt reden und handeln, kann es eines Tages zu spät sein!

Überhaupt sollten wir viel mehr von Jesus reden. Wie oft sitzen wir mit Leuten zusammen und . . . quatschen. Nichtsnutzige Dinge werden da tagein tagaus wiederholt: übers Wetter, über die Gesundheit, über die schrecklichen Zeiten, in denen wir leben usw. usw. Warum stellen wir nicht mal eine Frage wie: »Übrigens, kennen Sie eigentlich Jesus Christus?« Wie immer der Partner reagiert, es läßt sich ein vielseitiges Gespräch daran anknüpfen. Und solltest du nach einer Weile wieder mit dem gleichen Partner zusammensitzen, dann könntest du getrost fragen: »Nun, haben Sie mal mittlerweile über unser Gespräch nachgedacht, über Jesus Christus?«

Lassen wir uns von den Leuten nicht verblüffen. Es gibt nur ganz wenige entschiedene Gegner des christlichen Glaubens. Die meisten Menschen haben gar keine Meinung und sind am Suchen und Tasten. Die

warten nur darauf, daß sie angesprochen werden. Selbstverständlich sollten wir keine »frommen Blättchen« verteilen und auch nicht von Jesus reden, wenn wir nicht bereit sind, uns auch entsprechend zu verhalten! Wer im Umgang mit seinen Mitmenschen, sei es nun in der Familie, sei es am Arbeitsplatz oder im öffentlichen Leben, sei es in der Gemeinde immer nur an sich selber denkt, seine eigenen Ziele verfolgt, etwa seinen Gewinn an Einfluß, Macht, an Reichtum, an Vergnügen, und dabei gar nicht davor zurückschreckt, zu lügen und zu betrügen, Menschen zu verleumden, ja, vielleicht gar fremdes Gut an sich zu bringen und selbst vor fremdem Menschenleben nicht Halt zu machen, wer immer nur sein Recht sucht und beleidigt ist und nachtragend, wenn man ihm nicht seine Wünsche erfüllt und ihn nicht recht behandelt – einem solchen Menschen nimmt man sein Christus-Zeugnis nicht ab. Der sollte besser schweigen! Ja, ich muß sogar ehrlich sagen, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß solch ein Mensch ein wiedergeborener Christ sein soll, der Jesus von Herzen lieb hat und ihm bewußt nachfolgt.

Jesus sagte: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!«

Es kann sein, daß jemand mal einen Anfang mit Jesus gemacht hatte und es wirklich ehrlich meinte, dann aber im Laufe seines weiteren Lebens immer mehr von ihm abkam, bis er schließlich zu solch einem unglaubwürdigen Christen wurde – wer von uns wollte sagen, daß dies nicht möglich sei. Aber ein solcher Mensch befindet sich eindeutig auf dem falschen Weg! Er befindet sich eben nicht mehr in der Nachfolge Jesu! Wenn solch ein Mensch unter uns sein sollte, weil vielleicht noch ein letztes Fünkchen an Liebe zu Jesus in ihm glüht, der sich danach sehnt, wieder so zu werden, wie er es einmal war, ein ganzer Jünger Jesu, dann soll dieser diesen Augenblick hier und jetzt zum Anlaß nehmen, um Gottes Stimme zu folgen und anzuhalten auf seinem falschen Weg und kehrt zu machen. Noch ist es nicht zu spät. Noch kann er erneut Vergebung empfangen für seine falsche Entwicklung in seinem Christenleben. Noch reicht ihm Jesus die Hand für einen neuen Anfang. Aber um solch eine Wende, die sich auch in seinem praktischen Leben, im Umgang mit seinen Mitmenschen spürbar auswirkt, kommt der Betreffende nicht herum.

Wir brauchen ganze Christen, ganze Jünger, ganze Nachfolger Jesu! »Ein halber Christ«, hat jemand mal gesagt, »ist ein ganzer Unsinn!« Aber wir haben auch die herrliche Verheißung unseres Vaters im Himmel: »So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen!«

Diese Verheißung gilt jedem unter uns, der bis heute unter seiner Halbherzigkeit litt!

Also: Wort und Tat, Wort und Wesen müssen miteinander übereinstimmen. Wir können nur dann glaubhafte Zeugen Jesu sein, wenn man es unserm Verhalten im Umgang mit unseren Mitmenschen abspürt, daß wir andere Maßstäbe haben als die Welt, daß wir ernst machen mit der Nachfolge Jesu, wozu wir die anderen einladen.

Dies schließt – positiv gesprochen – selbstverständlich auch ein, daß man nicht nur an sich selber denkt, sondern daß man auch an andere denkt und dort mit anpackt, wo Hilfe nottut. Was wird der Herr zu denen zu seiner Rechten, sagen beim jüngsten Gericht? »Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt: denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.« Und auf die Frage der Jünger, wann sie denn das ihm angetan hätten, wird der Herr antworten: »Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!«

Es gibt wahrlich genügend Not in dieser Welt, wo unser aller Hilfe gefordert ist. Das fängt bereits in unserm engsten Umkreis an und reicht bis an die fernsten Enden der Erde. Hier geht es um karitative, diakonische und soziale Einsätze verschiedenster Art. Hier geht es ganz gewiß auch um die Wahrnehmung gesellschaftspolitischer Verantwortung, zumindest überall dort, wo Menschen ihrer von Gott gegebenen Freiheit und Würde, ihrer Menschenrechte beraubt und unterdrückt, ausgebeutet und auf verschiedenste Art mißbraucht werden. Ein Christ kann und darf nicht schweigen zu dem vielfältigen Unrecht, das in dieser Welt geschieht.

Aber all dies darf nicht losgelöst von dem Zeugnis von Jesus geschehen. Die Welt ist ja nur in diese Not hineingeraten, weil sie nicht nach Gott gefragt hat. Ohne sie auf Gott hinzuweisen und sie nach Möglichkeit zu Gott zurückzuführen, ist dieser Welt darum auch nicht zu helfen. Nur Gott kann das Leben wieder neu machen, und Jesus ist der einzige Weg zu ihm.

Darum: Wo immer uns Gott hingesetzt hat in dieser Welt, mit welchen Gaben und Fähigkeit er uns ausgestattet haben mag, welche Aufgaben und Verantwortlichkeiten er uns übertragen haben mag – darin unterscheiden wir uns voneinander, und deshalb kann ganz gewiß nicht von jedem das Gleiche erwartet werden! –, eine Aufgabe haben wir Christen alle: die Welt darauf hinzuweisen, daß es Gott gibt, den

Schöpfer aller Dinge, vor dem sich jeder einmal zu verantworten hat, und daß dieser Gott in Jesus allen Menschen Vergebung und neues Leben anbietet, bis er eines Tages wiederkommen wird, um über diese Welt zu richten und seine neue Welt zu schaffen. Diese Botschaft sind wir alle allen schuldig. Dazu haben wir alle, die wir zu Christus gehören, den Heiligen Geist empfangen. So oder so kann jeder von uns dazu beitragen.

Noch einmal, ihr lieben Brüder und Schwestern!

Es ist möglich, von Jesus zu reden. Unser Herr fordert nichts Unmögliches von uns!

Und: Es ist nötig, von Jesus zu reden. Wer weiß, wie lange wir noch Zeit dazu haben!

Und die Menschen . . . warten auf uns! Und – was noch viel wichtiger ist – Jesus wartet auf uns, daß wir endlich gehorsam werden!

Wollen wir nicht wieder einen neuen Anfang mit Jesus machen und uns ihm ganz und vorbehaltlos zur Verfügung stellen als seine Zeugen in dieser Welt?

Hört: Arbeiter werden gebraucht!

Kommt! Laßt uns mitmachen!

## Im Pluralismus der Geistesmächte

SVEN FINDEISEN

### Schwarmgeist heute

Heute hört man immer wieder Worte wie Geistestaufe und Geistesgaben, Zungenrede und Krankenheilung, Prophetie und Gesichte, Zeichen und Wunder. Viele sagen, da sitzt der Schwarmgeist heute, ein gefährlicher Geist der Verführung, der die Gemeinde tödlich bedroht. Andere, vor allem die Christen in den Pfingstgemeinden und in der charismatischen Bewegung, rufen: »Das ist die urchristliche Kraft des Heiligen Geistes!«

In dieser schweren Spannung stehen wir. Sie trifft ins Herz der Gemeinde Jesu. Welcher Geist bestimmt uns? Der Heilige Geist ist das Leben. Der falsche Geist ist der Tod. Wie kann man die Geister unterscheiden?

In dieser Zerreißprobe brauchen wir Besonnenheit, Rat und Hilfe. Die einen sagen: »Das kommt von Gott! Er will mehr geben, als du hast, damit wir in Vollmacht Gottes Wort bis an die Enden der Erde verkündigen können. Er gibt die Kraft aus der Höhe für diesen endzeitlichen Auftrag. Er gibt die Gaben, die du dafür brauchst. – Darum: Komm zu uns, wir haben es!« rufen unsere Geschwister in der Pfingstgemeinde. »Darum kommen wir zu euch! Wir bringen euch, was ihr braucht!«, sagen die Vertreter der charismatischen Bewegung, die so heißen, weil sie die Charismata, die Gnadengaben, weitervermitteln wollen. »Tausende in aller Welt bekehren sich zu uns – Gott schenkt eine große Erweckung!« rufen beide.

Aber die anderen erwidern: »Nein! das kommt nicht von Gott! Wir haben in Jesus alles. Wir stehen in der Endzeit, und dies ist die endzeitliche Verführung der Gläubigen – nicht die Kraft aus der Höhe, sondern eine Kraft aus dem Abgrund. Tausende werden davon angesteckt und in ihrem Glauben krank und gefährdet. Wenn Gott Erweckung schenkt, lockt der Schwarmgeist zuerst mit Besonderem, um dann durch Hochmut zu spalten und die Gemeinde zu zerstören.«

Wenn Christen wissen wollen, aus welchem Geist etwas geschieht, schlagen sie die Bibel auf. Sie ist das Schwert des Geistes. Was nicht mit Gottes Wort übereinstimmt, kann auch nicht von Gott sein. So suchen wir die Klärung.

Aber gerade da erleben wir eine schmerzliche Verwirrung. Beide Seiten schlagen die Bibel auf. Beide belegen das, was sie sagen, mit Bibelstellen. Und einer mißtraut dabei dem anderen. Er wirft ihm vor: »Du liest die Bibel, aber in einem falschen Geist!« – »Ihr seid vertrocknete Schriftgelehrte – laßt euch vom Feuer des Geistes entzünden! Öffnet euch, fleht und ringt um den Geist, laßt ihn kommen!« rufen die einen. Und die anderen entgegnen: »Werdet nüchtern! Tut Buße von eurer Schwärmerei und sagt euch los vom falschen Geist. Euer Feuer ist ein falsches Feuer. Eure Geistestaufe ist in Wirklichkeit eine Geistertaufe. Ihr seid Opfer der Verführung. Der Satan kann alle Gaben täuschend nachahmen. Laßt eure Gaben, vor allem die Zungenrede, prüfen, ob sie nicht dämonisch ist!«

Ein tiefes Erschrecken geht durch die Gemeinde Jesu. Was ist da bei uns eingebrochen? Jeder will doch dem Herrn dienen. Jeder gebraucht die Bibel. Die Spannung reißt die Gemeinde Jesu auseinander. Viele rufen darum: »Hört auf, zu streiten! Sucht doch die Liebe und die Einheit – wie soll sonst die Welt glauben können?« – Aber die anderen entgegnen: »Nein! Wir müssen dem falschen Geist die Maske herunterreißen. Er bedroht die Gemeinde tödlich.« Und manche schwanken zwischen

beidem unsicher hin und her. Sie fragen sich voll Sorge: Habe ich vielleicht einen falschen Geist, der hinter meiner Gabe steht und hinter der Handauflegung, durch die ich sie empfang?

Wie können die Geister in uns selber geschieden werden?

Dafür gibt uns Gottes Wort eine wunderbare Hilfe: »Ich möchte Euch, meine Brüder, zurechtbringen im Erbarmen Gottes!« (Röm. 12, 1. 2). Der Herr läßt uns im Durcheinander nicht los. Er hält uns trotz allem fest. Er bringt uns zurecht.

Wir lesen: »Daß Ihr Eure Leiber« – d. h. doch alles, was ich in meinem Herzen und im Hirn habe, was ich sehe, höre und lese – mein ganzes Leben! – daß Ihr dies alles »darstellt zum Schlachtopfer«.

Ein Opfer ist, was an meiner Stelle steht. Ein Schlachtopfer ist ein getötetes Leben. Wenn das Schlachtopfer mich darstellt, zeigt es mir: Du bist tot. So stellt der Herr Jesus mich selbst am Kreuz von Golgatha dar. Sein Tod ist mein Tod. Das ist Gottes Urteil über mich – und Gottes Erbarmen.

Kann ich das begreifen? Nein, denn wie kann ein Toter begreifen? Kann ich das fühlen und erleben? Nein, denn was kann eine Leiche fühlen und erfahren? Das kann mir nur gesagt werden in der Kraft, die stärker ist als der Tod, in der Kraft des Heiligen Geistes.

Aber das wird mir gesagt. Darauf darf ich jetzt eingehen. Damit soll ich mich einen. Ich darf dem Herrn dafür danken, daß sein Tod mein Tod ist. Dafür steht er selbst ein.

Wenn ich mit Christus tot bin, dann bin ich den alten Geist los. Ein Toter hat seinen Geist aufgegeben. Er kann mich nun nicht mehr bestimmen, und ich werde von seinen Bildern und Vorstellungen, von seinen Urteilen und Gedanken getrennt. So bin ich wie ein Gefäß, das vom alten Geist gereinigt ist, damit der neue Geist Gottes mich erfüllen kann.

So scheidet Gott die Geister in uns selbst, damit wir sie bei anderen unterscheiden können. Es muß durchs Sterben hindurchgehen. So bringt uns der Herr zurecht. Aber so ist auch klar: Einen anderen Weg gibt es nicht als den Weg über das Kreuz von Golgatha. Sonst würde der alte Geist in meinem Denken noch mitmischen. Ich würde die Bibel falsch verstehen. Die Unterscheidung der Geister würde ein großes Durcheinander werden und dem Feind würde der raffinierteste Trick gelingen: Er könnte die Unterscheidung der Geister selbst in die Hand nehmen! Das tut er auch, wenn wir nicht den Weg über das Schlachtopfer gehen. Nur dort, im Blut des Lammes, ist der Satan besiegt und entmachtet.

So haben auch unsere Väter in den schweren Kämpfen mit dem Schwarmgeist gestanden und zu überwinden gesucht. So kämpften auch

die Reformatoren gegen den Verführungsgeist. Ebenso haben die Apostel im Kampf gestanden und in ihren Gemeinden die Geister geschieden. Was wir erleben, ist nichts Neues.

Der Mensch ist wirklich wie ein Gefäß. Wenn der alte Geist heraus ist und das Gefäß durch das Blut des Herrn Jesus gereinigt wurde, wenn der Heilige Geist uns erfüllt, kann doch auch wieder der alte, fremde Geist einbrechen. Dann setzen gleichsam Nebenwirkungen und Unterströmungen ein, die nicht aus Gottes Geist sind. Zwar liegen beide Geister miteinander im Kampf, doch kann es sein, daß sich der falsche Geist mehr und mehr durchsetzt und der Heilige Geist sich zurückzieht. Was ist da zu tun?

Der Apostel Paulus zeigt uns, wo die Einbruchsstelle des Verführungsgeistes ist: Man fängt an, etwas Falsches zu suchen und um etwas Falsches zu beten. Wer Falsches sucht, wird Falsches finden – und wer um Falsches bittet, wird Falsches empfangen. Was ist das Falsche?

Man sucht nicht so, wie Gott es gegeben hat und immer neu gibt. Man ist in seinem Sinn falsch ausgerichtet – darum findet man einen falschen Jesus; man empfängt einen falschen Geist und sucht ein fremdes Evangelium. Dahinter steht der Verführungsgeist, der den Herrn Jesus Christus durch gewaltige Krafterfahrungen ersetzt, den Heiligen Geist in Gaben und Wunderwirkungen und seligen Gefühlen nachahmt und ein Evangelium bringt, in dem der Mensch sich selbst erfaßt, indem er meint, Gott zu erfassen.

Darum setzt die Schlange gerade hier mit ihrer Verführung ein. Sie sucht die »Einfalt in Christus« anzugreifen und aufzubrechen. Sie haßt das Kreuz und versucht, es durch etwas anderes zu ersetzen. Darum zeigt sie dem Christen das Größte und Schönste, wonach er sich nur sehnen kann. Darum gibt sie ihm Ermunterungen und Wege und zeigt ihm Methoden, wie er das alles finden kann. Sie setzt an die Stelle des Kreuzes den Geist, die Gaben, die Zeichen und Erfahrungen. Wo der Mensch nur die törichte Botschaft vom Kreuz hört, von der er nichts sehen und fühlen kann, verheißt die Schlange etwas Ansehnliches fürs Auge, etwas Beeindruckendes fürs Gefühl und Erstaunliches fürs Leben. Sie bietet »mehr« und »Besonderes« und zieht so mit tückischer List den Christen zu sich selber. Aber unvermerkt ist man dann nicht mehr mit dem Herrn Jesus verbunden, sondern mit seiner eigenen Selbsterfassung und Selbsterhöhung. Gewiß will man in dem allem von Herzen Gott dienen und hat den Herrn Jesus lieb – aber in der Tiefe ist man über die falsche Weiche gegangen, und die »Einfalt in Christus« ist verlassen.

In dem allem wird das Kreuz durchaus nicht verneint! Im Gegenteil, es

wird gerühmt und besungen. Aber dabei ist es an eine etwas andere Stelle gesetzt, dorthin, wo es meine Selbsterfassung nicht mehr stört. Dann gelte ich vielleicht als ein tief gesegneter, vollmächtiger, mit reichen Gaben beschenkter Christ und werde von vielen bewundert. Aber die Leute werden dann auf mich selber aufmerksam – ich stelle vor ihnen etwas dar. Dann stelle ich aber meinen Leib nicht mehr im Schlachtopfer Jesu dar. Dann sehen die Menschen auf mich und nicht auf Jesus. Ich werde zum verführten Verführer und reiße auch sie aus der Einfalt in Christus heraus zu einem anderen Jesus hin, in einem anderen Geist durch ein anderes Evangelium.

Die »Lust für die Augen« treibt mich dazu, das Heil und das Göttliche in mir selbst zu erleben und zu erwarten. Sie sucht sich darum auch auf sichtbare Weise weiterzuvermitteln: Durch Zeichen und durch Wunder, aber auch durch körperliche Berührung und Handauflegung. So breitet sich die Verführung aus wie eine tödlich gefährliche, ansteckende Krankheit.

Wie leicht verfallen wir dem! Wie vieles in unserem Herzen ist dafür angelegt und offen. Hier brauchen wir immer neu die Verkündigung, die uns wie das tägliche Brot begleiten, gesund machen und stärken soll: daß wir in der »Einfalt in Christus« bleiben und die Verbindung zu ihm durch seinen Tod suchen und uns dann selber in seinem Tode darstellen. Wir brauchen die »gesundmachende Lehre«. Sie zeigt uns, daß wir in Jesus alles haben – und was soll da noch »mehr« und »Besonderes« hinzukommen? Sie führt uns in das kindliche Urvertrauen zum Worte Gottes, wie es uns der Herr in der Bibel vor Augen legt, und lehrt uns, daraus zu leben und richtig zu denken. Sie lehrt uns, was es heißt, daß Jesus Christus »ins Fleisch gekommen ist« und unsere Schuld versühnt hat durch sein Blut, damit wir von daher die Geister unterscheiden und prüfen können. Die gesundmachende Lehre zeigt uns auch, wie wir die Gaben des Geistes, von denen die Bibel über zwanzig kennt, eifrig gebrauchen und immer neu reinigen lassen.

Das brauchen wir heute mehr denn je. Über die Gemeinde Jesu bricht die endzeitliche Verführung ein, von der er sprach und von der uns (2. Thess. 2) gezeigt wird, daß der Widersacher kommt als Engel des Lichtes mit hohen Zeichen, Wundern und Kraftwirkungen, so daß alle tief beeindruckt sagen: Das ist Gott! Der Verführer hat seinen Ansatzpunkt bei uns, wo unser Leib nicht in das Opfer Jesu gegeben ist und sich noch selbst erfassen und verwirklichen will. Dann halten wir in unserem Denken etwa die Kritik an der Bibel fest, dann suchen wir für unser Fühlen etwa die Selbsterfahrung in der Gruppendynamik. Dann meinen wir, wir könnten unsere Hände auch so gut gebrauchen, um das

Reich Gottes aufzubauen – und sei es als ein politisches Reich. So tritt der Schwarmgeist, wie man diese Verführung seit der Reformationszeit nennt, gleißend und schillernd auf, faszinierend und schwärmend in unbestimmtem Hin und Her, immer wieder anders sich vorstellend und nie recht zu fassen wie die Schlange selbst.

Das Wunder über allen Wundern ist die Wiedergeburt zum neuen Leben und daß ich mit dem Herrn Jesus Christus in meinem ganzen Leben verbunden sein darf. Das suchen wir unseren Geschwistern deutlich zu machen, wenn sie in der Gefahr der Ansteckung stehen oder wenn die Krankheit schon durchgebrochen ist und nun immer weiter um sich greift. Mein Bruder muß es verstehen, wenn ich bei aller brüderlichen Verbundenheit ihm gegenüber einen Abstand halten muß und ihn nicht einladen kann, seine Krankheit weiterzuverbreiten. Das soll ihm helfen, zu prüfen und zurechtzukommen. Auch wenn vieles bei ihm noch gesund ist, muß ich vorsichtig sein und alles prüfen. Auch was gesund erscheint, kann schon angesteckt sein!

So brauchen wir einander. Darum sprechen wir miteinander. Darum bitten wir Gott, daß er uns zurechthelfe. Er zeigt uns ja gemeinsam den Weg, auf dem wir in der Endzeit zurecht kommen: daß die alte Schlange und der große Drache, der die Welt verführt, überwunden wird durch des Lammes Blut und durch das Wort des Zeugnisses und daß wir unser Leben dabei nicht lieben sollen – bis in den Tod.

DR. JOACHIM HEUBACH

## Theologie des Zeitgeistes im Griff nach der Gemeinde

### *1. Zur Situation heute*

1. Wir bedauern die theologische Verwirrung unserer Zeit, die wir auf theologischen Lehrstühlen und auf Kanzeln wahrnehmen müssen. Aber wir sehen darin nicht ein besonderes Kennzeichen unserer Zeit. Denn in der Heiligen Schrift haben wir von Anfang an die Mahnung vernommen:

»Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehre reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wachsam und denket daran, daß ich nicht abgesehen habe drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen« (Apg. 20, 30 u. 31).

Wir sind von Anfang an daran gemahnt: »Lasset euch nicht durch

mancherlei und fremde Lehre umtreiben, denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade« (Hebr. 13, 9). Das Ziel des Wachsens im Glauben und der Erkenntnis Christi hat der Apostel im Epheserbrief (4, 14) so beschrieben: »Auf daß wir nicht mehr unmündig seien und uns bewegen und umhertreiben lassen von jeglichem Wind der Lehre durch Bosheit der Menschen und Täuscherei, womit sie uns beschleichen und uns verführen.«

Worin besteht die »verkehrte Lehre«, die »mancherlei und fremden Lehren« oder sogar »der Wind der Lehre«?

#### a) *Das Zentrum des Evangeliums wird verschoben*

Das ist bisweilen in der Geschichte der Kirche kraß und grob geschehen, oft auch nur gleichsam »leicht« und »unmerklich«. Dabei werden christliche Theologen immer irgendwie die Bibel für ihre Ansichten heranziehen und von Jesus sprechen. Es wird sich aber sehr bald zeigen, welche Bedeutung Jesus in der jeweiligen Lehre und Verkündigung hat: bleibt er wahrer Gott und wahrer Mensch, der eine, der das ganze Heil für mich und alle Welt vor Gott ermöglicht; oder ist er vor allem der wahre Mensch, der uns gezeigt hat, was wahre Menschlichkeit ist, und der die Menschen dazu befähigt, wahre Menschlichkeit zur Veränderung der Weltzustände zu verwirklichen? Werden die Akzente nach dem Evangelium vom Heil zum Wohl der Menschen verschoben, so haben wir »fremde Lehre«, – die ein starker Wind sein kann. Es ist kein »Wind von vorne«, wie es der gottleugnende Atheismus darstellt, es ist »Seitenwind« – der kann auch sehr kräftig sein –. Durch ihn wird ein Christenmensch vom klaren evangeliumsgemäßen Kurs seines Glaubens abgetrieben. Man landet dann dort, wo man eigentlich nicht ankommen wollte, nicht bei dem heilvollen Ziel, das Gott im Evangelium verheißen hat.

Es ist darum sehr wichtig, daß man nicht das schon für evangeliumsgemäß hält, was sich angeblich aus dem Evangelium herleitet. Und man halte den nicht ohne weiteres für einen rechten Lehrer und Prediger des Evangeliums, der ja auch von Jesus spricht. Zu fragen bleibt immer: ist das Zentrum des Evangeliums beibehalten oder verschoben?

#### b) *Der Geist einer Zeit wird beherrschend*

Immer steht die Christenheit mitten in ihrer jeweiligen Zeit. Außer dem gewissen Glauben gibt es immer den Zweifel, die Skepsis und den Unglauben. Immer wird es die Aufgabe in Mission und Evangelisation bleiben, zum Glauben zu locken und zu rufen und sich mit dem Unglauben und den Zweiflern aktuell auseinanderzusetzen. Aber: niemals

darf es dabei dazu kommen, daß christliche Theologie und Verkündigung sich derart auf den Geist einer Zeit einläßt, daß dessen Motive oder gar seine Grundlagen in die Lehre und Verkündigung der Kirche hineingenommen werden und sie in ihren Grundlagen mitbestimmen und dadurch verändern. Die Position des Evangeliums und ihre immer bestehende Andersartigkeit gegenüber menschlicher Philosophie und Weltanschauung muß eindeutig klar bleiben. Weil das rettende Evangelium von Jesus, dem Christus Gottes, das geoffenbarte Wunder Gottes wider des Menschen Vernunft und eben nicht gleich den edelsten und konsequentesten Möglichkeiten des Menschen ist (der alte Adam steht immer gegen Gottes Evangelium), darum gibt es hier keine Synthese, keine Angleichung an den Geist und die Ideen einer Zeit, keinen Kompromiß mit menschlichen Philosophien, Ideen oder Weltanschauungen.

2. Die Versuchungen durch den Zeitgeist können in vielgestaltiger Weise der Gemeinde entgegentreten:

a) Die Vernunft soll dazu helfen, das Geheimnis des Evangeliums »verstehbarer« zu machen. Gewiß müssen wir als Prediger des Evangeliums und als Missionare bemüht sein, das dem Evangelium oft ganz zuwiderlaufende Denken unserer Zeitgenossen zu ergründen. Aber wir werden niemals unserem Auftrag gerecht, wenn wir vom Denken der anderen her die Botschaft des Evangeliums verstehbarer zu machen versuchen. Denn wenn das Evangelium recht verkündigt wird, wird es immer auf den Punkt zulaufen, daß der Heilige Geist uns zur Umkehr leitet und wir im Glauben allein den uns rettenden Freispruch Gottes und die Verheißung des ewigen Lebens ergreifen.

b) Die Versuchung durch den Zeitgeist greift nach der Gemeinde, indem der Mensch in den Mittelpunkt gerückt wird. Richtig ist, daß es beim rettenden Evangelium Gottes immer um das Heil des Menschen geht. Aber so, daß Gott der Retter ist und er an uns voller Wunder im Heiligen Geist sein Rettungswerk treibt. Falsch ist, wenn wir dem Irrtum anheimfallen, daß wir als Christen durch menschliche Praktiken einer verfeinerten Psychologie oder besseren Gesellschaftslehre, durch erlernbare Methoden zu einer besseren Gesellschaftsbewältigung und zur Selbstfindung verhelfen könnten oder gar müßten. Wenn wir in unserem seelsorgerlichen und diakonischen Bemühen um den Menschen vornehmlich – und dann sehr bald ausschließlich – in der rein menschlichen (anthropologischen) und zwischenmenschlichen (soziologischen) Betrachtungsweise bleiben, sind wir dem das Heil Gottes meinenden Offenbarungsruf des Evangeliums alles schuldig geblieben.

c) Die Versuchung durch den Zeitgeist greift nach der Gemeinde, indem wir in der Kirche von »Reformen« eine Verbesserung und Verlebendigung unseres gemeindlichen Lebens versprochen bekommen: Reform des Gottesdienstes (Gottesdienst ganz anders, Liturgische Nächte), Reform der Gemeindestrukturen (Demokratisierung der Kirche, Zentralisierung der Kirche: je größer ein Kirchengebiet, um so besser seine Verwaltung und Leitung), Reform der Ausbildung der kirchlichen Mitarbeiter (humanwissenschaftliche Spezialausbildungen auf Kosten theologischer und geistlich-pastoraler Motivation und Gründung).

Richtig wäre die Frage nach besserer, d. h. lebendigerer, geistlich bestimmter und vom Evangelium klar geprägter Gemeindegemeinschaft und Gemeindeleitung auf allen kirchlichen Ebenen. Unheimliche Zeittrends sind hier unter uns wirksam – wieder auf allen Ebenen der Kirche. Offenkundige und unterschwellige Strömungen verändern den klaren Kurs der Kirche und erfordern von uns ständig neue Kursbestimmungen, damit wir nicht vom Ziel abkommen und ganz woanders als Christen und als Gemeinde Jesu landen, als wir nach dem Willen unseres Herrn gehen sollten. Man kommt schneller vom Weg ab, als daß man auf dem rechten Weg bleibt.

Christus spricht: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich!« (Joh. 14, 6).

Daher ist das unser tägliches Gebet: »Weise mir Herr Deinen Weg!« (Ps. 86, 11).

Der Geist oder Ungeist einer Zeit, der nach der Gemeinde Jesu greift, kann so stark werden, daß man sich kaum dagegen stemmen kann.

Nicht nur, daß die Anzahl der Mitläufer immer stärker und zahlreicher zu werden droht. Masse hat noch niemals den Ausweis der Wahrheit dargestellt: das kannst du an Jesus, deinem Herrn, sehen, als er vor Pilatus stand.

3. Die eigentliche Gefährlichkeit des Griffes des Zeitgeistes nach der Gemeinde Jesu ist, daß seine Ideen für viele so überzeugend und einleuchtend und für die Sache der Kirche so verlockend erscheinen. Darin liegt seine Diabolik. Es sind ja nicht kleine Geister, unscheinbare Lichter, die unter uns auftreten und um uns werben. Sie gehören zur Kirche, sind in der Gemeinde aktiv dabei, haben ein Mandat in den Synoden, haben Rang und Namen in Fakultäten und kirchenleitenden Ämtern. Sie sagen und meinen es auch, daß sie mit ihren Ideen das Beste für den Auftrag der Kirche wollen und für die Glaubwürdigkeit von Zeugnis und Dienst der Gemeinde damit einstehen. Das ist heute nicht anders als etwa im Dritten Reich. Da kamen sie und beschworen die Gemeinde:

»Die Stunde der Kirche« sei angebrochen, weil die Genossen der neuen Zeit in die Gottesdienste marschierten und doch klar das Bekenntnis zum »Praktischen Christentum« abgegeben worden sei. Der Versuchung dieses Zeitgeistes fielen nicht nur einfache Pfarrer und Gemeindeglieder, sondern namhafte Theologen, Bischöfe und vom Pietismus geprägte Volksmissionare anheim. Sie meinten, doch »auf mancherlei Weise« Menschen für Christus gewinnen zu können und verloren das Evangelium an den Geist der Zeit. Heute sind es nicht nationale oder völkische Ideen. Heute versucht uns die Idee des »modernen Menschen« (und es ist doch immer nur der alte Adam) und die Idee der »kommen- den Weltgesellschaft« (und es bleibt doch die schuldverstrickte Menschheit).

Die Gefährlichkeit solcher Ideen liegt immer wieder darin, daß sie für viele überzeugend und einleuchtend und für die Sache der Kirche so verlockend erscheinen.

4. Und dann kommt der letzte Schritt zum Griff nach der Gemeinde: Diese Ideen werden mit dem Anspruch des »Unbedingten« und des für uns heute »einzig Notwendigen« ausgegeben. Wer nun doch dagegen ist, ist nicht nur »von gestern«, sondern er stellt sich außerhalb des von der Mehrheit als notwendig und richtig Erkannten. Die Diabolik wird allein schon dadurch offenbar, daß der Geist einer Zeit in der Kirche zum Zwang für alle wird.

## *II. Wie kann die Gemeinde Jesu diesen geistigen Versuchungen begegnen?*

Sie muß urteilsfähig sein.

1. Wir brauchen ungemein urteilsfähige Christen. Persönliche Frömmigkeit ist wichtig. Aber zur Frömmigkeit gehört Glaubenserkenntnis, Erkenntnis der apostolischen Lehre. Denn: »Was geschrieben ist (in der Heiligen Schrift), das ist uns zur Lehre geschrieben« (Röm. 15, 4). Glaubenserkenntnis ist: »Daß ihr seid durch ihn (Christus) an allen Stücken reich gemacht, an aller Lehre und in aller Erkenntnis« (1. Kor. 1, 5). Immer wieder wird uns im Neuen Testament zugemutet, daß wir durch die Verkündigung des Wortes Gottes zu einer Glaubenserkenntnis gelangen, die uns Christen in Stand setzt, die Lehre »zu prüfen« und »falsche Geister unterscheiden zu können«. Zum missionarisch-evangelistisch-erwecklichen Auftrag muß der apostolische Auftrag gleichwertig und ebenso wichtig hinzukommen: »daß du gewissen Grund der Lehre erfahrest« (Luk. 1, 4) und daß wir »beständig in der

Apostel Lehre bleiben« (Apg. 2, 42). Denn immer wieder kommt eine Zeit, »da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden« (2. Tim. 4, 3). Zu unserer persönlichen Frömmigkeit muß die Glaubenserkenntnis hinzukommen, damit wir gegenüber den Geistern der Zeit urteilsfähig werden. Und in der Erkenntnis der apostolischen Lehre kann man als Christ wachsen und zunehmen, ja, man muß hier geradezu hineinwachsen, und das geschieht durch ein intensives Studium der Heiligen Schrift.

2. Wir brauchen das Charisma der »Unterscheidung der Geister« (1. Kor. 12, 10). Das ist eine Gnadengabe des Heiligen Geistes. Darum muß die Gemeinde Jesu beständig und herzlich beten, daß Männer und Frauen da sind, die diese besondere Gnadengabe des Heiligen Geistes bekommen. Den Auftrag zum Zeugnis und Dienst kann die Kirche Christi nur leisten, wenn sie in den diabolischen Wirren einer Zeit in ihren Reihen die Gabe der Unterscheidung der Geister hat. Das Charisma der Unterscheidung gehört zu den wichtigsten Charismata eines Lehrers der Theologie und zum kirchenleitenden Amt der Bischöfe.

3. Die Geister der Zeit sind zu prüfen an ihrer Schriftgemäßheit. Dabei handelt es sich immer um das Zeugnis der ganzen Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Die Einheit der Heiligen Schrift als des geoffenbarten Wortes Gottes ist streng zu beachten. Denn die Herauslösung und Verabsolutierung einer einzelnen Schriftstelle aus dem Ganzen des biblischen Zeugnisses führt immer zu falscher Lehre, zur Sektiererei. Wo der Zeitgeist nach der Gemeinde Jesu greift, da prüft sie ihn am Wort Gottes und widersteht ihm mit dem Worte Gottes, welches ist »das Schwert des Geistes« (Eph. 6, 17).

Bei solcher Prüfung bleibt ein zentraler Maßstab, den Luther uns gelehrt hat, der Maßstab, nämlich: »Was Christum treibet.« Rechte oder irrige Lehre prüfen wir daran, wie in ihr die einmalige, unvergleichliche und daher auch unauswechselbare Heilsbedeutung Jesu Christi herausgestellt wird.

4. Die Geister der Zeit sind schließlich zu prüfen an ihrer Bekenntnisgemäßheit. Wir schätzen deswegen das Bekenntnis der Kirche so hoch, weil es das Zeugnis der Heiligen Schrift in der Auseinandersetzung und Abwehr gegen Zeitgeist und Schwärmerei in klaren Sätzen zusammengefaßt hat.

Es ist nicht Stärke, sondern Leichtfertigkeit, wenn bibeltreue Christen meinen, auf das Bekenntnis der Kirche, wie es etwa im Katechismus mit klassischen Sätzen zusammengefaßt ist, verzichten zu können. Unsere Väter waren so tief im Bekenntnis der Kirche verwurzelt, daß sie

mit Worten der Heiligen Schrift und mit Stücken des Katechismus gebetet haben.

Weil es ein Kennzeichen des Zeitgeistes ist, nicht nur die Heilige Schrift, sondern ebenso das Bekenntnis der Kirche zu relativieren, es höchstens »zeitgemäß« gelten zu lassen, deswegen mühen wir uns neu um ein vertieftes Eindringen in den Wortlaut und Gehalt des Bekenntnisses der Väter, als rechte Auslegung des Ganzen der Heiligen Schrift.

5. Den Theologen und besonders den Theologiestudenten unter uns möchte ich für die Auseinandersetzung mit der Theologie des Zeitgeistes besonders ans Herz legen: studiert gründlich die Heilige Schrift und das Bekenntnis unserer Kirche. Aber dringt auch gründlich und scharfsinnig ein in das Studium der Dogmengeschichte, der Geistesgeschichte und Philosophie. Lest gründlich die Quellen. Erkennt die geistigen Ursprünge und die miteinander verschlungenen Linien der Geistesgeschichte. Ihr werdet sehen, daß vieles unter der Sonne gar nicht so neu ist, wie es oft ausgegeben wird, und daß in der Heiligen Schrift gegründete Lehrer der Kirche vor uns aus geistlicher Erkenntnis dem Zeitgeist widerstanden haben und der Gemeinde Jesu in diabolischen Zeiten dadurch treue Hirten der Herde Christi waren. Rüstet euch nach bestem Vermögen für das Hirten- und Wächteramt der Kirche. Vergeßt aber niemals den Satz des gelehrten Paulus: »Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist« (1. Kor. 2, 12).

DR. PETER BEYERHAUS

## Die okkulte Welle

### *I. Wie zeigt sich die okkulte Welle?*

Der Okkultismus begegnet uns mit ganz unterschiedlichen Gesichtern. Doch ordnet sich seine chaotische Mannigfaltigkeit schnell zu einem Ganzen, wenn man erkennt, daß wir es überall mit einem jähen Einbruch außersinnlicher Kräfte in den Bereich menschlicher Erfahrung zu tun haben. Hier gibt es keine Alters- oder Bildungsgruppe, die grundsätzlich eine Ausnahme darstellte. Die okkulte Welle macht weder vor dem nobelpreisgekrönten Physiker halt, der durch Transzendente Meditation seinen Körper zum Schweben bringt, noch vor katholischen

Klöstern oder evangelischen Pfarrhäusern, auch wenn einige der Betroffenen gegen den Begriff »okkult« protestieren würden.

Ebenso überraschend ist das Ausmaß dieser Bewegung. In England schwoll die Zahl neuer Bücher, die sich mit den Themen Zauberei, Magie und Okkultismus beschäftigen, von nur 5 im Jahre 1966 auf 500 im Jahre 1972 an!

Was hier vor sich geht, ist schon rein geistesgeschichtlich von größter Beachtlichkeit. Leider steht aber unsere Generation diesem Einbruch des Jenseitigen geistlich weitgehend urteilslos gegenüber.

Lassen Sie mich zunächst in grober Skizzierung auf fünf Richtungen eingehen, von denen der Sturm kommt:

a) *Der primitive Okkultismus* von Magie und Mantik  
(Zauberei und Hellsehen).

Hier handelt es sich meist um Praktiken, die als sogenannter Aberglaube im Untergrund seit heidnischer Vorzeit weiterbetrieben worden sind. Durch die Kämpfe Blumhardts in Möttlingen wurde bekannt, wie tief ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung noch im Bann von Wahrsagerei und Zauberei stecken. Männer wie Kurt Koch haben später enthüllt, daß es in den Großstädten kaum anders aussieht. In Metropolen wie Hamburg und Frankfurt gibt es mehr Kartenlegerinnen und magische Heilpraktiker als Geistliche in allen Kirchen zusammen. Neu ist aber die Tatsache, daß dieser dunkle Bereich heute immer offener an die Oberfläche tritt. Eine wachsende Literatur gibt jedermann offen Auskunft über Gebiete, die bisher nur den Eingeweihten vorbehalten waren. Bestimmte Zeitungen und Illustrierte könnten sich ohne das regelmäßige Horoskop nicht mehr halten, denn viele ihrer Leser tun keinen Schritt, ohne ihren astrologischen Ratgeber zu befragen.

b) *Der Flug in die Ekstase*

Sehr viel unmittelbarer in die Welt des Außersinnlichen führt der geheimnisvolle Höhenflug aus der Enge verstandesmäßigen Bewußtseins in die Ekstase.

Leicht erreichbare Hilfe dazu bieten bestimmte Formen von Musik – insbesondere die harten Rhythmen von Beat und Rock – aber auch die sogenannte psychedelische Musik. Sie setzt die kritische Vernunft außer Funktion, spricht den Menschen nicht nur bewußt auf seinen Sexualtrieb an, sondern bricht zugleich die unbewußten Tiefenschichten seiner Seele auf. So versetzt sie ihn, am liebsten in Gemeinschaft mit anderen, in ein rauschhaftes Außersichsein. Wo aber landet er dabei? Die Rolling Stones haben es verraten, wenn sie eine ihrer Kompositionen

»Sympathie für den Teufel« genannt haben. Zu ihren Klängen ermordeten in San Franzisko die von ihnen als Wächter bestellten »Hell's Angels« einen Menschen!

Ein noch unheilvollere Weg in die Ekstase ist der Genuß von Rauschgift. Die Drogen führen keineswegs nur in eine Scheinwelt von Träumen und Wahnvorstellungen. Vielmehr eröffnen sie dem menschlichen Geiste den Ausbruch in ihm bisher verschlossene außersinnliche Wirklichkeitsbereiche. Jemand beschrieb mir seine Erfahrung mit LSD wie folgt: »Ich habe durch mein Fleisch, meine Knochen und die Wand hindurch das benachbarte Zimmer gesehen. Ich schwebte wie ein Feuerball, ein Kugelblitz, ein Bündel Energie in einem energiegeladenen All.«

Was konnte, so müssen wir uns fragen, einen großen Teil unserer westlichen Jugend, Kinder aus bestsituierten Familien, auf diesen verhängnisvollen Weg bringen? Oft antworten sie so: Wir hatten die ganze materialistisch technisierte Wohlstandsgesellschaft satt. Weder Eltern noch Kirche vermochten es mehr, uns einen echten Lebenssinn zu vermitteln. Auch der politische Radikalismus brachte keinen Ausweg. Da drängte es uns, die unerforschten Kräfte unseres Inneren zu erschließen und das Tor zur außersinnlichen Wirklichkeit aufzustoßen. Einflußreiche Kulturphilosophen wie Aldous Huxley, Herbert Marcuse und sogar Ernst Jünger haben auf diesen Weg hingewiesen!

### c) *Der Spiritismus*

Einen dritten Rutsch ins Okkulte bietet der Spiritismus an. Spiritisten suchen über sogenannte Medien Verbindung mit den Geistern der Toten, um Botschaften aus dem Jenseits zu bekommen, ihre verstorbenen Angehörigen wiederzusehen oder nervenkitzelnde Erlebnisse zu machen wie das Bewegen von Gegenständen durch Geisterhand. Die Möglichkeit solcher Wirkungen ist nicht zu bezweifeln, wohl aber, daß es die Toten sind, die sich hier regen. In jeder europäischen Großstadt schießen nun Hunderte von spiritistischen Zirkeln aus der Erde.

Im wesentlichen entfaltet sich der Spiritismus heute aber wieder als eine religiöse Bewegung. In ihr vermischen sich jetzt heidnischer Geister- und Ahnenkult mit christlichen Geistesvorstellungen. In Brasilien haben Macumba und Kardec-Spiritismus zusammen schon 40 Millionen Anhänger. Aber auch England hat über 100 spiritistische Kirchen.

### d) *Die Parapsychologie*

Eine vierte okkulte Richtung auf scheinbar wesentlich höherer Ebene bildet die Parapsychologie. Sie will – manchmal unter dem Codewort »Faktor Psi« – wissenschaftlich experimentell jene Grenzbereiche

menschlicher Seelenkräfte erforschen, die man volkstümlich bisher als Hellscherei und Spuk bezeichnete. Das klingt recht seriös, und so erstaunt es nicht, daß mehrere Universitäten Lehrstühle und Institute für parapsychologische Forschungen eingerichtet haben.

Wir dürfen hierbei aber nicht übersehen, daß auch die Parapsychologie bei ihrer Suche nach Experimentierpersonen angewiesen ist auf spiritistische Medien. Und es ist ebenfalls nachgewiesen, daß mediale Veranlagung niemals auftritt, ohne daß der Betreffende selbst oder ein Vorfahre sich okkult betätigt. Wir befinden uns also keineswegs auf weltanschaulich neutralem Boden.

*In einem weiteren Teil wurden mögliche künftige Anwendungsziele der Parapsychologie gezeigt. Dem schloß sich eine Übersicht über die neue religiöse Welle, schwarmgeistige Bewegung, Jugendreligionen und östliche Heilslehren sowie einer kommenden Weltreligion an.*

## *II. Wie erklärt uns die Bibel diese okkulte Welle?*

Es ist für uns heute unbedingt wichtig, auf diesen okkulten Bereich das helle Licht der biblischen Offenbarung fallen zu lassen. Sie erklärt uns zwar bewußt nicht die Einzelheiten der übersinnlichen Wirkungen; aber sie will uns lehren, die okkulte Welle als ganze im Zusammenhang des Heilsplanes Gottes zu verstehen.

Was sich vor unseren Augen vollzieht, ist nichts geringeres als ein zielbewußter Einbruch der dämonischen Mächte in die Menschheit. Gott hat sie bisher gnädig voneinander getrennt dadurch, daß er die transzendenten Wahrnehmungsorgane unseres Geistes durch die schützende Hülle der Leiblichkeit verschlossen hat. Auch hat er sowohl den Mächten (1. Mose 6, 1–6) als auch uns (5. Mose 18, 9 ff.) streng untersagt, direkte Verbindung miteinander aufzunehmen. Nun aber wird diese Schranke beiderseitig durchbrochen. Viele wachsamen Bibelleser erblicken darin einen endgeschichtlichen Vorgang, obwohl wir nicht wissen, wie lange Zeit er zu seiner vollen Entfaltung brauchen wird.

Wir können die biblische Geschichte des Reiches Gottes als ein Drama mit 7 Akten beschreiben: Jeder Akt besteht in einer zielgerichteten Heilstat Gottes, der (in den ersten 6 Akten) jeweils ein Gegenschlag des Bösen folgt. Dieser scheint den Heilsplan Gottes zwar zu durchkreuzen, läßt aber seinen schließlichen Triumph nur um so herrlicher aufleuchten.

Der erste Akt vollzieht sich in der Vorgeschichte, von der die Bibel nur sehr andeutend redet (z. B. Hiob 38, 4–7). Gott schuf Himmel und Erde

in einem doppelten Bereich der uns sichtbaren Welt und der sie steuernden unsichtbaren Geistermächte (Ps. 82, 6). Unter Anführung des Fürsten unter Gottes Engeln kam es aber gegen den Schöpfer zu einem Uraufbruch (Hes. 28, 11–15; Jes. 14, 12–14). Er – Luzifer – riß einen Teil der Geistermächte mit sich (Judas 6) und brachte eine tiefgehende Störung in die ganze Schöpfung (Röm. 8, 19–22).

Gott hält trotzdem an seinem ursprünglichen Plan fest, die Welt zum Schauplatz seiner Herrlichkeit zu machen. Darum erschuf er im zweiten Akt den Menschen (1. Mose 1, 27) nach seinem Bilde und bestimmte ihn dazu, mit ihm die Herrschaft über seine Schöpfung auszuüben (1. Mose 1, 28; Ps. 8, 7; 2. Tim. 2, 12; Hebr. 2, 5–8) und sogar der einst die gefallenen Engel zu richten (1. Kor. 6, 3)! Zuvor sollte der Mensch allerdings in demütigem Dienst seinen Gehorsam gegen Gott bewähren (Micha 6, 8).

Diese Bestimmung sucht der Teufel zu vereiteln. Ihm gelingt die Verführung unseres ersten Elternpaares (1. Mose 3, 1–6). Dies ist sein erster dämonischer Einbruch in den menschlichen Lebensbereich, dem von nun an weitere folgen (z. B. 1. Mose 6, 1–5). Durch die okkulten Kräfte der Religion und Magie, heute auch der Ideologien, verblendet er die Menschheit (2. Kor. 4, 3–4) und bringt sie unter seinen Einfluß.

Gott aber beginnt im dritten Akt, d. h. in der alttestamentlichen Heilsgeschichte, damit, seine Schöpfung von ihrer satanischen Besetzung freizukämpfen. Israel wird durch Gottes Erwählung dem Machtbereich der heidnischen Götter entnommen (5. Mose 4, 19–20), durch strenge Einschärfung des ersten Gebotes von ihnen geschieden (5. Mose 6, 14–15) und in ein besonderes Vertrauens- und Dienstverhältnis zu Gott gestellt (2. Mose 19, 3–6). Israel bleibt seiner Berufung aber nicht treu, sondern verfällt dem dämonischen Götzendienst (1. Kön. 21, 5–6). Der Herr vollzieht darum an seinem Volk das Verwerfungsgericht (2. Kön. 23, 26 f.), rettet aber einen heiligen Rest hindurch (Jes. 6, 13).

Als Durchbruch der neutestamentlichen Heilsgeschichte erscheint im vierten Akt der, in dem Gottes Plan zur Erfüllung kommen soll: Jesus Christus, von Ewigkeit wahrer Sohn Gottes, ist zugleich der von Maria geborene wahre Mensch, der Gott bis zur völligen Selbsthingabe Gehorsam leistet (Phil. 2, 5 ff.). Sein Kreuzestod, die scheinbare Niederlage unter Satan, führt in Wahrheit zum Siege über den »Fürsten dieser Welt« (Joh. 12, 31; 14, 30; 16, 11). Darum wird Christus durch seine Auferstehung und Himmelfahrt in die Statthalterschaft Gottes über alle Mächte im Himmel, auf Erden und unter der Erde eingesetzt (Matth. 28, 18; Eph. 1, 20 f.; Hebr. 1, 6 ff.; Phil. 2, 10).

Im fünften Akt setzt der erhöhte Christus durch seinen irdischen Leib

(Eph. 1, 22 f.), d. h. durch die Mission seiner Kirche (Matth. 28, 19–20) die göttliche Wiederinbesitznahme der Erde fort. Dabei kommt es zu einer ständigen unsichtbaren Konfrontation zwischen der Gemeinde und den satanischen Geistern (Eph. 6, 10 ff.). Denn sie wollen ja das von ihnen gehaltene Gebiet nicht preisgeben. Vor allem fürchten sie ihr endgültiges Strafurteil (Matth. 8, 29; 25, 41), das dann über sie ergehen wird, wenn die Vollzahl der Gemeinde Jesu aus allen Völkern versammelt sein wird (Offbg. 12, 12). Wenn dies heilsgeschichtliche Ziel der Weltmission erreicht ist, wird das Ende kommen (Matth. 24, 14). Gerade dieser Ausblick veranlaßt den Teufel zu einer letzten Generalmobilmachung. Er entfesselt nun all seine übermenschlichen Kräfte, um nicht nur erneut die ganze Welt, sondern auch die Kirche seiner Herrschaft zu unterwerfen. Dabei spielen auch die okkulten Künste falscher Propheten eine fatale Rolle (Matth. 24, 24; Offbg. 13, 11 ff.). Sie helfen mit ihren Zeichen und Wundern dazu, daß schließlich die Menschheit den Antichristen, das satanische Gegenbild Christi, anbeten wird (2. Thess. 2, 3 ff.; Offbg. 13, 1–8).

Diese letzte Machtentfaltung würde ihm allerdings nicht ohne eine ausdrückliche Zulassung Gottes (2. Thess. 2, 11) möglich werden. Warum aber läßt Gott den begonnenen großen Abfall und die kommende große Trübsal zu (Matth. 24, 10–22)? Sie sollen der letzten Sichtung (Luk. 22, 31) der auserwählten Gemeinde Jesu für ihren bevorstehenden höheren Auftrag dienen (2. Tim. 2, 12).

Gerade im rechten Augenblick, im sechsten Akt, wird Christus selbst mit seinen heiligen Engeln vom Himmel her erscheinen (Mark. 8, 38) und den Antichristen durch den Hauch seines Mundes töten (2. Thess. 2, 8). Und so wird Jesus mit der nun endgültig mit ihm vereinten Gemeinde (Matth. 24, 31; 1. Thess. 4, 16) seine messianische Herrschaft über die Völkerwelt in Macht und Herrlichkeit antreten (Jes. 2, 2–5; 9, 2–7; Offbg. 20, 7–10). – Am Schluß dieser Epoche wird der Teufel noch einmal für kurze Zeit entbunden werden, um nach diesem letzten Aufruhr seiner ewigen Höllenstrafe übergeben zu werden (Offbg. 20, 7–10).

Das aber ist nur der dunkle Hintergrund für den siebenten Akt: Gott wird an die Stelle der ersten Schöpfung den neuen Himmel und die neue Erde setzen (Offbg. 21, 1–5). Wenn Christus so alle gottfeindlichen Gewalten zunichte gemacht haben wird, dann wird Gott sein alles in allem (1. Kor. 15, 24–28).

Wenn diese sehr vereinfachte dramatische Darstellung dem biblischen Heilsplan Gottes entspricht, so können wir auch die okkulte Welle deuten; wir verstehen sie als die Eröffnung jener letzten Schlacht, die Satan

vor Christi Wiederkunft gegen seine irdische Gemeinde entfesseln wird. Es leuchtet nicht nur unmittelbar ein, sondern wird vom prophetischen Wort der Schrift ausdrücklich bestätigt, daß die Gegenangriffe des bisherigen Fürsten dieser Welt in dem Maße heftiger werden, wie sich der Heilsplan Gottes seiner Vollendung nähert: »Frohlocket ihr Himmel, und die ihr darin wohnt! Wehe der Erde und dem Meer; denn der Teufel ist zu euch herabgekommen, und er hat einen großen Zorn, da er weiß, daß er nur noch eine kurze Frist hat« (Offbg. 12, 12).

### *III. Wie können Jünger Jesu der okkulten Welle begegnen?*

Lassen Sie mich darauf mit 5 Leitsätzen antworten:

*1. Wir dürfen die okkulte Welle in ihren verschiedenartigen Erscheinungen und ihrer satanischen Hintergründigkeit nicht verharmlosen.*

Das, was uns heute in den verschiedenen aufgezählten Bereichen begegnet, mag zwar in einzelnen Fällen bloßer Humbug sein. Von der Gesamterscheinung aber gilt, daß wir in ihr der Wirksamkeit unsichtbarer Geistermächte begegnen, denen der Mensch mit seiner natürlichen Ausrüstung nicht gewachsen ist (Eph. 6, 11). Dabei haben wir es nicht etwa zu tun mit einer bloßen Mode, einem gelegentlichen Rückfall in den Aberglauben, sondern mit einer Bewegung, die sich in ihrer Wucht noch erheblich steigern wird. Wir haben vor ihr auf das ernsteste zu warnen, ohne Scheu davor, uns dabei lächerlich zu machen. Satan selbst ist ja am meisten daran interessiert, daß man seine Existenz leugnet, damit er unerkannt im Dunkeln operieren kann.

*2. Zugleich gilt es, unseren Blick nicht etwa auf die okkulten Mächte zu richten, sondern vielmehr auf Jesus Christus: Er hat sie bereits entmündigt (1. Kor. 2, 5) und wird sie in Bälde ganz unter seine Füße treten (Röm. 16, 26).*

Wir müssen im Blick auf die okkulten Mächte auch die entgegengesetzte Gefahr vermeiden, sie zu ernst zu nehmen. Wir dürfen ihnen nicht etwa eine Mächtigkeit zusprechen, die sie für den durch Christus Erlösten bereits verloren haben (Röm. 8, 38 f).

So unglaublich es klingt: Das sich Aufbäumen der okkulten Mächte ist für den Gläubigen auch ein Grund zur wachsenden Siegeszuversicht. Er erkennt nämlich gerade an der Heftigkeit dieser Angriffe, daß die Zeit der endgültigen Erlösung aus ihrem Banne nahegerückt sein muß (Luk. 21, 28). Dann aber wird Christus in seiner ganzen Herrlichkeit erscheinen, um ihrem Treiben ein Ende zu setzen (Matth. 24, 36).

*3. Es gilt, der okkulten Welle größte Wachsamkeit im eigenen geistlichen Leben entgegenzusetzen.*

Unser Herz kann nicht zugleich ein Tempel des Heiligen Geistes (1. Kor. 3, 16) und eine Behausung okkulten Geistesmächte (Luk. 11, 24–26) sein. Deswegen gilt es einerseits, ständig die innere Gemeinschaft mit unserem wahren Herrn im Gebet und im Hören auf sein heiliges Wort zu pflegen. Wir wollen die Stärkung des Heiligen Abendmahles treu empfangen (Apg. 2, 42) und auch die Glaubensgemeinschaft der Brüder nicht verlassen (Hebr. 10, 25).

Andererseits aber gilt es, auch den leisesten, wenn auch nur spielerischen oder experimentellen Kontakt mit okkulten Geistermacht zu vermeiden. Jede magische Praxis, jedes angehängte Amulett, jeder Gang zum okkulten Heilpraktiker oder Hellseher, jedes parapsychologische Experiment, ja schon die Lektüre okkulten Literatur führt in den Bannkreis dieser Mächte.

*4. Wer durch eigene oder fremde Schuld in eine okkulte Behaftung geraten ist, suche zur Lösung einen vollmächtigen Seelsorger auf.*

Jesus hat seinen Jüngern die Vollmacht gegeben, in seinem Namen auch den bösen Geistern zu gebieten (Matth. 10, 1; Luk. 10, 17) und Menschen aus ihrem Bann zu lösen. Es gibt auch noch Diener Christi, die okkult Belasteten vollmächtig helfen können. Es wird dabei immer um die gleichen fünf Grundschritte gehen: Der okkult Behaftete muß als erstes seine Schuld erkennen, bereuen und bekennen, was ihn unter diesen Einfluß gebracht hat. – Er muß sich zweitens völlig trennen von dem, was ihn okkult belastet, sei es, daß er sein Amulett ausliefert und vernichtet, sei es, daß er das ihm in der Transzendentalen Meditation zuerteilte Mantra, das Zauberwort, preisgibt. – Der dritte Schritt ist die namentliche Absage an den Satan und die besondere dämonische Macht; – der vierte Schritt ist die erneute Übergabe an Jesus Christus und die persönliche Inanspruchnahme seines Sühneopfers am Kreuz. – Daraufhin wird fünftens der Seelsorger das Lossagebet sprechen, dem bösen Geist gebieten und dem Belasteten die Lösung im Namen Jesu und die Vergebung seiner Schuld zusagen.

*5. Angesichts der okkulten Welle werden lebendige Christen ihre Berufung noch gewissenhafter wahrnehmen, sich im geistlichen Kampf in das Heer des Lichtes einzureihen.*

Wir Christen sind nach Epheser 6, 10 f. in die Zone des Kampfes zwischen dem Reich des Lichtes und der Finsternis gestellt. Standhaft sollen wir jeder Verlockung des Satans widerstehen und dem Herrn die

Treue bewahren. Diese Treue bewährt sich aber gerade auch darin, daß wir selbst in jenen Geisterkampf eintreten. Es geht darum, gegen die dämonischen Angriffe des Feindes auf die Gemeinde einen Schutzwall des Gebetes zu errichten. Ja, in der Kraft des Heiligen Geistes können wir dem Evangelium den Weg auch in dämonisch blockierte Herzen anderer Menschen bahnen.

Solcher Kampf kann im äußersten Falle das Leben kosten (Offbg. 13, 7). Das lehren uns die Märtyrer Christi. Aber gerade sie haben auch teil an seinem Sieg über den Feind. Denn von ihnen heißt es:

»Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt bis an den Tod« (Offbg. 12, 11).

Und der Herr selbst ruft uns zu:

»Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!« (Offbg. 2, 10).

## In der Verantwortung der Erziehung

PAUL DEITENBECK

### Ursprung und Ziel göttlicher Pädagogik

(Titus 2, 11–14)

Der große schwäbische Theologe Johann Tobias Beck übersetzt folgendermaßen »Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes, die mit uns eine göttliche Pädagogik verfolgt.«

#### 1. *Der Ursprung der göttlichen Pädagogik ist die rettende Liebe Gottes.*

Eine voraussetzungslose Liebe, die aus freiem Erbarmen sich des Verlorenen, unbehausten Menschen angenommen hat.

Gott sprach zu seinem lieben Sohn,  
die Zeit ist hier zu erbarmen.  
Fahr hin, meins Herzens werte Kron,  
und sei das Heil den Armen.

Gott hat alle Versuche aufgegeben, auf dem Wege von Leistung und

Gegenleistung mit dem Menschen fertig zu werden. Dafür ist das Volk Israel in der alttestamentlichen Phase seiner Geschichte mit dem Wechselspiel von Gehorsam und Ungehorsam, von Reue und Übermut ein Beispiel. Gott wußte, daß dem verzagten und trotzigem Menschen nicht durch Appelle an seinen Willen, sondern nur durch eine Rettungsaktion von außen her geholfen werden konnte. Als aber die Zeit erfüllt war, erschien die rettende Gnade in der Person Jesu Christi: Wahrer Gott und wahrer Mensch. Wie wird hier in unserm Text die Identität des Vaters und des Sohnes herausgestellt, wenn gesprochen wird von dem Erscheinen der Herrlichkeit unseres großen Gottes und unseres Heilandes Jesus Christus? Jesus stammt also nicht aus der Teigmasse der Menschheit. Er ist ein außerplanetarisches Geheimnis. Wäre er nur das große Vorbild – wie viele ihn heute allein verstehen –, so kämen wir über die steile Rampe redlicher Nachahmübungen nicht hinaus. Das aber ist das Wunder, daß er nicht nur Exempel ist, sondern auch sacrificium, wie Augustin sagt. Um dieses Opfers willen ist Jesus allein unser letzter Trost im Leben und im Sterben. Ganz lapidar heißt es hier: Er hat sich selbst für uns dahingegeben. Darum sind auch die Evangelien des Neuen Testaments im Grunde eine große Passionsgeschichte mit ausführlicher Einleitung. Alles in ihnen tendiert auf das Kreuz hin, was Paulus zu dem Selbstzeugnis führt in 1. Korinther 2, 2: Ich halte dafür, daß ich nichts unter Euch wüßte als allein Jesus Christus, und zwar den gekreuzigten. Und Luther sagt treffend: »Wenn es nicht Gottes Blut ist, das am Kreuz geflossen ist, dann ist die Hölle nicht zerbrochen.« Es hängt wirklich alles daran, daß Gott selbst am Kreuz für uns sein Leben gelassen hat, was Nietzsche zu dem spöttischen Wort veranlaßte: »An einen angenagelten Gott kann ich nicht glauben.«

Was im Stall begann, endete am Galgen. Gottes Erscheinen geschah nicht in majestätischer Repräsentation, wiewohl einzelne Wunder ein himmlisches Aufleuchten zeigen, sondern in der Selbstdemütigung bis zum Tode am Kreuz. So wurde das Kreuz Jesu die göttliche Zahlungsstelle für zahlungsunfähige Sünder.

Diese Rettergnade gilt nicht nur einer frommen Elite, sondern allen Menschen. Darum dürfen wir nach einem schönen Wort Wicherns in jedem Menschen einen Kandidaten des ewigen Lebens sehen. Denn der Herr ist für alle gestorben und auferstanden. Darum ist auch ein Christenleben verfehlt, wenn es nur in privater Seligkeit dem Himmel zuzusteuern möchte. Gott will nach 1. Timotheus 2, daß alle Menschen gerettet werden. Das gibt der Gemeinde Jesu den weiten Horizont für ihren missionarischen Einsatz.

Allen Menschen sagen wir,  
rufen es in Tor und Tür,  
daß wir ihm gehören;  
daß die Welt sich selbst zerstört,  
wenn sie seiner Botschaft wehrt,  
statt ihn recht zu ehren.

## *2. Der Vollzug göttlicher Pädagogik geschieht in der Ablösung des unerlösten Wesens.*

Die rettende Gnade Gottes für alle Menschen ist nicht einfach eine Generalamnestie, die den verlorenen Menschen begnadigt und ihn dann weiterlaufen läßt. Damit wäre der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen und stände doch später wieder im Teufelskreis von Wollen und Nicht-Können, wovon Paulus in Römer 7 eindrucklich redet. Nein, die göttliche Heilspädagogik will einen neuen Menschen schaffen, der auf der Basis der Gnade seiner letzten Bestimmung entgegenreift, daß er als Kind Gottes etwas werde zur Ehre seines himmlischen Vaters. Gott geht dabei in seiner Erziehung so vor wie ein Vater, der seinen Kindern gute Äpfel anbietet und sie damit ermutigt, die faulen Äpfel wegzzuwerfen. Das ist in dem Sinne gemeint, wie es Rudolf Alexander Schröder als Glaubensbekenntnis bezeugt hat: »Christus hat mich von mir selber freigemacht. Ich wäre an mir selbst zugrunde gegangen. Darum danke ich ihm.« Die Pädagogik Gottes zielt nicht auf einige fromme Verbesserungen unseres alten Lebens, sondern auf ein ganz Neues. So meint es Luther, wenn er sagt, daß es bei jedem Menschen zu einem Untergang kommen muß, wenn er Christus findet. Unser Leben, wie wir es von Mutterleibe empfangen haben, ist ein Leben ohne Gott. Ein Leben, das an sich selbst verhaftet ist und von sich selbst nicht loskommt. Und so versucht der von Gott gelöste Mensch, sein Leben auf eigene Faust zu planen, selber Schicksal zu spielen und muß doch dabei erfahren, daß er auf der Glückssuche selber schuldig wird und andere schuldig macht. Unsere Väter sagten von diesem Menschen, daß er ein *cor incurvatum in se ipse* sei, ein auf sich selbst zurückgekrümmtes Herz habe. Das kann sich je nach Seelenlage äußern in einem arbeitswütigen Leben, in einem rauschsüchtigen Leben, in den feinen Formen idealistischen Strebens oder bürgerlicher Wohlanständigkeit. Das kann sich äußern in grober Selbstsucht wie in verdecktem Selbstmitleid, das unter dem Gewande der Demut der Selbstsucht frönt. Es ist also mit unserer angebornen Art kein Staat zu machen. Gottes Geist bewirkt das Absterben des alten Menschen und schenkt ein neues Leben, das auf der Basis der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden, allein durch den Glau-

ben sich einüben darf in einem Leben, das, wie unser Text sagt, besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt sich entfaltet. Hier dürfen wir nicht einem Mißverständnis unterliegen, als bekämen wir den alten Menschen je hinter uns. Ich darf ihn wohl immer durch Gottes Kraft unter mich bekommen. Aber ich bekomme ihn nie hinter mich. Darum kann das Neue Testament von dem Wunder des Heils sprechen: Ihr habt, da ihr zum Glauben kamt, den alten Menschen ausgezogen und den neuen Menschen angezogen. Genauso aber kann das Neue Testament zu den gläubig Gewordenen sagen: Ziehet den neuen Menschen an, ziehet den Herrn Christus an, ziehet an herzliches Erbarmen, Güte, Freundlichkeit usw. Wir halten fest: Meine Rechtfertigung vor Gott aus Gnaden ist schon jetzt vollkommen. Meine Erneuerung im Stande der Gotteskindschaft ist immer nur anfänglich, bruchstückhaft. Ich darf im Stande von Römer 8 leben und erfahre doch immer neu die Wirklichkeit von Römer 7. In der Nachfolge Jesu geht es nicht nach der Steigerungsform fromm, frömmer, am frömmsten. Ich werde, je mehr ich in der Heiligung lebe, immer ärmer in mir selbst und der Heiland wird mir immer unentbehrlicher. Interessant ist, daß Paulus bei der Kennzeichnung des neuen Lebens mit den Eigenschaften »besonnen, gerecht und fromm« Worte aus der griechischen Pädagogik übernimmt, sie aber nun vom Evangelium her füllt. Das Leben des Christen verwirklicht sich also nicht auf einer Insel der Seligen, sondern in der Mannigfaltigkeit menschlicher Begegnungen und Beziehungen. Kürzlich sagte mir ein gläubiger Psychiater: Es geht heute darum, daß wir uns in der so unpersönlich gewordenen Massengesellschaft eine von Jesus geschenkte Menschlichkeit erbitten und sie ausleben. Weil viele Zeitgenossen die Bibel nicht mehr lesen, kommt das Evangelium ihnen zu Gesicht im ausgelebten Glauben der Christen. Paulus kann sagen: Ihr seid ein lesbarer Brief Christi, ihr seid ein Wohlgeruch Jesu Christi unter den Menschen. Bei Christen darf es nach dem Evangelium duften. Christen dürfen die Christusbotschaft verlockend machen durch einen Glauben, der in der Liebe Fleisch und Blut gewinnt. Damit sind wir beim Dritten:

*3. Das Ziel göttlicher Pädagogik ist, daß wir eine Ehre für Gott und eine Wohltat für den Nächsten werden.*

Gott wollte nicht für sich allein bleiben. Darum schuf er die Welt, darum schuf er vor allem den Menschen, der sein Ebenbild sein sollte, sein Gegenüber in ungetrübter Lebensgemeinschaft. Der erste Schöpfungsentwurf mißlang durch den Einbruch der Sünde. Da schuf Gott in Christus den zweiten Adam, Jesus. Freilich ist Christus nicht geschaf-

fen, sondern geboren, wie das Nicänum sagt. Jesus ist der einzige, der uneingeschränkt das Wesen Gottes abgespiegelt hat im Gehorsam gegen Gottes Gebot und Willen. Gott überträgt das Wohlgefallen, das er an seinem Sohn hat aufgrund seines gehorsamen Lebens, auf alle, die von Herzen an Jesus glauben. Wir sind Mitgeliebte in dem geliebten Sohn. Wir sind geadelt als Volk des Eigentums. Christus ist das Haupt der Gemeinde. Vom Haupt her wird seine Gemeinde, der Leib Christi, immer neu versorgt mit den notwendigen Gliedern und Gaben. Und nun wird in einem kurzen Satz das Ziel unserer Berufung angesteuert: Wir dürfen in guten Werken eifern. Ich bin als Christ berufen, daß es dem Nächsten an meiner Seite leichter wird zu leben, zu glauben, zu lieben und zu leiden. Einer soll dem andern ein Christus werden, hat Luther gesagt. Freilich weist das Ziel der göttlichen Pädagogik über die Ermutigung zum ausgelebten Glauben hinaus auf den Tag der herrlichen Erscheinung des großen Gottes, unseres Heilandes Jesus Christus. Wenn er wiederkommt, wird alles Halbe, alles Bruchstückhafte hinfallen.

Ich hörte einmal die Bibelarbeit eines Siegener Pfarrers, die in dem Satz gipfelte: Christen leben zwischen zwei Sonnenaufgängen. Der Sonnenaufgang der Menschwerdung Gottes liegt hinter uns. Auf Weihnachten ist uns erschienen der Aufgang aus der Höhe, uns, die wir wohnen in Finsternis und Todesschatten. Aber die Gemeinde Jesu wartet auf den neuen Sonnenaufgang, wo Christus sichtbar in seiner Herrlichkeit erscheinen wird und aller Zweideutigkeit ein Ende macht. Wohl uns des feinen Herren!

DR. HEINZ ZINDEL

## Unsere Ängste im Umgang mit Menschen

Eben hat der Referent seinen interessanten Vortrag abgeschlossen. Ich sitze im großen Zuhörerkreis. Die Ausführungen haben mich beeindruckt. – Nun beginnt die Aussprache. Eigentlich hätte ich etwas zu sagen, denn ein Gedanke bewegt mich. Er scheint mir wesentlich zu sein und das angeschnittene Thema zu ergänzen. Ich werde mich zum Wort melden. – Aber ich habe nicht den Mut dazu. Ein mir wohlbekanntes Gefühl beschleicht mich. Mein Herz klopft bis zum Halse hinauf. Ich

kriege einen heißen Kopf, und meine Hände werden feucht. Nun ruft man mich sogar auf. Ich erhebe mich – und weiß plötzlich nicht mehr, was ich eigentlich sagen wollte: Die Angst hat mir die Kehle zugeschnürt. Meine so wertvollen Gedanken sind weg. Was ich nun zu reden beginne, weiß ich später nicht mehr recht. Ein peinliches Erlebnis!

Ist es Ihnen nicht schon ähnlich ergangen? Wir alle kennen solche Augenblicke der Verlegenheit und Hilflosigkeit. Unsere Ängste im Umgang mit Menschen sind vielfältig. Sie lauern überall in unserm Alltag: im Geschäft, in der Familie, in der christlichen Gemeinde. Dabei geht es oft um Lebensängste, die viel tiefer liegen als die beklemmenden Gefühle im eben gehörten Beispiel. Vielleicht noch tiefer als etwa die Angst vor einer heimtückischen Krankheit oder die schwere Sorge um einen geliebten Menschen. Die Grundängste unseres Lebens lassen sich vielleicht gar nicht in Worte fassen. Aber wir erfahren es tagtäglich: Die Angst ist in irgend einer Weise zum unbequemen, unheimlichen Begleiter unseres Lebens geworden. Oft merken die Menschen in unserer Umgebung wenig von ihr. Wir verdrängen sie und halten sie in den tiefsten Kammern unseres Herzens fest. Oder wir überspielen sie mit Betriebsamkeit, Arbeit und Zerstreuung. Aber sie ist da und wirkt mit ihren versteckten, zerstörenden Kräften. Und wie solche Ängste uns verändern können! Wir geraten durch sie in lähmende Mutlosigkeit, ja bis an den Rand einer Depression. Oder es befällt uns eine hektische Unruhe. Wir werden ungehalten und aggressiv. Dabei lebt in uns eine tiefe Sehnsucht nach Befreiung von unseren Ängsten. Aber diese Sehnsucht erfüllt sich nicht, denn die Angst gehört zu unserem Leben. Sie hat ihren Platz im menschlichen Dasein, seit die ersten Menschen in ihrer Furcht vor dem Schöpfer sich versteckten. In der grundsätzlichen Loslösung vom lebendigen Gott liegen denn auch ihre Wurzeln. Wir werden später davon erfahren.

Die erschreckende Verunsicherung in unserem Verhalten beeinträchtigt die Beziehungen zu unseren Mitmenschen ganz besonders. Wir fühlen uns eingeengt, blockiert, oft sogar unfähig, weitere Beziehungen aufzunehmen. Wir fühlen uns so ohnmächtig und ausgeliefert, weil wir den bedrängenden Empfindungen in uns nichts entgegenzusetzen haben. Wie ganz anders ergeht es doch dem kleinen Schüler im folgenden Beispiel:

Er wird von einem großen und starken Kameraden arg bedrängt und körperlich bedroht. Doch bevor der Starke ihn anfaßt, um ihn auf den Boden zu werfen, stellt sich ihm der Kleine entgegen. Aus seinen Augen blitzt ein erstaunlicher Mut, und die ganze Haltung ist derart forsch, daß der Große einen Moment innehält. »Wenn du mir etwas antust,

sag ich es meinem Vater. Er ist stärker als du, auch stärker als dein Vater.« Der Kleine hat die Angst vor seinem Kameraden durch das Bewußtsein der Stärke seines Vaters überwunden. Erstaunt läßt der Große von ihm ab, und die Auseinandersetzung ist zu Gunsten des Kleinen entschieden.

Dieser kleine Junge hatte Angst. Aber er war ihr nicht ausgeliefert, weil er ihr etwas entgegensetzen hatte. Der Gedanke an seinen starken Vater vermittelte ihm Kräfte, mit denen er seine Angst aushalten und der äußeren Bedrohung mit Erfolg Widerstand leisten konnte.

Nicht in der Sehnsucht nach Befreiung von unseren Ängsten, sondern in der Geborgenheit liegt die Hilfe.

Sind wir geborgene Menschen? Kennen wir jemanden in unserer Umgebung, dem wir unsere Lebensängste anvertrauen können? Haben wir es überhaupt je gelernt, einem Menschen zu sagen, was uns bewegt, bedrückt oder ängstigt?

Sind wir geborgene Menschen? Oder kämpfen wir noch auf einsamem Posten gegen die immer wieder aufkommenden Ängste?

Geborgenheit fällt uns nicht selbstverständlich zu. Vertrauen will gelernt sein. – Eigentlich steht jedes kleine Kind, das in gesunden Verhältnissen aufwächst, in einer solchen Lehrzeit. Es lernt, in der innigen Gemeinschaft mit seiner Mutter und im täglichen Umgang mit lieben Angehörigen seinen nächsten Mitmenschen Vertrauen entgegenzubringen und von ihnen Vertrauen entgegenzunehmen. Diese Fähigkeit ist niemandem in die Wiege gelegt. Vertrauen wächst allerdings nur, wo zwischen zwei Menschen eine tragfähige Beziehung besteht. Dies erlebt das kleine Kind in der täglichen Begegnung mit seiner Mutter und später mit den übrigen Gliedern seiner Familie. Wer solche Erfahrungen in seiner frühesten Kindheit machen durfte, wird im späteren Leben den Ängsten weniger ausgeliefert sein. Leider sind nicht alle Menschen in dieser glücklichen Lage. Mein Berufsalltag führt mich mit Kindern zusammen, deren Eltern oder Mütter in schwer gestörten Ehe- oder Lebenssituationen stehen. Sie kommen selbst nicht selten aus ähnlichen Verhältnissen. Weil sie nie an sich selber Geborgenheit erfahren konnten, vermögen sie ihren eigenen Kindern diese entscheidende Hilfe auch nicht zu bieten. So sind denn die ersten Lebenserfahrungen der jüngeren Generation wieder nicht Geborgenheit, sondern Verlassenheit und Liebesverlust. Deshalb versuchen diese Kinder schon recht früh, etwas von dem zu erhaschen, was sie schon immer entbehren mußten. Gleichzeitig bedrängt sie eine tiefsitzende Angst vor jeglicher Bindung, haben sie es doch nie gelernt, sich einem Menschen bedingungslos anzuvertrauen. Sie leben in der ständigen Spannung zwischen der Sehnsucht

nach Beziehung und der Angst vor persönlicher Zuwendung. Ist es verwunderlich, wenn sie es schließlich nicht mehr wagen, eine Bindung einzugehen, einem Menschen Vertrauen entgegenzubringen, da sie ja doch jedesmal eine Enttäuschung erleben. Weil sie nie wirklich angenommen worden sind, haben sie es nicht gelernt, sich selber anzunehmen. Nun können sie auch ihre Mitmenschen nicht annehmen, wie sie wirklich sind. So werden sie immer einsamer und bleiben allein mit ihren Ängsten. Aus dieser aussichtslosen Lage heraus beziehen sie falsche Abwehrstellungen, indem sie zum Beispiel aggressiv oder depressiv werden. Beide Verhaltensweisen können Ausdruck derselben Grundangst sein, allein dazustehen, verlassen zu sein und niemanden zu haben, der sie versteht und der zu ihnen steht. Die Umgebung bezeichnet einen solchen Menschen bald einmal als sonderbar oder unzugänglich. Sie beginnt, ihn abzulehnen. Er spürt dies und wird noch stärker in die Isolation getrieben. Eine aussichtslose Lage! – Kennen wir nicht alle solche Augenblicke der Resignation oder gar der Verzweiflung? Vielleicht erleben wir sie nicht in dieser Tiefe und Hoffnungslosigkeit. Oft zeigt sich die Not bei uns allein schon in der Tatsache, daß wir den Menschen, die in derartigen Schwierigkeiten sind, sehr hilflos gegenüberstehen, weil ihr Zustand uns selber verunsichert oder in Ängste und innere Ablehnung treibt.

Woran liegt dies?

Unsere eigene seelische Entwicklung verlief auch nicht einfach ideal und ungestört. Konfliktsituationen in unserer Kindheit haben uns geprägt. Wir sind durch echte Verarbeitung und Bewältigung innerlich stärker geworden. Es sind aber auch Mängel zu verzeichnen: Statt zu lernen, uns mit Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, haben wir sie umgangen. Konflikte, die wir hätten austragen sollen, wurden verdrängt. Menschen in unserer Umgebung haben uns durch ihr Eingreifen nicht zur Sicherheit verholfen, sondern durch falsche Bindungen gehindert und bedrängt. Alte Probleme sind unterschwellig noch vorhanden. Nun stehen wir in der Auseinandersetzung mit schwierigen Menschen unseren eigenen Schwierigkeiten gegenüber. Vielleicht stellen wir fest, daß auch wir Abwehrhaltungen entwickelt haben. Wir erfahren uns selber als aggressive oder depressive Menschen, obwohl wir in unserer Vergangenheit gar nichts außerordentlich Schweres erlebt haben, sondern in wohlgeordneten Verhältnissen aufgewachsen sind.

Wir spüren, daß dies mit einem Stück unbewältigter persönlicher Vergangenheit zusammenhängt und leiden darunter, daß wir so anfällig sind für Verunsicherung und Angst. Wenn unser Vertrauen nur stärker wäre! Gerade hier aber zeigt sich unsere Not am deutlichsten. Wie soll

denn ein Vertrauensverhältnis entstehen, wenn gewisse Grundlagen fehlen? Ist unsere so fest geprägte Eigenart nicht ein unüberwindbares Hindernis? Wird es uns je gelingen, unseren Mitmenschen wirklich innerlich frei zu begegnen?

Es ist gut, wenn wir an die Grenzen unserer menschlichen Möglichkeiten stoßen. Wir werden dadurch offener für eine Wirklichkeit, die uns noch eine ganz andere Möglichkeit erschließt. Den glaubenden Christen zeigt Gott in seinem Wort einen Weg auf, der weithin in der Gemeinde Jesu nicht beschritten wird. Sonst wären wir in Gemeinden und Hausgemeinschaften weniger anfällig für Ängste, die uns in der Begegnung mit unsern Brüdern und Schwestern Not bereiten.

Vertrauen wird nämlich nicht nur gelernt oder vermittelt. Geborgenheit kann uns auch zufallen, zum Geschenk werden.

Die Bibel redet im Alten und Neuen Testament an unzähligen Stellen von der Angst des Menschen. Sie beschreibt damit den Zustand des menschlichen Herzens, unsere eigene Lage. »In der Welt habt ihr Angst«, sagt Jesus zu seinen Jüngern (Joh. 16, 33). Mit andern Worten: Solange ihr in dieser Welt lebt, werdet ihr immer wieder Angst haben, wird euch die Angst immer wieder überfallen.

Ob er, dieser erhabene Herr, uns wirklich versteht in unseren klein-karierten Verhältnissen, unseren persönlichen Ängsten und Konflikten? Verstehen – so sagten wir – kann nur jemand, der ähnliches erlebt hat und gleich zu empfinden vermag. Aber Jesus sitzt im selben Boot wie seine Jünger – und wie wir. Er weiß, was Angst bedeutet. Er hat sie selber durchgekostet. Kurz bevor er seinen Jüngern sagt: »In der Welt habt ihr Angst«, spricht er davon, daß die Stunde gekommen sei, in der sie sich zerstreuen und ihn allein lassen würden. Schon in Gethsemane war Jesus allein. Seine zuverlässigsten und treuesten Jünger schliefen, statt ihm beizustehen. Und er hatte Angst, eine schreckliche Angst. Es heißt von ihm: »Und er geriet in angstvollen Kampf und betete noch anhaltender; und sein Schweiß wurde wie Blutstropfen, die auf die Erde fallen« (Luk. 22, 44). Er hat diese Einsamkeit und Angst durchgestanden bis zuletzt, bis in die völlige Verlassenheit am Kreuz: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Matth. 27, 46). Was muß das für eine grauenhafte Angst gewesen sein. Eine Angst, wie sie kein Mensch je erlebt hat noch erleben wird. Aber mitten in diesen Ängsten – so heißt es im Bericht über das Geschehen im Garten Gethsemane – erschien ihm ein Engel vom Himmel und stärkte ihn (Luk. 22, 43). Und am Kreuz rief Jesus: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.«

Hier wird uns eine entscheidende Hilfe in der Auseinandersetzung mit

unseren Ängsten zuteil. Wir sprachen schon davon: Nicht in einer von uns ersehnten Befreiung von der Angst liegt die Antwort, sondern in der Tatsache der Geborgenheit. »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden«, sagt Jesus. Anders ausgedrückt: Ihr werdet immer wieder Angst haben, aber – ich bin bei euch. Das sagt einer, der selber alle Tiefen der Angst erlitten und als Sohn Gottes alle Macht in seinen Händen hat.

Es liegt zwar ein scheinbarer Widerspruch in der Aussage Jesu. Im ersten Teil des eben gelesenen Verses heißt es: »Dies habe ich zu euch geredet, daß ihr in mir Frieden habt.« »Dies« weist auf die Tatsache hin: »Siehe, die Stunde kommt und ist schon gekommen, wo ihr euch zerstreuen – d. h. in heller Angst fliehen – werdet, ein jeder in seine Heimat.« Wieder deutet Jesus auf dieselbe biblische Wahrheit hin, die schon bei der Stillung des Sturmes zum Ausdruck kam: Nicht das Wegfallen äußerer Bedrängnis läßt die Angst weichen. Im Gegenteil: Ihr werdet verfolgt werden, bedrängt bleiben; mich werdet ihr ganz allein lassen. Jesus fährt aber fort: »Und doch bin ich nicht allein, denn der Vater ist bei mir.« So erfuhr unser Herr tiefen Frieden in großer Not. Er will dies auch uns erfahren lassen. Deshalb sagt er: »Ihr habt zwar Angst, aber seid getrost.« Fast möchte man diese Aussage etwas abwandeln: »Habt doch getrost Angst, ich bin ja bei euch.«

So wird denn das Problem unserer Angst zu einer Frage unseres Umganges mit Gott, unseres Verhältnisses zu Jesus. Er verheißt uns die Geborgenheit, nach der wir uns sehnen. Er versteht uns in unserer persönlichen Lebenssituation. Wir dürfen mit ihm ins Gespräch kommen und werden entdecken, daß auf solches Reden mit ihm hin etwas geschieht. Wir werden zwar weiterhin von Ängsten nicht verschont bleiben, aber wir werden erfahren, daß er da ist, Herr unseres Alltags wird und uns seinen Frieden schenkt.

Und doch bleibt hier eine Unklarheit oder ein Widerspruch bestehen. Wir sprachen davon, daß Vertrauen gelernt werden muß. Die Erfahrungen mit milieugeschädigten Kindern und Jugendlichen machen deutlich, daß Schäden in der Beziehungsbildung zum Teil irreparabel sind. Kann überhaupt etwas wachsen, wenn der Wurzelgrund fehlt? Vermag die Angst zu weichen, wenn sie Ausdruck schwerer Konfliktherde ist? Ist ein Gespräch mit Jesus möglich, wenn tiefe allgemeine Beziehungsstörungen vorliegen? – Gott kann auch hier Geborgenheit schenken. Für ihn sind alle durch die Psychologie entdeckten Gesetzmäßigkeiten der seelischen Entwicklung keine unüberwindbaren Schranken, ist er doch Herr alles Geschaffenen. So vermag er in den Verlauf einer körperlichen Krankheit einzugreifen und einen Menschen gegen

alle ärztliche Voraussicht zu heilen. Er kann auch Menschen in und trotz ihrer seelischen Mangelsituation verändern. Wem aufgegangen ist, daß Gott in Jesus ihn liebt, wer in einem Kreis von Glaubenden wirklich erfahren durfte, was es bedeutet, von Gott und Menschen angenommen zu sein und sich in Christus geborgen zu wissen, kann etwas von dem nacherleben und nachvollziehen, was er bisher so bitter entbehren mußte.

Der Gesundungsprozeß braucht oft viel Zeit. Nicht alles verändert sich. Viele Menschen müssen lernen, mit ihren Lasten zu leben, sich anzunehmen und ihre Umwelt zu ertragen. Je besser sie sich in einer Gemeinschaft von Menschen angenommen wissen, desto tiefer wird die Erfahrung der Geborgenheit. – Gilt dies nicht in gewisser Weise für uns alle? Keiner von uns lebt ja ohne Schäden in seiner seelischen Entwicklung. Aber: Jesus will auch unsere Lebenssituation verändern. Dies geschieht nicht nur einmal, sondern immer wieder auf neue, uns überraschende Weise. Wir können es erfahren, daß Jesus uns in einer notvollen Lage völlig von Angst und Verunsicherung befreit. Hiob sagt: »Auch dich führt Gott aus dem Rachen der Angst auf einen weiten Raum, wo keine Bedrängnis mehr ist« (Hiob 36, 16). – Gott führt uns in unserem Leben manchmal auch anders. David erlebte dies: »Müßte ich schon wandern im finstern Tal: ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir« (Ps. 23, 4). Auf einem solchen Weg erfahren wir die Gegenwart Jesu mitten im Dunkel der Angst, weil »nichts uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes in Jesus Christus, unserem Herrn« (Röm. 8, 39).

DR. MAX KÖNIG

## Zur Freude und Verantwortung helfen

Ich sehe es als eine vorrangige Aufgabe an, unsere Heranwachsenden in die Freude und in die Verantwortlichkeit des Christenlebens einzuführen.

Der junge Mensch soll sich selber davon überzeugen können, daß Christsein sich nicht in einem muffigen Hinterhof abspielt sondern mit Freude zu tun hat. Ich möchte Ihnen gern konkret aus unserem Familienleben erzählen, wie wir das zu verwirklichen versuchen.

Wir machen gemeinsame Dinge, von denen wir wissen, daß sie jungen Menschen Freude bringen: Bergwanderungen, Abseil-Klettereien, Schitouren, Wildwasserfahrten. Dabei versuchen wir, in ihnen das »Organ für die Freude« zu entwickeln. Das hat jeder Mensch. Wenn das einmal lebt, findet man immer mehr Dinge, über die man sich freuen kann, bis hin zur Blume, die ihre Blüte der Sonne zuwendet . . .

Gleichzeitig erinnern wir unsere Kinder – und uns selbst – daran, daß alle Freude aus Gottes Hand kommt. Das gehört unaufdringlich aber unüberhörbar gesagt. Deshalb gehört zu unseren Fahrten nicht nur die Bitte um Bewahrung, sondern auch der Dank für das Erlebte.

Es ist aber auch wichtig, daß der vorübergehend stark zu Ichbezogenheit neigende junge Mensch herauskommt aus dem Schneckenhaus und sein Leben verantworten lernt. Anknüpfungspunkte sind die alltäglichen Dinge: die Mutter nicht allein im Haushalt hängen lassen, auf Pflanzen und Tiere Rücksicht nehmen, der Abgase wegen einmal aufs Auto verzichten, den Bruder oder die Schwester nicht mit einer Sorge allein lassen . . .

Das erweckt jetzt so in der Kürze vielleicht den Anschein einer »Wald- und Wiesenreligiosität« und ist es doch nicht. Wir sehen es als einen Weg, Glauben in echten Lebenssituationen zu erfahren und zu verwirklichen, einen Weg zu einem praktischen Alltagschristentum, in dem jede Begebenheit des Lebens in direkten, unkomplizierten Bezug zu Gott gestellt wird, wo dann zum Beispiel auch die Trauer über eine Schuld vor Gott gebracht wird und in die Freude über die Vergebung ausmündet. Wir dürfen erfahren, daß diese »informellen« Weisen der Zwiesprache und Anbetung dann auch ihre Ergänzung suchen in Gemeinde und Gottesdienst. Wenn am Abend eines solchen Tages eines unserer großen Kinder zu uns kommt und sagt: »Wollen wir nicht noch zusammen beten?« – ja, was gibt es Schöneres für Eltern?

Aus den alltäglichen Erfahrungen heraus kann auch heute noch für unsere Heranwachsenden die tiefe Gewißheit werden: Freude heißt – Jesus ist kommen, Grund ewiger Freuden. Verantwortung heißt – alle Verantwortung gegenüber Mitmensch und Natur hat ihren letzten Grund in der Verantwortung vor Gott.

Alles, was in der Erziehung geschieht, ist Gnade, und vielleicht sitzen jetzt Eltern unter uns, deren großgewordene Kinder ihre eigenen, fremden Wege gehen – trotz alles erzieherischen Mühens und aller Gebete. Ihnen wünsche ich die unerschütterliche Liebe, die anhaltende Geduld und das wache Auge jenes Vaters, von dem uns Jesus erzählt. Er hatte seinen Sohn verloren, aber als er ihn von ferne sah, lief er ihm entgegen, um ihn wieder aufzunehmen.

EDITH SCHLÜTER

## Ratschläge für das Erzählen biblischer Geschichten

Die Voraussetzung für packendes Erzählen biblischer Geschichten ist unser eigenes Verhältnis zu Jesus. Wenn wir Gott lieben, leben wir in seinem Wort; und wir suchen einen Weg, wie wir am eindrucklichsten unsern Kindern »Jesus vor Augen malen« können.

Es gibt eine Reihe guter Bücher, die Begebenheiten der Bibel für Kinder und Jugendliche nacherzählen und mit Bildern illustrieren. Daraus kann man kleineren Kindern vorlesen und das Bild mit ihnen betrachten.

Die Größeren können selber lesen. Das tun sie meistens gern. Man kann sich daraus aber auch Anregungen zum Erzählen holen.

Fürs eigene Erzählen – das hat die größte Ausstrahlungskraft auf Kinder – empfehle ich Ihnen, daß Sie Ihre Bibel mit einem Bibellexikon lesen. Schlagen Sie alles nach, was Sie nicht verstehen: biblische Begriffe, Geschichtliches, Ortsangaben, Sachfragen. Ein Bildband über biblische Stätten veranschaulicht das Geschehen.

KURT FEUERBACHER

## In der Ausbildung junger Menschen

Bei der Berufsausbildung geht es um die Grundlagen des zu erlernenden Berufs. Diese haben bei vielen Berufen nicht direkt etwas mit dem christlichen Glauben zu tun.

Nehmen wir ein Beispiel: Ein Auszubildender (früher sagte man Lehrling) soll das Schweißen erlernen. Dazu braucht er eine ruhige Hand, ein gutes Auge, das nötige Fachwissen und viel Übung. Es gibt keine »christliche Schweißnaht«.

Aber es gibt den Christen, der in der Verantwortung vor Gott in seinem Berufsleben steht. Das ist der eigentliche Unterschied zwischen Christ und Nichtchrist: Die Stellung zu Gott.

Der Christ ist auch im Beruf nicht aus der Bindung an Gott entlassen. Das wirkt sich aus beim Umgang mit jungen Menschen, die in der Ausbildung stehen.

Der eine ist sensibel. Man darf ihn nicht zu hart anfassen. Bei einem

anderen ist es nötig, daß man fest und entschieden auftritt. In beiden Fällen kann die Liebe deutlich werden, die das Beste für den jungen Menschen im Auge hat.

Wer als Christ in der Berufsausbildung tätig ist, dem ist es ein Anliegen, daß das Zeugnis von Jesus Christus auch die erreicht, mit denen er es in seinem Beruf zu tun hat.

## BEATE SCHEFFBUCH

### Eine Mutter und ihre Kinder

Kürzlich hörte ich den Satz, der mich seitdem beschäftigt: »Wir sollten mehr mit Gott über unsere Kinder reden, als mit unseren Kindern über Gott.« Kinder spüren es, ob mein Gebet eine Gewohnheitssache oder eine Pflichtübung ist oder ob ich selbst eine innige Verbindung mit Gott habe.

Unsere vier Töchter sind alle schon in der Schule. Sie sind so vielem ausgesetzt, vor dem wir sie nicht mehr schützen und bewahren können. Viel wird von ihnen gefordert an Leistung und Anpassung.

Was wäre ein Tag, den wir als Familie nicht miteinander beginnen könnten mit einem Loblied, gemeinsamem Bibellesen und Gebet! Und die schönste Stunde des Tages ist am Abend, wenn alle im Bett sind. Da machen wir es richtig gemütlich. Wir tauschen uns aus über die Erlebnisse des Tages, es wird geplant und beraten. Und dann schließen wir alles in eine Gebetsgemeinschaft ein. Da ist es den Kindern selbstverständlich, daß man die kleinen und großen Freuden und Probleme Gott sagen darf. Und wir erlebten in konkreten Nöten konkrete Gebetserhörungen. Wie freundlich ist unser Gott!

Noch ein zweiter Punkt. Manchmal wächst uns die Arbeit über den Kopf. Leider platzt uns da oft der Kragen, die Kraft ist am Ende und die Geduld auch. Unsere Kinder sind dann meist die Leidtragenden. Beim kleinsten Anlaß kriegen sie eine geballte Ladung ab. Wenn das passiert – und es ist mir leider schon passiert – meine ich, daß es der Autorität der Mutter keinen Abbruch tut, wenn sie sich bei den Kindern entschuldigt. Im Gegenteil – es stärkt das Vertrauen und die herzliche Verbindung.

Noch wichtiger scheint es mir aber, es gar nicht erst soweit kommen zu lassen. Viel liegt an der Zeiteinteilung. Wir schieben manche Ar-

beit vor uns her und wenn dann etwas Unvorhergesehenes dazwischen kommt, wirft es uns aus der Bahn. Je besser ich meinen Tag geplant habe, um so leichter kann ich meine Pläne auch umwerfen, wenn etwas anderes wichtiger wird. »Ich habe keine Zeit«, das sollten unsere Kinder so wenig wie möglich zu hören bekommen. Wir haben ja Zeit – 24 Stunden – nützen wir sie aus!

CHRISTA MEVES

## Grenzen der Toleranz in der christlichen Erziehung

Die dreizehnjährige Birgit ist empört: »Steht da mein Vater«, sagt sie, »als wir aus unserem Abendkurs kommen und grad' 'rüber wollen ins Big Ben, steht da, faßt mich an den Arm und flüstert: ›Wir hatten abgemacht, daß du nach dem Kurs nach Hause kommst«, und schiebt mich ins Auto. Was denkt der sich denn? Mich so zu nötigen? Schließlich bin ich fast erwachsen. Eine Gemeinheit außerdem. Wo es so dufte ist im Big Ben – und blamiert hat er mich auch – vor den anderen.«

»Hast du ihn denn gefragt, was er sich denkt?« entgegne ich. »Das kann ich mir schenken«, mault Birgit, »das weiß ich so schon, nichts als Repression, autoritär ist der eben.«

Ich spreche mit Birgits Vater. »Nein«, sagt er, »ich habe keinerlei Bedürfnis, meine Tochter davon abzuhalten, mit netten Kameraden zusammen zu sein. Ich will das Kind nicht in eine Marschrichtung zwingen, wie sie mir nun gerade paßt, was sie mir unterstellt, beziehungsweise wie man ihr eingeflüstert hat, daß es sei. Aber ich trage noch die Verantwortung für sie, und zur Zeit ist sie wie ein Quirl – unruhig und so lebenshungrig, daß sie sich unversehens in Abenteuer stürzen würde, die sie nicht übersehen kann und ihr schwer schaden könnten. Ich kenne sie doch – sie handelt viel schneller als sie denkt. Sie ist gutgläubig und beeinflussbar. Der Big Ben ist eine berühmte Diskothek. Da wird Hasch geraucht und gehandelt, da wurden gemeinsam Einbrüche geplant, da hält man es für richtig und selbstverständlich, zwischen Tür und Angel miteinander intim zu werden. Als ich jung war, da gab es auch so ein paar Mädchen. Jeder wußte: die waren so zum Ablecken für jedermann. Aber natürlich wollte die keiner wirklich haben. Ich habe einige der Schicksale verfolgt; diese Mädchen sind samt und sonders unglücklich geworden. Dazu habe ich doch in das Aufziehen meiner

Kinder nicht alle Kraft investiert, daß sie von einer gefährlichen Libertinage kopfüber genommen werden, bevor sie so weit sind, selbst unterscheiden zu können, was ihnen gut tut und was nicht. Aber ich sehe ein, daß ich nicht einfach wortlos in Aktion treten darf, sondern daß ich der Tochter mein Handeln begründen muß, damit sie spüren kann, daß ich aus Liebe und Verantwortung und nicht aus Neid und Machtbedürfnis so handle.«

In der Tat, es ist heute nötig, ein klares Bewußtsein darüber zu erwerben und zu vermitteln, woher der Erzieher das Maß für sein erzieherisches Handeln nimmt. Die Voraussetzung heißt aber, sich der Frage zu stellen: Wieviel Erziehung braucht der Mensch überhaupt? Wo sind die Grenzen der Toleranz für den Erzieher im Umgang mit seinen Kindern? Was bekommt ihnen denn nun eigentlich besser – eine strenge, grenzensetzende oder eine weiche, absolut tolerante Erziehungsweise?

Über diese Frage haben wir im vergangenen Jahrhundert eine Menge Erfahrung sammeln können, und zwar mit beiden Extremen. Noch im vorigen Jahrhundert galt eine rigorose Prügelerziehung durchaus als ehrenwert. Den Willen zu »brechen« hielten manche Pädagogen damals für unumgänglich. Gewalt mit Rohrstock, Ausklopfer, mit Ohrfeigen und Püffen waren an der Tagesordnung. Selbstverständlich durften Kinder in der Schule geschlagen werden, wenn sie nicht gehorchten. Der Erfinder der so gesundheitsförderlichen Schrebergärten, der Arzt Schreiber, tat sich in der Erziehung seiner Söhne durch barbarische Erfindungen zur Sitz- und Schlafdisziplinierung hervor mit dem Ergebnis, daß einer der Söhne sich im Erwachsenenalter das Leben nahm, der andere unheilbar geisteskrank wurde. Die Erfahrungen mit einer brutal gewalttätigen Erziehung sind eindeutig negativ gewesen. International übereinstimmend haben sie uns die Erkenntnis vermitteln können:

1. Dressur von Kindern mit vorwiegend aggressiv-gewalttätigen Erziehungspraktiken führt zu einer Vermehrung und Stauung von Aggressionsbereitschaft der so Erzogenen.
2. Die dauernde Erhöhung der Aggressionsbereitschaft kann zu einer Charakterentwicklung führen, die den Menschen prägt, indem seine Aggressivität ihn beherrscht und zu einer Kette von Konflikten mit den Mitmenschen führt, oder indem der Kampf gegen die eigene Aggressivität den Menschen körperlich leidend macht.
3. So ein Mißverhältnis im Haushalt der Seele bewirkt nicht nur einen aufwendigen Kräfteverschleiß, sondern bedeutet immer gleichzeitig eine Einschränkung des Verhaltensspielraums, der Entscheidungsfreiheit und der Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen; denn sie bannt

4. den Menschen teilweise auf der Entwicklungsstufe fest, in der der Schaden entstand.

Gewalttätige Erziehungsformen haben also eine Vermehrung von Gewalttätigkeit bei den so Traktierten zur Folge. Das ist die übereinstimmende Aussage umfangreicher Studien auf internationaler Ebene.

Es ist deshalb auch geradezu folgerichtig, daß das Pendel in der Mitte unseres Jahrhunderts mit der sogenannten antiautoritären Welle in die Gegenrichtung umschlug. Freilich: für harmlose Reagierer war das nach einigen Jahren offenkundig werdende negative Ergebnis überraschend: Die Kinder, die man so wenig frustriert wie möglich heranwachsen ließ, zeigten sich keineswegs lammfromm und brav – im Gegenteil: heftiger denn je tobten die Rivalitätskämpfe zwischen den Geschwistern, deutlich erkennbar und häufig anhaltend entstand im Kleinkindalter Trotz gegen die Erzieher. Diese Kinder wurden häufig früh behandlungsbedürftig, weil sie unbeherrschbar aggressiv wurden. Einigen Eltern wuchs die Erziehung einfach über den Kopf, sie gaben zu: Die Zerstörungen durch die Kinder waren zu groß geworden. Wurde die Erziehung ohne Erziehung sehr konsequent schon im Kindergarten durchgeführt, ergab sich bei den Kindern oft bereits im Grundschulalter eine chaotische Unfähigkeit zur Disziplinierung, die sie meist zu Lernbehinderten werden ließ.

Ein siebzehnjähriges Mädchen, das in einer jungen Professorenfamilie zur Hilfe engagiert wurde, berichtete: »Mir wurde gesagt, daß ich niemals eines der drei Kinder zu irgendetwas zu berufen oder anzuhalten hätte. Nach einigen Tagen erwies sich, daß ich schon viele Vorgängerinnen gehabt hatte, die in einem fürchterlichen Wohnungschaos die Kinder zu beaufsichtigen versucht hatten. Keine hatte länger als vier Wochen durchgehalten. »Die Kinder traten und bissen mich, sie spuckten sich gegenseitig an. Sie hatten zu nichts Lust als zum Lärmen und Streitmachen. Es war nicht zum Aushalten.«

Es hatte sich per Großexperiment erwiesen: Beide Extreme waren offenbar falsch, beide führten zu gefährlichen Fehlentwicklungen, die unübersehbare Lebensschwierigkeiten heraufbeschworen, und zwar Überangepaßtheit und Erniedrigung der Aggressionsschwelle zu Rach-, Quäl- und Streitsucht, zu Jähzorn und Machtanmaßung bei der gewalttätigen Erziehung; Unangepaßtheit, Frustrationsintoleranz und streitsüchtige Aggressionsbereitschaft bei der laissez-faire-Erziehungsform. Das allgemeine Lebensgesetz, daß die Extreme oft zu ähnlichen Ergebnissen führen, fand in diesen Erfahrungen erneut eine konkrete Bestätigung.

Viele nachdenkliche Menschen stellen deshalb heute unsicherer und

ratloser denn je die Frage: Aber wie finden wir nun denn das rechte Maß für unser erzieherisches Handeln?

Mir scheint, daß gerade unsere negativen Erfahrungen mit jenen extremen Erziehungsmethoden uns deutlich machen können: Wir werden grundsätzlich und jederzeit neu Mißerfolg haben, wenn wir uns im erzieherischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen nach Konzepten richten, die wir uns auf dem Boden eigener menschlicher Maßgabe ausgedacht haben. Denn das muß uns deutlich werden: Hinter beiden eben genannten »Experimenten« stehen zwar verschiedene, aber dennoch anmaßende Vorstellungen über das Wesen des Menschen: Der rigorose Erzieher glaubt den Willen des Kindes brechen zu müssen, um es für sich und die Erhaltung seiner Herrschaft gefügig zu machen. Erzieher dieser Art haben sich selbst als Vorbild vergötzt und billigen lediglich eins: die Nachahmung der eigenen Person. Oft belügen sie sich dabei selbst, meinen im Dienst Gottes zu stehen, haben aber längst aufgehört, seinen Willen zu erhorchen. Sie haben sich an Gottes Stelle gesetzt und sind dem Triebteufel der Macht anheimgefallen. Das Fragen und Hin- und Herhören ist in diesem Konzept verlorengegangen und hat einer apodiktischen, unfehlbaren, wirklichkeitsfernen Rechthaberei Platz gemacht. Da auch in bürgerlichen und adeligen Kreisen Deutschlands vielfach ein solch gefährlich falscher Erziehungsstil vorherrschte, konnte die Revolte dagegen gar nicht ausbleiben. Und die allergische, oft realitätsferne Angst mancher Erwachsener heute vor antiautoritärer Machtausübung in unserer liberal-demokratischen Gesellschaft ist häufig auf dem Boden subjektiver, negativer Erfahrung mit mißbräuchlichen Erziehungsformen in der eigenen Kindheit erwachsen. Aber jene Reaktion, die *laissez-faire*-Erziehung, bedeutet nichts Besseres. Sie ist abermals Anmaßung, eigene Maßgabe, bedeutet, das Kind an seiner eigenen Wirklichkeit vorbei zu manipulieren; denn die *laissez-faire*-Erziehung setzt voraus, daß der Mensch nichts Vorgegebenes mitbringt. Ihre Anhänger sind davon überzeugt, daß der Mensch durch den Menschen zu machen sei. Seine Schlechtigkeit sei lediglich eine Folge der Schlechtigkeit, der autoritären Willkür seiner Erzieher. Sie fordern Grenzenlosigkeit für die Kinder, damit diese zu ihrer »Selbstverwirklichung« kommen. Freilich stehen dennoch die modernen Menschenmacher hellwach auf dem Quivive, denn: erst einmal aufgegrünt, sollen sie dennoch manipuliert werden, und zwar zum Einheitsdenken und Einheitstun in einer nun endlich gleichen, weil gleich manipulierten, zur Gleichheit getrimmten Gesellschaft.

Wir müssen uns aber als Christen sehr deutlich machen: Letztlich steht hinter beiden Erziehungskonzepten ein gefährlich falscher Geist, der

Geist des von Gott Abtrünnigen, der mit Goethes Prometheus trotzig sagt: »Hier sitz ich – forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen, und dein (Gott!) nicht zu achten – wie ich!«

Erziehungskonzepte nach dem Motto »Backe, backe Menschen« sind, wie sich mit Hilfe der Psychopathologie und der Geschichte belegen läßt, falsch, weil sie Selbstanmaßung sind, Abtrünnigkeit von IHM.

Unser Maß in der Erziehung finden wir, wenn wir uns nicht als die Machenden, sondern als die Horchenden, die Gott Gehorchenden verstehen. Zunächst: Eine solche Haltung gibt nicht der angemäßen, sondern der richtigen Wissenschaft Raum. Alle echte Wissenschaft beginnt nämlich bei der minutiösen, der gründlichen, der achtsamen und achtungsvollen Beobachtung. Wer unter den Wissenschaftlern Kinder achtungsvoll beobachtet hat, ist oft zu sehr brauchbaren, realistischen und einfühlsamen pädagogischen Konzepten vorgestoßen, wie z. B. Karl Bühler, William Stern und Eduard Spranger, über deren Forschungsergebnisse manche kopflastige Pädagogiktheoretiker heute meinen, achselzuckend zu wirklichkeitsfernen Reformen vorwärtsschreiten zu müssen. Die Voraussetzung zu einer fruchtbaren Beobachtung besteht vor allem darin, Kinder nicht mit Züchteraugen zu betrachten und sie damit zu Züchtungsobjekten zu degradieren, sondern bereits die Neugeborenen mit den Augen des Gärtners anzuschauen, dem von einem höchsten Auftraggeber ein kostbarer, unbekannter Keimling anvertraut wurde mit dem Auftrag, ihn in sorgfältiger Pflege zu seiner schönsten Entfaltung zu bringen. Eine solche Einstellung wird den Erzieher sorgsam, opferbereit, pflichtbewußt und zugleich wachsam und eifrig machen. Er wird immer erst beobachten, bevor er eingreift, er wird hellhörig werden für die Erfahrungen anderer, denen es gelang, der Pflanze Mensch zur Blüte zu verhelfen, er wird ohne Hochmut und falsche Schuldgefühle annehmen, was ihn negative Erfahrungen lehren können. Er wird aber vor allem die Pflanze Mensch schützen und behüten wollen, denn er hat ja einen Auftraggeber, dem er das Werk präsentieren will, das Werk seiner Erziehung, für das er sich vor Gott verantworten muß.

Diese Haltung findet außer durch ehrfurchtsvolle Beobachtung, die zum umsichtigen Eingreifen führt, Orientierung an den Grundwahrheiten des Evangeliums. Das höchste Ideal ist dort klar vorgezeichnet: Es heißt Liebe, die teilt, die heilt, die sich hingibt und Schwächen vergibt – aber auch: Liebe, die schmerzlicher Leidprüfung standhält, die Gott bis in den Tod hinein treu bleibt, die den Dienst für ihn, für seine Schöpfung, für das Licht gegen die Dunkelheit, die Liebe gegen den Haß, das Le-

ben gegen den Tod durchträgt. Wenn der Erzieher sich dieses seines Erziehungszieles bewußt ist, wenn er aus blindem Eifer nicht die Ehrfurcht vor dem langwierigen Werdeprozeß des Menschen verliert, so wird er gewiß auch im Alltag das Maß der Erziehung von Kindern finden.

Er darf dann auch als Vater ebenso sicher wie verantwortungsbewußt seine dreizehnjährige Tochter um 21 Uhr nach Hause bringen – vor dem Big-Ben-Besuch. Seine Toleranz gegen die Wünsche der Tochter darf aus Verantwortungsgefühl hier seine Grenze haben. Die Eltern dürfen hier eine Grenze setzen, wenn sie im Bewußtsein haben, daß es ihre Aufgabe vor Gott ist, ihre Kinder so lange zu beschützen, bis sie sich selbst beschützen können. Im Jahr 1978 ist freilich noch eins notwendig: daß sie ihnen sehr genau immer wieder liebevoll sagen, warum sie so handeln, warum sie noch Grenzen setzen müssen. Es ist in unserer verwirrten Zeit nötig, daß es Eltern und Erzieher gibt, die viel Zeit und viel Mühe darauf verwenden, den Kindern ihre Einstellung – besonders wenn es sich um ein Verbot handelt – deutlich zu machen, damit die Jugendlichen verstehen, daß die Alten dies ganz genau im Kopf haben: die Gefahr ihrer eigenen Machtanmaßung, daß sie sie ablehnen, daß sie ihr Eingreifen überprüfen, daß sie mit und für ihre Kinder eins zu verwirklichen suchen: Liebe zu leben. Nicht jedes Ja ist einfach Liebe, nicht jedes Nein ist Ablehnung. Viel weichliches Ja kann besonders heute schlimme Verwöhnung oder böse Vernachlässigung sein. Ein deutliches Nein kann tapferer Widerstand gegen das Böse und Schädliche in der Schutzpflicht für das Kind bedeuten. Eltern und Erzieher, deren Lebensmaßstab Dienst an der Schöpfung, Dienst für die Liebe heißt, sollten diese ihre Einstellung klar vertreten und den älteren Kindern verbal verständlich machen, damit die Jugendlichen verstehen lernen, was sie an ihren Eltern haben und merken, daß es sich lohnt, von ihnen für ihr eigenes Leben zu lernen.

Denn es ist ja nicht gleichgültig, ob Birgit im Big Ben zum Rauschgift verführt wird. Ist sie erst einmal eine süchtige Raucherin, hat sie eine Menge Freiheit weniger, weniger Gesundheit, weniger Leben – die Mediziner haben darüber harte Statistiken. Es ist nicht gleichgültig, ob die dreizehnjährige Birgit im Big Ben mit sexuellen Betätigungen beginnt. Die völkervergleichende Statistik sagt uns, daß die Selbstmordquote in dem Maß zunimmt, in dem per Trend die Aufnahme sexueller Beziehungen sich verfrüht. Es ist nicht gleichgültig, ob Birgit im Big Ben zum Alkohol verführt wird. Das Maß ist leicht verloren, die Freiheit aufzuhören auch – und das Gift schadet dann vielleicht nicht nur Birgits Leben, sondern auch ihren noch ungeborenen Kindern, wird zur

Schuld »bis ins nächste Glied«. Es ist nicht gleichgültig, ob Birgit zu einem gesunden oder elenden Leben gebracht wird – für niemanden nicht – für sie selbst nicht, nicht für die Gesellschaft, die die Schwachen unterhalten muß, die nur durch Gesunde getragen werden kann. Es ist aber vor allem vor Gott nicht gleichgültig. Es ist gut, Eltern zu haben, die das wissen, die danach leben, die das aussprechen. Einst wird Birgit darüber froh sein, wenn sie zurückdenkt und ihr eigenes Maß ertastet im Umgang mit ihren eigenen Kindern, die ihr wiederum von Gott anvertraut werden.

Darüber hinaus: Die negativen Erfahrungen mit der laufenlassenden Erziehung haben uns gelehrt: Kinder haben in der Tiefe ihrer Seele ein echtes Bedürfnis danach, die Wirklichkeitserfahrung des Hiob-Buches zu machen: Bis hierher und nicht weiter! Es gehört zum Erfahren des Wesens von Schöpfung, daß die Menschen lernen, daß ihr expansives Machtstreben auf Grenzen stößt. Wenn wir das unseren Kindern vorenthalten, vermitteln wir ihnen erstens ein falsches Bild der Realität hier auf dieser Erde und zweitens zugleich ein falsches Bild von Gott. Das aber ist etwas, was sich der Mensch außerordentlich schlecht leisten kann.

Ein Mensch, der mit der Vorstellung aufwächst: »Mein Ego und seine Rechte sind der Mittelpunkt der Welt, alle Mächte über mir sind falsch und böse, weil sie mich an meiner schrankenlosen Ich-Ausweitung hindern«, hat keine Chancen, sich in dieser Welt mit den anderen zu arrangieren. Er hat erst recht keine Chancen, in eine demütige Einstellung zu kommen zu den Dingen, die mächtiger sind als der Mensch, und einen realitätsgerechten Stand zu beziehen zu Gott.

Deshalb müssen verantwortungsbewußte Eltern ihren Kindern Grenzen setzen, sogar im vollen Bewußtsein darüber, daß das Verbot auch einmal Ungehorsam geradezu hervorlocken kann. Sie müssen das Schicksal auf sich nehmen, daß Söhne und Töchter sich evtl. auch einmal gegen sie auflehnen, daß die Heranwachsenden das manchmal tun müssen, damit sie entwicklungsfähig bleiben. Im Wissen um die Notwendigkeit der Ablösung aus der Behütungssituation am Anfang zum Erwachsenenleben können und müssen Eltern auch ihre Angst überwinden, daß sie ihre Kinder vorübergehend verlieren könnten. »Denn Furcht ist nicht in der Liebe.«

Eltern sollten ihren nach Selbständigkeit drängenden Kindern also einerseits Grenzen zeigen, ihnen aber im rechten Maß in kleinen Schritten Selbstverantwortung zumuten, genauso wie ja auch Gott den Menschen in die Freiheit trieb, und zwar keineswegs durch antiautoritäre Erziehung, sondern durch eine Phase starker Gebote und Verbote, wie

das Alte Testament sie uns in großer Fülle beschreibt. Freiheit kann nur auf diese Weise gewonnen werden, und ohne Freiheit gibt es keine Bewährung, keinen Fortschritt, gibt es keine Aufwärtsentwicklung. Sie muß riskiert werden im vollen Bewußtsein der Gefahr, daß der junge Mensch sie mißbrauchen und daran zugrundegehen könnte.

Grenzen muß die Toleranz christlicher Erzieher darüber hinaus aber auch gegenüber den vielfältigen modischen Indoktrinationsversuchen mit entschiedener Tapferkeit dort haben, wo man die Jugendlichen mit atheistischer oder auch a-christlichen Infiltrationen zu verseuchen sucht. Wir müssen klar zu unterscheiden versuchen: Bei aller Achtung, die wir als Christen jedem Menschen mit anderer Welt- und Lebensanschauung zu zollen haben, haben wir hellwach zu sein gegen Bestrebungen, die dazu ansetzen, unsere Kinder zum Glaubensverlust zu verführen. Es bedeutet Mißbrauch der positiven Funktion Toleranz, wenn sie als eine ununterschiedene Billigung jeglicher Handlungen, jeglicher Meinungen, jeglicher Strömungen verstanden werden soll. Toleranz muß dort ihre Grenzen finden, wo zerstörerischer Geist Einlaß findet. Sie muß dort aufhören, wo man unsere Kinder zu einem Leben ohne Gott, zur Anbetung falscher Götter, zur Anbetung von Menschen, zur Anbetung der Götzen Macht, Sex oder gar Wissenschaft bringen will. Hier muß unser festes Nein stehen, sonst verwandelt sich Toleranz unversehens in Fahrlässigkeit, Feigheit oder Verrat. Wenn sich teuflischer Geist, mit der geraubten Waffe Toleranz verkleidet, daran macht, die Beziehung zwischen Gott und Mensch – und damit die Schöpfung an sich – zu vernichten, ist Duldsamkeit unangebracht und die Verteidigung des höchsten Wertes, des Gottes, der die Liebe ist, unumgänglich notwendig. Weil gerade die Christen auf diesem Sektor schwere Fehler begehen, soll hier noch einmal darauf hingewiesen werden, daß es sich im Neuen Testament unmißverständlich nachlesen läßt, daß Christus bei aller »Toleranz« unachgiebig scharf und bis in den Tod hinein kompromißlos blieb, wo es um die Treue zu Gott, zum Auftrag des Menschen, wo es sich um den Primat des göttlichen Geistes vor irdischer, materialistischer Eigenmächtigkeit handelte. Ja, in bezug auf die Verführung der Jugend zur Gottlosigkeit, zum eigenmächtigen Abfall von Gott, braucht Christus mit Recht die härtesten Worte: Diesem Geist der Zerstörung empfiehlt er, Mühlsteine um den Hals zu hängen und ihn in der Tiefe des Meeres zu versenken. Christus setzt damit eine scharfe und klare Grenze der Toleranz: denn sein Tod am Kreuz bedeutet ja nicht Erlösung durch Selbstauflösung, sondern ist ein Zeichen der Treue über den leiblichen Tod hinaus, weist auf die Notwendigkeit totaler geistiger Entschiedenheit und die erlösende Wirkung solcher absolut klarer Entschiedenheit hin.

Toleranz wird mißbraucht, wenn sie solche Entschiedenheit lähmt und die Notwendigkeit einer Stellungnahme mit dem Mantel des Pluralismus erstickt. Jeder Wert wird durch Verabsolutierung, d. h. durch Ablösung aus seiner Verbindung mit Gott, zu Unwert und Gefahr. Mit der Toleranz geht es uns da nicht anders. Das Bedürfnis, sich an den anderen zu binden, mit ihm solidarisch zu sein, muß dort seine Begrenzung finden, wo dieses Ja-Sagen zu geistiger Auflösung führt. Zu geistiger Auflösung führen aber unweigerlich alle jene Vorstellungen, die den jungen Menschen glauben machen wollen, es gäbe keinen Gott, die Menschen könnten allein ihres Glückes Schmied sein. Auf dem Boden von Positivismus, Behaviorismus, Tiefenpsychologie und Neomarxismus huldigt ein solcher Atheismus der Vorstellung, daß der Mensch ein Produkt des Zufalls sei, bei seiner Geburt eine leere Tafel, ungeformte, aber formbare Materie, so lautet (zu aller wissenschaftlichen Erfahrung konträr) die Aussage. Die heute bestehenden Unterschiede (z. B. auch zwischen Mann und Frau) seien allein durch die Machtausübung der Herrschenden künstlich provoziert und hätten die Ungerechtigkeit in der Welt auf den Plan gerufen. Der erste Schritt zu einer gerechten Gesellschaft könne infolgedessen auch nur durch Abschaffung repressiver Hierarchien erwirkt werden, der zweite in einer durch totale Gleichheit in der Erziehung vorzubereitenden Gleichheit aller Menschen in der Gesellschaft. Auf diese Weise, meint man, könne ihre totale Einheitlichkeit Wirklichkeit werden. Aber das ist ein fürchterlicher, gefährlicher Irrtum!

Wieviele wohlmeinende Christen (vor allem unter den Protestanten!) kokettieren aber dennoch heute ganz harmlos mit diesem Konzept, ohne zu ahnen, daß diese Lehre mit dem christlichen Weltverständnis ebenso unvereinbar ist wie mit naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen und die Verführten zu »nützlichen Idioten« zielgerechter Akteure werden läßt, zu Vernebelten, die einst, wie 1945, beschämt werden erkennen müssen, daß sie zerstörerisch wirkenden Rattenfängern aufgesessen sind, weil es ihnen an der Klarheit einer entschiedenen Geisteshaltung mangelte, weil es ihnen nicht gelang, die Zusammenhänge zu durchschauen. In der Geschichte ist bisher jedes atheistische Gesellschaftskonzept, in dem sich der Mensch an die Stelle Gottes setzte und zum Schöpfer der Zukunft machte, einem raschen Untergang anheimgefallen, eben weil diese Aussage der fundamentalsten Wahrheit unseres Lebens, der Existenz des Menschenschöpfers Gott widerspricht. Der Zeitgenosse, der – wie heute in Deutschland schon vielfältig üblich – dazu ansetzt, das Kind durch Erziehung zum selbstgebastelten Einheits-  
typ zu verformen, ist primär nicht Marxist oder Faschist, Sozialist oder

Liberalist, sondern ein Sünder, dem – oft schläfrig wie Adam – der Ursündenfall passiert, nämlich sein zu wollen wie Gott. Und das Anheimfallen an diese Ur- und Grundversuchung des Menschen hat ebenso wie damals auch heute immer noch katastrophale Folgen.

Es muß uns deutlich werden: Die Wahrheit des christlichen Menschenbildes ist mit atheistischen Zukunftsvorstellungen unvereinbar. Sie sind dem wirklichkeitsgerechten Glauben an einen Schöpfergott entgegengerichtet und bedeuten für den einzelnen Verrat des Glaubens, Übertretung des ersten Gebotes, Übertretung der einzigen kardinalen Grenze, die den Menschen gesetzt ist. Seien sie klar, entschieden und tapfer genug, diese Grenze der Jugend vorzuleben und sie ihr zu vermitteln, damit auch unsere Kinder unterscheidend erkennen, wo Zukunftslosigkeit und Todesnacht ist und wo das ewige Licht von Liebe und Geborgenheit in Gott und Christus aufleuchtet, das Zukunft verheißt.

## In den Belastungen der Familie

THEO SORG

### Die Familie als Schöpfung Gottes

#### *1. Die Familie gründet sich auf das Schöpfungshandeln Gottes*

Wenn wir in das Alte und Neue Testament hineinsehen, fällt uns zunächst auf, daß das Stichwort Familie dort nicht vorkommt. Familie ist ein lateinischer Begriff, der aus dem römischen Rechtsleben stammt und erst im späten 16. Jahrhundert langsam in die deutsche Sprache einsickerte. Martin Luther hat ihn noch nicht gekannt. Endgültig durchgesetzt hat er sich erst im letzten Jahrhundert, in der Zeit der Industrialisierung, als die Großfamilie zerbrach und die Kleinfamilie an ihre Stelle trat. In der biblischen Zeit, auch noch bis ins Mittelalter und zu Luther hin, sprach man vom »Haus«. In diesem Wort war allerdings mehr zusammengefaßt als das, was wir heute Familie nennen. Zum Haus gehörte eine ganze Hausgenossenschaft: Großeltern, Eltern und deren unverheiratete Geschwister, die Kinder, die Knechte und Mägde.

Alles, was unter einem Dach wohnte und am Tisch des Hausvaters aß, war »das Haus«, die Großfamilie. Hier, in diesem Haus, in dieser großen Lebens-, Wohn- und Arbeitsgemeinschaft war Schutz und Geborgenheit, Heimat und Bleibe, hier fand man sein Recht, hier hatte man seine Arbeit. Das ist bis weit über das Mittelalter hinaus so geblieben. Dieses »Haus«, also die Familie, ist begründet im Schöpfungshandeln Gottes. Auf ihren ersten Blättern erzählt die Bibel, daß Gott am sechsten Schöpfungstag den Menschen nach seinem eigenen Bild geschaffen habe, und zwar geschlechtsspezifisch als Mann und Frau. Und nun heißt es über diese beiden: »Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde . . .« (1. Mose 1, 28). Es ist Gottes Wille, daß Mann und Frau in der Ehe an seinem Schöpfungshandeln Anteil bekommen, indem sie das neue Leben, das Gott durch die Vereinigung von Mann und Frau schafft und schenkt, in ihren Lebensraum aufnehmen und es hegen und pflegen. Diesen Auftrag, am Schöpfungshandeln Gottes mitzuwirken, hat der Mensch aber nicht nur für den paradiesischen Urzustand erhalten; er hat ihn als Auftrag mitbekommen bei seiner Vertreibung aus dem Paradies, wenn es nun auch ein durch den Fluch der Sünde gebrochener Auftrag ist: »Unter Mühen sollst du Kinder gebären« (1. Mose 3, 16). Merkwürdig, wie die Bibel erzählt, daß genau in dem Augenblick, als die Menschen aus dem Paradies gewiesen wurden, Adam seiner Frau einen Namen gab: Eva, d. h. Mutter aller Lebendigen (1. Mose 3, 20). Ob das nicht der erste Hinweis darauf ist, daß der Mut zur Familie – auch »jenseits von Eden« – nur aus der Erfahrung des Schöpfungshandelns Gottes erwachsen kann, aus dem Segen und dem Gebot Gottes, die auch durch die Sünde nicht außer Kraft gesetzt sind?

Ganz gewiß hat eine Ehe auch für sich allein, wenn ihr Kinder versagt bleiben, ihren Sinn und ihren Segen. Und ohne Frage können auch die Menschen, die zur Ehelosigkeit berufen sind oder aus einem andern Grund nicht zur Ehe kommen, ein erfülltes Leben unter Gottes Segen haben. Dennoch aber führt die Bibel Mann und Frau von Anfang an auf die Bereitschaft für das kommende Leben hin. Wer darum das Leben der nächsten Generation nicht will und sich aus eigensüchtigen Gründen der Verantwortung entzieht, die Gott mit der Familie verbunden hat, widersetzt sich dem Schöpferwillen Gottes. Und wer – als Mann oder Frau – den Ehrentitel der Frau, die »Mutter aller Lebendigen« zu sein, herabsetzt, indem er das Muttersein der Frau als etwas ansieht, das anderen Werten, etwa der Ausübung eines Berufes, nachgeordnet und darum weniger wert ist, bringt sich um den Segen und die Verheißung, die Gott gerade auf die Mutterschaft gelegt hat. Allen

emanzipatorischen Bestrebungen zum Trotz muß hier festgehalten werden, daß von ihrer biblischen Bestimmung her eine Frau sich nirgendwo besser selbst verwirklichen kann, als wenn sie Mutter wird und ihre Aufgabe als Mutter den Kindern gegenüber ernstnimmt und festhält. Gottes Wille in der Schöpfung zielt aber nicht allein auf die biologische Fortpflanzung des Lebens. Er hat mit seinem Gebot auch die Weitergabe des Segens verbunden (1. Mose 1, 28). Zur Verheißung an Abraham gehört die Segnung der Geschlechter (1. Mose 12, 2 f.). Durch die Folge der Generationen hindurch soll Gottes Segen weiterfließen, indem in der Familie immer aufs neue Menschen unter das Gebot und die Verheißung Gottes treten. Deshalb war in Israel die Familie der Ort, wo man an Gott gedacht und ihn geehrt hat, indem man das Passah feierte. Es war der Hausvater, dem die Aufgabe übergeben wurde, für sein Haus das Passah zu bereiten und so die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, an die große Befreiungstat Gottes wachzuhalten (2. Mose 12, 3 f.). In der Familie, so lautete Gottes Weisung, sollte der Vater dem Sohn erzählen, was Gott an seinem Volk getan hat: »Wenn dich dein Sohn fragen wird, sollst du ihm sagen: Der Herr hat uns geführt . . .« (2. Mose 13, 14). Die Überlieferung der Taten Gottes ist ebenso an die Familie gebunden wie das Bekenntnis zu dem Gott der Väter nicht nur den einzelnen Israeliten meint, sondern zugleich sein ganzes Haus: »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen« (Jos. 24, 15). Weil Gott das Haus, die Familie, so hoch geachtet hat, weil die Familie für das Gottesvolk von grundlegender Bedeutung ist, schützt er sie durch sein Gebot und stellt sie damit unter seine besondere Aufsicht: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren . . . du sollst nicht ehebrechen . . . du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd . . .« (2. Mose 20, 12 ff.).

## *2. Die Familie wird begrenzt durch das Reich Gottes*

Die Linien, die im Alten Bund begonnen haben, reichen bis in das Neue Testament hinein. Ehe und Familie bleiben auch in der christlichen Gemeinde Gottes Stiftung. Jesus stellt die Gebote, die Ehe und Familie betreffen, nicht in Frage; er schärft sie – etwa dem reichen Jüngling gegenüber – ausdrücklich ein (Mark. 10, 19). Ehepartner weist er zueinander und betont die lebenslange Verbindung in der Ehe (Mark. 10, 1–12), Kinder verpflichtet er zur Unterstützung ihrer Eltern (Mark. 7, 8–13). Paulus nimmt in seinen Briefen das Verständnis der Familie als einer Stiftung und Grundordnung Gottes auf (Eph. 6, 1–4) und beschreibt in seinen Haustafeln bis in die Einzelheiten hinein das Zusammenleben einer Familie, in der Jesus Christus der Herr ist.

Nun zeigt aber das Neue Testament zugleich eine neue Linie auf, mit der es den Raum und das Recht der Familie eingrenzt. Für Menschen, die durch Jesus Christus Anteil an seinem neuen Leben bekommen haben, kann die Familie nicht mehr der höchste Wert sein, die Bindung des Blutes nicht mehr die letzte Instanz. Ehe und Familie sind und bleiben zwar gute Ordnungen Gottes, die unser Leben tragen und prägen, die uns zur Freude, zur Erquickung, zur Erfüllung gegeben sind. Aber es wird eine Zeit kommen, wo diese Bindungen nicht mehr bestehen, wo »sie weder heiraten noch sich heiraten lassen, sondern sie sind wie Engel im Himmel« (Matth. 22, 30). Das neue Reich, das Jesus gebracht hat, zeigt seine Wirkungen schon hier in dieser Welt: Es ordnet die Bindungen des Blutes der Bindung an Jesus unter. Denn der Anspruch des Reiches Gottes ist umfassender und dringlicher als der Anspruch der Familie. Es sind harte Sätze, durch die Jesus in seinen Nachfolgeworten die Grenzen des Anspruchs der Familie aufweist: »Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert« (Matth. 10, 37). Noch schärfer redet er nach der Überlieferung des Lukas: »Wenn jemand zu mir kommt und haßt nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, und dazu sich selbst, dann kann er nicht mein Jünger sein« (Luk. 14, 26). Selbst die übliche Sohnespflicht, die Bestattung seines Vaters zu besorgen, kann durch den Ruf in die Nachfolge aufgehoben werden (Luk. 9, 59 f.).

Jesus selbst mußte Konflikte mit seiner eigenen Familie in Kauf nehmen, die ihn hindern wollte, sein Heilandswerk zu tun (Mark. 3, 20 f., 31 ff.). Und Paulus weist darauf hin, daß auch im Blick auf Ehe und Familie das »haben, als hätte man nicht« (1. Kor. 7, 29) gilt, denn beides sind Ordnungen, die zu dieser Welt gehören. Aber »die Gestalt dieser Welt vergeht« (1. Kor. 7, 31). Darum gibt Jesus dem Bruder- und Schwesternamen einen neuen Sinn, der weit über alle familiären Beziehungen hinausreicht, wenn er nicht nur seine leiblichen Verwandten, sondern alle, die Gottes Willen tun, Brüder und Schwestern nennt (Mark. 3, 35). Noch unter seinem Kreuz stiftet er eine neue Verbindung zwischen seiner Mutter und dem Jünger, den er lieb hatte: »Siehe, das ist dein Sohn!«, »Siehe, das ist deine Mutter!« (Joh. 19, 26 f.).

Gottes Reich und sein Anspruch macht aus den Bindungen der Familie eine vorletzte Größe. Dennoch dürfen wir an dem Wort Jesu festhalten: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen« (Matth. 6, 33). Zu dem, was uns dann zufällt, gehört ganz gewiß auch die Freude an der Familie.

### *3. Die Familie als Zelle der Gemeinde*

Schon im Alten Testament ist die Hausgenossenschaft, die sich an Gottes Gebot und Verheißung hält, wesentlicher Grundbestand des Volkes Gottes. Hier vollzog sich die Überlieferung der Heilstaten Gottes in Unterweisung und Lehre: »Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst . . .« (5. Mose 6, 6–9). Hier geschah das Lob Gottes und die gottesdienstliche Feier (2. Mose 12), hier kam es zum Bekennen des Glaubens (Jos. 24, 15). »Unsere Väter haben's uns erzählt, was du getan hast zu ihren Zeiten in alten Tagen«, das war das Bekenntnis Israels (Psalm 44, 2).

Diese Linie setzt sich fort in die junge Christengemeinde hinein. In der Apostelgeschichte entdecken wir auf Schritt und Tritt, wie das Haus als der Sitz der Großfamilie der Ort war, an dem die Gemeinde zusammenkam. Von den Häusern und Familien aus hat sich in den Tagen der frühen Christenheit die Gemeinde aufgebaut und ausgebreitet. Neben der Versammlung im Tempel gab es die Hausgemeinde, wo man sich zur Wortbetrachtung, zum Gebet, zum Herrenmahl traf und so miteinander Gemeinschaft hatte.

In Korinth begegnen wir einer kleinen Christengemeinde in der Familie von Aquila und Prisca (1. Kor. 16, 19), und dem Haus des Stephanus, einer Familie, die als »Erstlinge in Achaja« bezeichnet werden (1. Kor. 16, 15), als die ersten Christen in dieser Landschaft. Das war das allgemeine Bild: Christliche Familien, die kleine Hauskreise versammelten und auf diese Weise das Evangelium ausbreiteten.

Die Familie war Stützpunkt der Gemeinde. Hier wurde der einzelne angenommen und geachtet, hier konnte man sich im Glauben stärken, von hier aus geschahen missionarische Vorstöße. Auch heute ist es für jede Gemeinde ein Segen, wenn es in ihrer Mitte Familien gibt, von denen etwas ausstrahlt von der Menschenfreundlichkeit Jesu, die bereit sind zum persönlichen Zeugnis und zum Dienst der helfenden Hände. Es ist nicht abzumessen, welch eine Wohltat solche Familien für ihre Nachbarschaft sein können – als Schutzraum für Angefochtene und Beladene, als Missions- und Diakoniestation Gottes für ihre Umgebung.

### *4. Die Familie als Teil der gefallenen Schöpfung*

Auf dem Grund des bisher Gesagten mag es nun überraschend sein, wenn ich sage, daß wir in der Bibel vergeblich nach dem Bild einer idealen Familie suchen. Alles, was uns dort gezeigt wird, auch im Blick auf die Familie, ist gezeichnet von dem Abfall der Menschen in Sünde

und Selbstherrlichkeit, von dem uns 1. Mose 3 erzählt. Der tiefe Riß, der seitdem durch die Menschheit geht und unser Verhältnis zu Gott und untereinander verzerrt, wird auch im Alltag unserer Ehen und Familien sichtbar. Unser Familienleben spielt sich außerhalb des Paradieses ab – und zwar nicht erst heute. Schon die Bibel zeigt uns an vielen Beispielen, wie die Sünde Ehen zerreißen und Familien zerstören kann, wie sie ihre verhängnisvollen Viren in unser Zusammenleben hineinstreut und Metastasen des Verderbens bildet an Stellen, wo wir es nicht vermuten. Von den ersten Blättern der Bibel an begleiten diese Dissonanzen die Wirklichkeit der Ehe und Familie, die Gott uns doch als Geschenk, als Hilfe zur Freude und zur Lebenserfüllung anvertraut hat:

Es gibt Streit in der Familie, wie etwa zwischen Kain und Abel, bis hin zum Brudermord (1. Mose 4, 1–16), zwischen Jakob und Esau (1. Mose 27, 41–45) oder zwischen den Brüdern Josephs (1. Mose 37); Generationenkonflikte in der Familie, wie bei der Verschwörung Absaloms gegen seinen Vater David (2. Sam. 15); Ehebruch, wie beim König David (2. Sam. 11), Unfähigkeit in der Erziehung und mißratene Kinder, wie bei Eli und seinen Söhnen (1. Sam. 2), einseitige Bevorzugung und Betrug der Mutter gegen den Vater, wie bei Rebekka (1. Mose 27).

Nein, die »ideale Familie« finden wir in der Bibel nicht. Wir begegnen Menschen mit Fehlern und Schwächen, Menschen, die versagen und in Schuld geraten, Eltern, die ihrer Berufung und ihrem Auftrag nicht gerecht werden, und Kinder, die ihre eigenen Wege gehen. Und dennoch arbeitet Gott in dieser Welt, dennoch erreicht er seine Ziele, auch mit versagenden Eltern und kranken Familien. Auch solche Eltern, auch solche Familien kann er zum Segen setzen für andere, wenn nur deutlich ist, daß sie in aller Schwachheit Gottes Willen tun, auf seinen Wegen bleiben und von seiner Vergebung leben möchten. Das Reich Gottes steht nicht auf intakten Familien, auf fehlerlosen Eltern und auf dressierten Musterkindern. Es wird – durch Gottes Gnade – gebaut von Menschen, von Vätern, Müttern und Kindern, die Jesus Christus ihren Herrn sein lassen und die durch manches Versagen und Schuldigwerden hindurch sich zu den Ordnungen Gottes bekennen und sich an seine Verheißungen klammern, die wissen, daß Gott Wunder tut, auch über das Stückwerk unserer mangelhaften Erziehung hinweg. Das gibt uns Mut zur Familie. Auch heute, gerade heute.

### *5. Mut zur Familie*

Mut zur Familie, das heißt heute: Mut zum Schwimmen gegen den Strom in einer kinderfeindlichen Gesellschaft. In dieser Situation trotz-

dem ja sagen zu Kindern als Geschenken Gottes, auch wenn man heute darum angeschaut wird, wenn man keine Wohnung bekommt usw., das erfordert Mut.

Mut zur Familie, das heißt heute: Mut zu den Ordnungen Gottes. In einer Zeit der Privatisierung der Ehe oder der Umgehung der Ehe darauf hinzuweisen, daß die Ehe Stiftung Gottes und zugleich eine öffentlich-rechtliche Einrichtung ist, die ein Volk trägt, die nicht nur zwischen zwei Menschen, auch nicht nur zwischen Gott und zwei Menschen, sondern auf dem Standesamt geschlossen wird, das erfordert Mut.

Mut zur Familie, das heißt heute: Mut zur Unvollkommenheit, zum Fragmentarischen. Jeder Versuch der Erziehung trägt heute in besonders deutlicher Weise den Stempel des Bruchstückhaften. Den Kampf um den Einfluß auf seine Kinder nicht aufgeben trotz der Übermacht der unzähligen offenen und geheimen Miterzieher, vor ihnen nicht kapitulieren und nicht resignieren, das erfordert Mut.

Mut zur Familie, das heißt heute: Vertrauen auf Gottes Verheißungen. In einer Zeit, wo alles auf das Machbare und Manipulierbare abgestellt ist, sich an die Zusagen Gottes halten, der das letzte Wort haben will in unserer Welt, auch in unseren Familien, das erfordert Mut.

Aber dieser Mut wird belohnt. Denn Gott steht zu seinem Wort, auch gegen den Augenschein. Er wird »das Herz der Väter bekehren zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern« (Mal. 3, 24). Am Ende bleibt uns nur das Loben: »Alte mit den Jungen, die sollen loben den Namen des Herrn« (Ps. 148, 12 f.).

WERNER STOY

## Die gefährdete Familie

Die Familie wird heute öffentlich und fast ohne Widerspruch so diffamiert, wie vor 1965 nie in der Menschheitsgeschichte. Die »schönsten« Ausdrücke hat man erfunden, um zunächst die Ehe, den Grundstock der Familie, herunterzumachen. Man nennt sie eine lebenslängliche Unterdrückungs- und Isolationsinstitution, menschenunwürdige Knechtschaft. Ehe sei eine Gemeinschaft, die aus einem Herren, einer Herrin und zwei Sklaven bestehe, insgesamt also aus zwei Menschen. Sie sei ein Verhinderer sexuellen Amüsemments, ein hinterhältiger Sadismus

der Christen. Eine Dame versteigt sich zu dem Buchtitel »Verdamnte Ehe«, und in den Massenmedien wird fast nur das Scheitern der Ehe dargestellt.

Tatsächlich enden heute viel mehr Ehen als vor dem 2. Weltkrieg vor dem Scheidungsrichter. Auch wird dort von Schuld nicht mehr gesprochen, nur noch von Zerrüttung. Ehebruch ist längst nicht mehr strafbar und läßt sich damit auch moralisch leichter ertragen. Und die Ehen, die auf dem Papier noch weiterbestehen? Mehr als 50 Prozent sind innerlich nicht mehr intakt, so daß mir neulich eine Abiturientin sagte, sie habe noch keine intakte Ehe gesehen. Vielleicht geht sie von einer romantischen, rosaroten Vorstellung von Ehe aus und weiß nicht, daß Ehe mehr als Liebe ist, eine Lebensgemeinschaft auf Dauer durch dick und dünn. Aber auch wenn man das berücksichtigt: In vielen Ehen stimmt es wirklich nicht mehr. Auch Ehen frommer Leute sind gefährdet, sogar oder gerade solcher, die im Dienste der Verkündigung des Wortes Gottes stehen und nicht mehr genug Zeit zur Pflege ihrer Ehe und Familie haben. Vor einigen Tagen sagte mir ein ehrenamtlicher Mitarbeiter: »Ich kann nicht auf die Kanzel steigen und predigen, und zu Hause ist Streit.«

An dieser Misere, so sagt man seit etwa einem Jahrzehnt, sind wir selbst nicht schuld. Die Form der Ehe ist es. Also experimentierte man mit neuen Formen: mit der konsekutiven Polygamie, in der man im Lauf des Lebens nacheinander mehrere Frauen beziehungsweise Männer heiratete. Oder man versuchte die Gruppenehe oder den Partneraustausch in den modernen Großfamilien – ein Bäumchen-verwechselt-euch-Spiel – oder die offene Ehe, wo jeder möglichst alle Freiheiten, auch sexuelle, haben soll. Bis heute hat sich aber keiner der Eheersatzversuche bewährt. Was macht man nun? Man ignoriert die Ehe, man beachtet sie einfach nicht mehr. Besonders junge Paare ziehen zusammen und leben miteinander ohne jede Bindung. Das dürfte in der Zukunft die gefährlichste Bedrohung der Ehe werden. Meine Abiturienten sagen mir ganz offen: »Wozu heiraten? Das ist überholt. Sollten wir uns vom Trauschein, einem Fetzen Papier, abhängig machen, um uns zu lieben und zusammen zu leben. Eines Tages, wenn die Liebe erloschen ist, können wir uns dann leicht trennen. Andernfalls müßten wir uns einem schwierigen und teuren Scheidungsprozeß unterziehen. Gewiß, wenn man Kinder hätte, wäre Ehe schon besser. Aber wir wollen ja keine Kinder.« Das ist die Einstellung einer ganzen Generation von Teenagern und Twens. Über die Ausnahmeeemplare, die noch einen Ring als offenes Bekenntnis zur Ehe und zu ihrem Ehepartner tragen, kann man sich nur freuen.

Die Familie wird auch durch die Bedrohung des Eltern-Kinder-Verhältnisses gefährdet. Viele Eltern sind durch die Angriffe der antiautoritären Bewegung so verunsichert, daß sie nicht mehr wissen, wie sie auf ihre Kinder reagieren sollen. Sie geben sogar ihre Säuglinge irgendwelchen Ersatzmüttern ab, und sie überlassen die Kinder später sich mehr oder weniger selbst und sind dann noch enttäuscht, wenn die Kinder mißraten. Entweder resignieren sie oder reagieren bisweilen mit regelmäßigen Wutausbrüchen oder werden wieder scharf autoritär. Enttäuschung steht auch vielen Eltern über das Verhalten ihrer erwachsenen Kinder im Gesicht geschrieben. All das – nicht zu vergessen die Aufhetzung der Kinder gegen die Eltern von seiten der Schule und der Massenmedien – haben Sie schon einmal Kindersendungen im Fernsehen daraufhin angeschaut? – vergiftet das Verhältnis Eltern-Kinder. Und noch eine dritte Gefährdung muß ich nennen: den Angriff auf die Kernfamilie. Man behauptet, hier werde Herrschaft ausgeübt, des Mannes über die Frau, der Eltern über die Kinder, und dies sei gegen die Demokratie; die Familie isoliere sich von der Öffentlichkeit. Und da weiß dann am Ende keiner mehr so recht, welche Rolle er in der Familie spielen soll. Was darf eigentlich der Vater noch? Soll die Mutter bei ihren Kindern bleiben und sich dann als »Heimchen am Herd« verschreien lassen? Müssen Kinder noch gehorchen? »Die Kernfamilie zerfällt«, das ist das Urteil eines amerikanischen Forschers. Und je öfter man das sagt, desto mehr Menschen glauben es, und so sieht denn auch das Familienleben aus: Familie ist nur noch Schlafstelle und Futtertrog. Das Gespräch ist verstummt, gemeinsam ist nur noch die Sitzung vor dem Fernseher, solange man sich noch nicht mehrere Apparate leisten kann. Da man meint, die Kernfamilie zerfalle, sucht man Ersatz. Großfamilien, Wohngemeinschaften und Kommunen waren solche Versuche, aber die meisten sind gescheitert. Da versucht nun der Staat einzugreifen. Er hat der Familie schon so viele Aufgaben abgenommen; nun schickt er noch Ersatzmütter. Denn er meint – und das ist der schwerste Fehler des zweiten Familienberichts der Bundesregierung –, die Gesellschaft, der Staat, habe der Familie als der Zelle der Gesellschaft Aufgaben übertragen, die er nun auch wieder abnehmen könne (in Wirklichkeit rangiert die Familie geschichtlich und sachlich vor dem Staat). Dadurch wird die Familie angeblich noch mehr entlastet, aber sie wird damit auch überflüssiger. Sie fragten anfangs nach Beweisen für die Gefährdung der Familie. Woher kommt das nur? Schon immer hat sich die Jugend gegen Traditionen und Ordnungen aufgelehnt; aber noch nie hat die Elterngeneration vor diesem Druck aus Schwäche so schnell und gründlich kapituliert; und das alles, weil wir Deutschen wieder einmal

alles so gründlich tun. Seit 1945 haben wir endlich die Demokratie als die in normalen Zeiten sicher beste Staatsform. Aber nun muß alles demokratisiert und jeder Autorität entkleidet werden, auch die Familie, ob ihr das nun angemessen ist und ihr gut tut oder nicht. Wieviel behutsamer gehen da alterfahrene Demokratien wie die Schweiz zu Werk! Hinter dem Schlagwort »Demokratisierung« steckt nun aber, vielen Gutgläubigen unbewußt, eine Strategie der Unterhöhlung unserer Gesellschaft, um sie sturmreif zu schießen für eine kommunistische Machtübernahme. Alle totalitären Ideologien, ob Nationalsozialismus oder Marxismus, Leninismus, wissen nämlich zu genau, daß sie sich an einer intakten Familie die Zähne ausbeißen; denn hier findet der Mensch noch Intimität und Zuflucht vor der totalen Außensteuerung des Kollektivs und wird vor dem Massenmenschentum bewahrt. Darum also der erbitterte Sturm aller linksorientierten Kräfte auf die Familie.

Eine zweite Ursache für die Störung der Familienatmosphäre liegt im Bildungsrausch der letzten 20 Jahre. Angeblich ist jeder Mensch unendlich bildbar. Ohne Abitur ist man nur halber Mensch. Also müssen die Kinder lernen und lernen, auch wenn sie darüber seelisch krank werden, und die Eltern müssen mit ihnen büffeln in jeder freien Stunde, auch sonntags. Leistung, Leistung über alles! Was soll auch sonst aus den Kindern werden? Auf die richtige Erziehung kommt es an, davon hängt alles ab. Deshalb müssen Eltern massenweise pädagogische Literatur und Seminare konsumieren, statt schlicht mit ihren Kindern zu leben, zu sprechen, zu handeln. Denn das prägt mehr als alle Theorien und Belehrungen (besonders wenn man sie selbst nicht verstand).

Eine dritte Ursache der Gefährdung der Familie ist das Emanzipationsstreben, vor allem der Frau und der Kinder. Alle wollen frei von Bindungen sein. Die Frau soll wirtschaftlich unabhängig vom Mann werden, indem sie auch mit Kindern einen Beruf ausübt, und ohne Rücksicht auf die Familie alle Chancen, die die Gesellschaft bietet, in der Öffentlichkeit nutzt. Das ist aber einfach zu viel für einen Menschen. Es ruiniert die Gesundheit der Frau, ihre Berufstüchtigkeit und vor allem die Familie; denn beide, Mann und Kinder, verlieren ihr Zuhause. Durch Überforderung verlieren alle die Nerven, und die Atmosphäre läßt sich bis zum nächsten Gewitter schnell wieder auf. Emanzipation für die Kinder – das mutet ihnen zu viel zu. Wenn man ihnen keine Grenzen steckt, werden sie unsicher und ängstlich oder aggressiv.

Alle genannten Ursachen sind Strömungen unserer Zeit. Und doch darf man wohl fragen, ob wir selbst damit entlastet sind. Auch in einer Strömung kann man ja in verschiedene Richtungen schwimmen. Ich kann nicht alles auf gesellschaftliche Trends schieben. Vielmehr muß ich

mich fragen lassen, ob ich auch aktiv am Wohl meiner Familie beteiligt bin, ob ich nicht selbst an der Gefährdung der Familie mitschuldig bin. Steckt uns nicht allen der praktische Materialismus in den Knochen? Wir wollen mehr verdienen, uns mehr leisten, es schön und bequem haben, unabhängig und frei sein. Dabei stören uns am meisten die Bedürfnisse und Wünsche derer, mit denen wir zusammenleben und für die wir aufkommen müssen, eben unsere Familienangehörigen. Ich behaupte: Schuld am Scheitern der Ehe tragen die Partner in erster Linie selbst. Allerdings schiebt man anschließend die Schuld nicht nur auf den Partner – so geschah es schon in der Sündenfallgeschichte –, sondern auf die Eheform und die Ehe überhaupt. Der Verzicht um des Ehepartners willen wird durch den Verzicht der Kinder wegen noch weit überboten. Die Einbußen lassen sich sogar zahlenmäßig erfassen: Wer drei Kinder hat, hat nur noch 46 Prozent dessen zur Verfügung, was er ohne Kinder hätte. Wundert uns da noch die Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft? Viele wollen gar keine Kinder mehr. Dafür schaffen sie sich Hunde an, mit denen man nach Belieben spielen kann. Da muß man sich auch nicht mit Persönlichkeiten auseinandersetzen – wie bequem! –. Der Rest wünscht sich ein bis zwei Kinder. Wenn man dann noch weiß, daß »die Vierkinderfamilie optimale Bedingungen für die soziale und emotionale Entwicklung des Kindes bietet« – ich zitiere Corell –, dann wird klar, daß – wenn man von denen absieht, die aus Furcht vor der Zukunft keine Kinder wollen – nicht das Wohl von Menschen obenan steht, sondern der Egoismus regiert.

So hart es klingt: An dieser Stelle muß man ansetzen, um für die Familie noch ein Hoffnungszeichen zu setzen. Nur durch Erneuerung des einzelnen Menschen, sowohl der Eheleute und ihrer Kinder als auch der Jugendlichen, die später zur Gründung von Familien in der Lage sind, kann die Familie noch gesunden. Und diese Erneuerung heißt Befreiung vom Egoismus und Schaffung des Willens, andern Menschen wohl zu tun, auch den allernächsten, selbst wenn es Verzicht und Opfer bedeutet. Gibt es denn eine solche tiefe und einschneidende Veränderung des Menschen? Ich sehe nur an einer Stelle eine Chance zur Schaffung eines neuen Menschen: Jesus Christus kann und will es. Deshalb kann ich ihnen nur einen Tip geben, wenn sie ihre Familie retten wollen: Bitten sie Jesus Christus, den gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes, sie selbst zu erneuern! Dann werden seine heilenden Kräfte auch auf das Verhältnis zu ihrem Ehegatten und ihren Kindern einwirken. Und Jesus Christus wird ihnen helfen, nun ihr Familienleben nach göttlichen Prinzipien, wie sie die Bibel zeigt, zu gestalten. Nur in den gottgegebenen Ordnungen kann die Familie weiterbestehen und gedeihen.

Wenn Christus angefangen hat, sie und ihre Familie zu erneuern, dann vergessen sie nicht: Um sie herum ist die Familie weiterhin millionenfach gefährdet. Bitte schließen sie nicht die Augen vor der Not, vor der Gefahr für jeden einzelnen Menschen, dem die Segnungen der Familie verloren gehen, und vor der Gefahr, die daraus für unser ganzes Volk erwächst! Informieren sie sich über diese Gefahren durch Literatur und Massenmedien!

Tun sie auch etwas zur Rettung und Bewahrung der andern Familien! Fangen sie damit durch Gespräche mit ihren Verwandten und Freunden, Nachbarn und Arbeitskollegen an, indem sie für den Bestand von Ehen und Familien sprechen und alles unterlassen, was eine Ehe oder Familie stören könnte! Jedes gute Wort ist ein Stein zum Bau der Familie. Aber auch das sind gute Worte, wenn sie ihre Stimme gegen die familiengefährdenden Strömungen der Zeit, wie ich sie vorhin genannt habe, erheben, auch in der Öffentlichkeit, sei es in Leserbriefen an Zeitungen, oder in ihrem Beruf und in der Gewerkschaft, in Kirchen und Schulen, in Rathäusern und Parlamenten, in Parteien und Vereinen jeder Art, bei Protestaktionen durch Unterschrift oder Teilnahme an Kundgebungen. Tun sie sich mit Gesinnungsfreunden zusammen zu Ehepaarkreisen, Seminaren und Aktionsgruppen! Halten sie gemeinsam fester an Ehe und Familie! Wir Christen brauchen uns nicht zu schämen, für Ehe und Familie einzutreten; denn wir setzen nicht auf überholte und aussterbende, sondern auf von Gott gestiftete Einrichtungen, und wir haben Grund zur Hoffnung, weil unser Herr auch das Verletzte heilen und das Gefährdete retten kann. Weil letztlich er allein der Heiland und Retter der Familie ist, darum tun sie das Wichtigste: Beten sie für die gefährdete Familie! Er wird sich seiner Sache selbst annehmen.

GEORG TERNER

## Die Familie im Blickwinkel junger Menschen

### *1. Die Familie soll ein Bergungsort sein*

Wir sprechen gerne von familiärer Atmosphäre und meinen damit eine vertraute, ungezwungene und natürliche Umgangsform. Tatsächlich ist ein solches Zuhause etwas Wohltuendes. Deutlich empfindet man hier

die Entkrampfung. Das ist Geborgenheit. Die jungen Menschen brauchen diesen Schutz der Familienburg heute mehr denn je. In unserer Welt ist ja nichts mehr geschützt. Alle Dinge werden unsortiert und offen angeboten. Schund liegt neben dem Wertvollen. Eine Fülle von Eindrücken und Ansprüchen versetzen unsere Kinder in Spannung. Diese Spannung ist von ihnen auf die Dauer nicht auszuhalten, sie schreit geradezu nach Entspannung.

### *2. In der Familie sollen die Kinder Entlastung erfahren*

Schon das Wort Entlastung läßt uns deutlich die Dringlichkeit dieser Aktion verspüren. Unsere Kinder tragen Lasten. Nun ist das ja etwas Gutes, wie die Bibel sagt in Klagelieder 3, 27: »Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage.« Ich bin nicht der Meinung, daß wir unseren Kindern alle Unannehmlichkeiten und alles, was ihnen Mühe macht, ersparen sollten. Es geht vielmehr um Lasten, die ihr Leben zerstören. Die sexuelle Szene unserer Tage ist dazu angetan, ihr Leben unverantwortlich zu belasten. Ebenso die Leistungs-Hysterie in Schule und Betrieb, um nur einige gravierende Lasten zu nennen. Die Familie als Burg hat hier die Aufgabe, zu entlasten. Einmal durch das Gespräch in aller Offenheit über diese Dinge. Zum anderen aber durch das Mittragen dieser Lasten, denn nicht alle sind abnehmbar.

### *3. So wird die Familie zur Triebkraft*

Das heißt, unsere Kinder gehen gestärkt und getrost aus der Burg in das Leben außerhalb der Burg. Solche Kinder wissen, daß ihnen die Burg ein Zurückkehren ermöglicht. Das gibt ihnen Sicherheit und Vertrauen. Die Gespräche und das Leben in der Familie haben prägende Wirkung auf das persönliche Leben der Kinder. Diese Prägung vermittelt ihnen eine Leitlinie für ihr Leben in dieser Welt.

### *4. Wie kann eine Familie diesen Ansprüchen gerecht werden?*

Ist das Ziel nicht unerreichbar? Nun, man könnte sagen, es gibt verschiedene Burgen, stabile und brüchige. Darum ist es ganz entscheidend, daß unsere Familien intakte Burgen sind. Billy Graham sagt: »Die Familie ist wie ein Sonnensystem. Was ein Sonnensystem zusammenhält, ist die Sonne in seinem Zentrum. Wenn die Sonne nicht wäre, würde das System auseinanderfliegen.« Was unsere Familien zu Burgen in obigem Sinne macht, ist nicht unser psychologisches und pädagogisches Taktieren, sondern das tragende Fundament, das unser Herr Jesus Christus mit seiner Liebe, Geduld und Treue selber ist.

## Die durch Jesus erneuerte Familie

### *I. Durch Jesus ein erneuerter Blick für unsere Familie*

Vor kurzem war ich im Gespräch mit einem Freund – irgendwo in Deutschland. Es war nicht in Marburg, sonst würde ich es nicht erzählen. Aber ich fragte ihn, ob ich es hier, ohne Namen und Ort zu nennen, erwähnen dürfte. Er hat es mir erlaubt. Sein Sohn will mit Jesus Christus leben. Der junge Mann lernt ein junges Mädchen kennen. Nach kurzem kommt er zu seinem Vater: »Das junge Mädchen erwartet von mir ein Kind.« Es schließen sich lange Gespräche an. Es wird deutlich, daß es sich hier nicht um eine Liebe zwischen den beiden jungen Menschen handelt, und darum auch das zu erwartende Kind kein Anlaß sein kann für eine Ehe. Der Vater des jungen Mannes sagte mir: Es ist mir alles sehr schwer, es kostet mehr Kraft, als ich gedacht habe. Aber hier wurde Schuld vor Gott erkannt und die Vergebung Jesu angenommen. Und dann fügte mein Freund hinzu: »Das ist das Entscheidende.« Nun tragen die Eltern des jungen Mannes die Verantwortung für das werdende Leben mit, aber hier merken wir etwas von dem erneuerten Blick: Die Hauptsache, daß mein Kind mit Jesus zurecht kommt.

Dabei ist mein Freund ein führender Mann in einem großen Betrieb. Er hilft in der Verkündigung. Man kennt ihn und seine Frau als bewußte Christen.

Ihnen war nicht die Hauptsache: Daß es ja nur nicht herauskommt, daß die Ehre der Familie nicht geschmälert wird, nein, das ist nicht die Hauptsache! Sondern die Hauptsache ist: Unser Kind, unser Sohn soll mit Jesus zurechtkommen.

Nun könnte unter uns der Einwand laut werden: Gerade das will mein Sohn, meine Tochter nicht. Mein Sohn, meine Tochter finden keine Schuld beim Geschlechtsverkehr und bei einem Kind außerhalb der Ehe. Darf ich so antworten: Von Schuld kann nur Jesus unsere Kinder, unseren Lebensgefährten in seinem Herzen überführen.

Aber die Hauptsache bleibt: Ich habe diesen erneuerten Blick durch Jesus bekommen: »Herr Jesus Christus, mein Sohn, meine Tochter, mein Lebensgefährte – hin zu dir!«

Dieser Blick bringt das Herz zum Frieden und den Mund zur Freundlichkeit, auch gegen unsere Kinder, auch gegen unsere Lebensgefährten, die vielleicht Jesus gar nicht als ihren Herrn annehmen wollen.

## *II. Durch Jesus gibt es ein erneuertes Handeln in der Familie*

Hiob war ein reicher Mann. Seine Kinder feierten entsprechende große Feste. Wir würden heute sagen »Feten«. Denken Sie: Vater und Mutter waren nicht eingeladen. Aber Hiob hat nicht gescholten: »Sie leben ja eigentlich auf meine Kosten und mich laden sie überhaupt nicht ein.« Hiob blieb nicht wehmütig anklagend daheim, sondern er handelte nach den Festen seiner großen Kinder ganz anders. In Kapitel 1 Vers 5 lesen wir im Buche Hiob, daß er nach den Festen seiner Kinder einen besonderen Gebets-Gottesdienst hielt. Er sagte: »Meine Söhne möchten gesündigt und Gott abgesagt haben in ihren Herzen.« Das macht Jesus möglich: Ich darf Vergebung bei Gott, offene Türen zu Jesus für meine Kinder, für meine Lebensgefährten stellvertretend erbitten. Da kommt mein Herz, da komme ich selber zum Frieden, denn ich weiß: Jesus ist größer als alles!

In diesem Zusammenhang lese ich mit großer Dankbarkeit einen Vers aus dem 1. Korintherbrief im 7. Kapitel Vers 14: »Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch die Ehefrau. Und die ungläubige Ehefrau ist geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig.«

Was heißt das? »Heilig« ist ein Mensch, der Jesus gehört, dem großen Heiligen Gottes. Paulus antwortet im Auftrag des lebendigen Gottes: Weil dieser Mann Jesus gehört, darum nimmt Jesus auch seine Ehefrau, die persönlich noch kein Verhältnis zu Jesus hat, mit unter seine heilige Hand. Wie schön, wenn dann auch die Ehefrau selber später ein persönliches Band an Jesus bekommt. Auch die Kinder gehören unter die heilige Hand Gottes, wenn einer der Ehepartner zu Jesus gehört. So groß ist Jesus! Natürlich warten und beten wir darauf, daß unsere Kinder ein persönliches Band zu Jesus Christus bekommen. Aber heute schon darf ich mich freuen: Jesus sieht mit mir meine Kinder an. Paulus sagt: »Sie sind heilig.« Das bleiben Geheimnisse Gottes, wie Gott das im einzelnen macht. Aber wo Jesus unser Handeln in der Familie erneuert, da danken die Leute Jesu zuerst: Meine Kinder nimmt Jesus mit unter seine heiligende Hand. Vielleicht sollte ich mein Denken, mein Reden über meine Kinder, über meinen Lebensgefährten aus diesem Grunde ändern?

## *III. Jesus schenkt eine erneuerte Hoffnung*

Hoffnungslose Familien – das ist eine schreckliche Sache. Da weht eine bedrängende Luft. Väter ohne Hoffnung für ihre Kinder, Eltern, die meinen, nicht mehr durchschauen zu können. Ehepartner, die keinen Ausweg mehr wissen. Bei Jesus muß das nicht so bleiben!

Ich gehöre zu einem Diakonissen-Mutterhaus in Marburg. Vor etwa vier Wochen stand ich im Krankenhaus am Bett einer 89jährigen Diakonisse. Am Abend zuvor war sie schwer operiert worden, zeitweilig hatte sie jetzt schwere Schmerzen. Sie wußte: Es steht ernst mit mir.

Nach einigen Worten fragt sie mich auf einmal: »Wie geht es dem und dem.« Sie nannte den Namen eines meiner großen Kinder. Wir haben sechs Kinder. Fünf sind schon aus dem Haus, z. T. verheiratet, eines ist noch daheim.

Dieses Kind, nach dem die Schwester fragte, geht nun etwa schon zwölf Jahre Wege, die ganz anders sind als die Wege seiner Eltern. Vorsichtig deutete ich dies der schwerkranken Schwester an. Auf einmal sagte sie mit fester Stimme und ganz großer Zuversicht: »Ich bete dafür. Unser Gebet wird erhört.« Woher nahm diese Schwester diese Zuversicht? Weil Jesus groß, treu und barmherzig ist. Das ist eine erneuerte Familie, wo man um Jesu willen gute Hoffnung hat. Die erneuerte Familie ist nicht immer die, wo alles so glatt geht, wo alle friedlich um den Tisch sitzen. Ich freue mich für jede Familie, wo es so gut geht. Bei uns daheim hat es viele Kämpfe gegeben und gibt es sie noch. Es hat Niederlagen gegeben, wo ich meine Frau um Verzeihung bitten mußte, meine Kinder um Verzeihung bitten mußte und vor allen Dingen die Vergebung Jesu erbitten durfte. Meine Frau und ich haben gemeinsam Niederlagen des Sorgens, der Verzagtheit gehabt. Wir sind aus den Kämpfen noch nicht heraus. Aber Jesus stärkt unsere Hoffnung immer wieder, hat er doch die Geschichte vom verlorenen Sohn in Lukas 15 erzählt. Dort wartet auch ein Vater bis die Stunde Gottes kommt, und sie kam!

RENATE EISSLER

## In der kinderreichen Familie

Wir haben sieben Kinder im Alter von 3–16 Jahren. Wem selber mehrere Kinder anvertraut wurden, weiß, welche Fülle von Freuden und Seligkeiten einem da entgegenkommt! Es ist mir in all den Jahren des Heranwachsens der Kinder etwas ganz Wunderbares gewesen, all die verschiedenen Altersstufen mitzuerleben und zu beobachten, welche vielfache, von Gott geschenkte Gaben sich da entfalten.

Es ist köstlich, zu sehen, wie in einem großen Geschwisterkreis keins um Unterhaltung und Beschäftigung verlegen ist. Langeweile hat bei uns keinen Platz. Mehrere Geschwister können sich ja herrlich ergänzen.

## Bildtexte zu Seiten 129–136

Seite 129:

Die Kassen am Eingang zum Ausstellungspark Killesberg blieben geschlossen. Der Gemeindetag ermöglichte allen Besuchern ohne Eintrittspreise die Teilnahme.

Das 1,5 km lange Straßenstück, das als Busparkplatz ausgewiesen war, konnte nur einen kleinen Teil der Busse fassen. Bei der Abfahrt mußten die Busse in vier Schichten nacheinander abgefertigt werden.

Seite 130:

Blick in die Halle 6, die größte der Killesberg-Hallen.

Viele, die in den Hallen keinen Platz mehr fanden, nahmen an der Freiluft-Konferenz teil.

Seite 131:

Ein Drittel der Besucher waren junge Leute. Längst nicht alle konnten sich beim Jugendtreff einen Platz auf dem Boden vor der Freilichtbühne erkämpfen. Auf Gemeindetagen geht es fröhlich zu.

Seite 132:

Aufmerksame Beobachter am Rand der überfüllten Halle 1.

Manche erinnerten sich an Zachäus und kletterten auf die Bäume.

Junge Menschen – »auf der Suche nach Frieden und Gerechtigkeit« in Halle 7.

Seite 133:

Mit dem Gemeindetag war eine Evangelikale Bücher-Börse mit 40 ausstellenden Verlagen verbunden.

Hin und her an den Häusern hängt nun das Plakat, das als Gruß vom Gemeindetag am Ausgang mitgegeben wurde.

In der Mittagspause.

Seite 134:

Pause der Begegnung. Keiner sollte an diesem Tag allein sein.

Im Bibelquiz der Kinderkonferenz siegten die Mädchen mit 8:6. Der Schock der Jungen sitzt tief.

Seite 135:

Zum Abschluß versammelte sich die große Gemeinde unter dem Kreuz im Tal der Rosen unter dem Wort: Ihr gehört Christus!

Von rechts: R. Scheffbuch, Kupsch, Wilson, Osei-Mensah, Deitenbeck, Grünzweig, W. Scheffbuch.

Seite 136:

Über 51 000 Menschen nahmen am 4. Gemeindetag unter dem Wort teil.

!

















zen, im Spiel, in der Musik oder in allen anderen Unternehmungen. Freilich kann einen die ungeheuer viele Arbeit, die in einer größeren Familie einfach bewältigt werden muß, immer wieder schier erdrücken. Die kleinen Alltäglichkeiten reiben unsere Nerven auf, – wenn ich nur daran denke, wie am Sonntagmorgen die Kabatasse sich über den frischgedeckten Frühstückstisch ergießt, oder wenn die Viertkläßlerin, wenn sie morgens zur Schule eilt, ihren Turnbeutel vergessen hat . . . Solche und tausend andere kleine Dinge können uns angreifen.

Aber auch manche ernste Sorgen um das eine oder andere Kind – sei es eine ernste Krankheit oder eine Entwicklung, die uns Kummer macht – stehen oft wie eine drohende Mauer vor uns Eltern.

Da ist es einfach überwältigend, daß wir mit allem, aber auch wirklich mit allem, was uns das Herz schwer macht, was unseren Alltag belastet, was den Umgang miteinander oft so schwierig macht, zu unserem Herrn kommen dürfen im Gebet. Dabei werden wir Gott nicht lästig, wir dürfen ihn täglich in Anspruch nehmen. Luther hat gesagt, wir dürfen ihm »in den Ohren liegen«. Machen wir von diesem Vorrecht doch kühn und reichlich Gebrauch!

Bergen wir uns doch wieder neu in die Liebe Jesu, der uns trotz unserer Schwachheit, – nein gerade in unserer Schwachheit tragen will. Wir machen dann die Erfahrung, daß er uns jeden Tag wieder neu Kraft schenkt, uns zuversichtlich beginnen läßt und von Herzen dankbar macht. Geben wir ihm die Ehre, indem wir ihm fest vertrauen, daß er unsere Kinder – ohne Ausnahme – ans Ziel bringt.

Ein Vers von Otto Riethmüller spricht von dieser Geborgenheit, nach der wir uns alle so sehr sehnen:

»Schließ auf, Herr, über Kampf und Sorgen  
das Friedenstor der Ewigkeit.  
In deiner Burg sind wir geborgen,  
zum Kampf gestählt, zum Dienst bereit.«

ADOLF KRIMMER

## Mit erwachsenen Kindern

Als ich mich 1940 in Berlin verheiratete, hatte ich zu Jesus noch keinen Bezug, obschon eine betende Mutter hinter mir stand.

Unsere Freizeit füllten Sport, Musik, Tanz, Kunst usw. Unser erster und zweiter Sohn wurden im Krieg und in den schweren Bombennächten Berlins geboren.

Unter solchen Geschehnissen fing Gott, der Herr, mit mir, dem Vater der damals vierköpfigen Familie, zu reden an. Dieses Sprechen Gottes zu mir wurde gravierender im Artilleriefeuer im Westen und im Osten. Das Reden Gottes drang schließlich in der Einsamkeit der Gefangenschaft zu meinem Herzen durch. Er schenkte mir ein neues Leben! Die Erneuerung setzte somit beim Vater der Familie ein.

Als ich wieder nach Hause kam, war es für die Familie neu, daß der Vater nun fortan in der Familie morgens und abends betete und mittags am Tisch das Wort Gottes las.

Unser dritter und vierter Sohn wurden 1947 und 1948 geboren, in einer Zeitspanne, in der wir uns abends manchmal fragend anschauten, ob's noch ein Stück Brot reicht? – Einer Zeit, in der selbst die Kinderstrümpfe zum Plan-Posten im Haushalt wurden.

Als 1951 der fünfte Sohn auf die Welt kam, lautete die Tageslosung: Murret nicht! Schließlich schenkte uns Gott im Advent 1953 noch eine Tochter. Beim nächtlichen Anruf in der Klinik sagte damals meine Frau: »Ich bin jetzt die glücklichste Frau der Welt!«

Unsere Wohnung war nunmehr so eng geworden, daß ich beim Ausmessen überlegen mußte, ob das sechste Kind auf dem Tisch im Wäschekorb noch Platz findet. So wurden wir eine achtköpfige Familie.

Es wurde deutlich, daß jedes unserer sechs Kinder ein Fall für sich ist und daß es keineswegs genügte, Gott, dem Herrn, diese sechs Kinder im Gebet etwa pauschal anzubefehlen.

Als mich eine Frau, die mit ihrem einzigen Sohn Mühe und Not hatte, auf der Straße einmal mit den Worten ansprach: »Wie mache Sie des bloß mit ihre sechs Kinder?« – konnte ich ihr nur antworten: »Ich stelle sie jeden Tag morgens und abends mit Namen vor Jesus, den Schöpfer aller Dinge und Tilger des Falles, und spreche mit ihm im Detail über ihre jeweilige Situation.«

So durften wir im Lauf der Jahre erleben, daß in unserer kinderreichen Familie die Gnade bis heute soweit durchdrang, daß zwei der Söhne sich im vollzeitlichen Dienst der Verkündigung als Pfarrer befinden und die Tochter vor ihrer Bewährung als Pfarrfrau steht; daß aber drei unserer Söhne wohl um das Reden Gottes in ihr Leben hinein wissen, der eine und andere jedoch immer wieder durch physische und psychische Bedrängnisse geführt werden.

Wir haben deshalb Anlaß, zu manchen Stunden des Tages und der Nacht ihre Namen unentwegt dem Lebensfürsten zuzurufen mit dem Ziel, daß auch für sie der Tag und die Stunde kommen möge, in der sie bezeugen können: »Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.«

Wir halten uns so im Blick auf die ganze Familie nach wie vor tapfer und vertrauensvoll an die Schöpferhände Jesu in der Erfahrung: Hüllt er dich in Dunkelheit, so sprich mit ihm in der Nacht, daß er, wie ihm gebührt, mit wunderbarem Rat, das Werk hinausgeföhret, das dich bekümmert hat!

URSULA HÄNSSLER

## Die Familie und das behinderte Kind

Als vor neun Jahren unser jüngstes Kind geboren wurde und der Arzt uns eröffnete, daß es ein mongoloides Kind sei, waren wir tief geschockt. Wir hatten zwar Gott nach fünf quicklebendigen Kindern um ein ruhiges Kind gebeten, aber als es fast bewegungslos mit nur geringen Lebensäußerungen in seinem Körbchen lag, waren wir sehr enttäuscht. Sollte das die Erhörung unserer Gebete sein?

Ich fürchtete, um den Verstand zu kommen. Was war schuld? Lag es an mir, an irgendeinem Fehlverhalten während der Schwangerschaft? An der Geburt? Am Arzt? An den Schwestern? An meinem Mann? Oder gar an Gott?

Nun war auf einmal mein Glaube in seinen Grundfesten erschüttert. Warum hatte Gott das zugelassen? Wie konnte ich denn je neben meinem 8-Personen-Haushalt und einem behinderten Kind noch etwas für Gott tun? Mein Mann war ja durch die Verlags- und Gemeinschaftsarbeit so sehr beschäftigt, daß er die Hauptlast der Erziehung mir überlassen mußte.

Ich verstand Gott nicht mehr. In all den Nöten suchte ich Antwort auf meine Fragen in Gottes Wort. Allmählich wurde ich ruhiger und lernte, dieses Leid in meinem Leben zu akzeptieren, mit ihm zu leben und das Beste daraus zu machen.

Die Ärzte sagten mir, wieviel Liebe und Zuwendung nötig sei, um durch gute und konsequente Erziehung das Kind optimal zu fördern.

Ganz neue zusätzliche Aufgaben kamen auf mich zu und mir wurde bange, wie ich die bewältigen sollte. In meiner notvollen Situation wurde ich ganz abhängig von Gottes Hilfe und lernte mehr denn vorher, dem Herrn zu vertrauen.

Manchmal schienen die Belastungen zu groß. Manche Krankheit unseres Sorgenkindes brachte es an den Rand des Todes. Wir erlebten bange, ungewisse Stunden.

Auch die Erziehung gestaltete sich sehr schwer. Einmal lag das Geschirr der großen Familie zum xten Mal auf dem Boden, weil unser Kleiner

das Tischtuch heruntergerissen hatte. Dann stand ein Teil der Wohnung unter Wasser, weil er in einem unbewachten Augenblick den Putzeimer umgekippt oder die Wasserhahnen aufgedreht hatte. Wenn er die frisch gesetzten Pflanzen aus dem Gartenboden zog und alles Reden fruchtlos zu sein schien, da war ich mit meinen Nerven am Ende und brauchte die Kraft und Geduld von oben. Auch die gesunden Geschwister mußten sich damit auseinandersetzen, einen behinderten Bruder zu haben. Anfangs fiel es ihnen schwer, sich mit ihm zu blamieren. Inzwischen haben sie ihn in ihrer Mitte akzeptiert. Sie lernen durch ihn, Verantwortung zu übernehmen. So ist trotz des großen Leids ein Segen für die Familie erwachsen. Die gemeinsame Aufgabe an dem Sorgenkind schließt eine Familie enger zusammen.

Gott hat uns in seine besondere Erziehungsschule genommen, vielleicht, damit wir andere Menschen in ihrem Leid besser verstehen können und ganz von ihm abhängig werden. So bin ich froh, daß ich nicht mehr länger zu forschen brauche, was daran schuld war, daß wir ein solches Kind bekamen. Ich weiß, daß Gott uns nicht für irgendetwas Verkehrtes in unserem Leben bestrafen wollte. Nein, Jesus hat für alle meine Schuld auf Golgatha gebüßt. Darum brauche ich nichts mehr abzubüßen. »Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten« (Jes. 53, 5). Ich möchte allen Eltern behinderter Kinder, ja allen Eltern, Mut machen, alle Belastungen, Sorgen und Probleme in Gottes Hand zu legen, ihm zu vertrauen und sich täglich alle Kraft und Weisheit zur Erziehung der Kinder von ihm zu erbitten. Wir dürfen auch bei Enttäuschungen nicht resignieren. »Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch« (Ps. 68, 20). Er beschenkt uns auch durch unsere schwachen Kinder mit viel Liebe; denn gerade sie sind von der Ewigkeit her gesehen seine besondere Gabe an uns und sein vollkommenes Geschenk.

# In Einsamkeit und Gemeinschaft

JÜRGEN GEMEINHARDT

»Niemand nimmt mich an!«

– Wurzeln menschlicher Einsamkeit –

Was sind die Wurzeln menschlicher Einsamkeit? Wenn wir sogar unter vielen Menschen und in der Bewunderung durch andere uns alleingelassen fühlen können, dann liegt es nicht an den anderen, daß wir uns trotzdem einsam fühlen, sondern an uns. Die Wurzeln der Einsamkeit liegen größtenteils in uns selbst.

*1. Was verstehen wir unter Vereinsamung und wie entsteht sie?*

In die Vereinzelung gerate ich, wenn sich meine Forderungen, Wünsche und Handlungen auf mich beschränken. In der Vereinzelung habe ich immer mich im Auge, mein fragwürdiges Selbstbild und meine Selbstbehauptung. In der Vereinzelung dreht sich alles um mich, komme ich nicht von mir selbst los.

In die Vereinzelung gerate ich, so widersprüchlich das klingen mag, wenn ich mich, so wie ich wirklich bin, nicht lieben kann. Denn die Selbstliebe oder besser: die Selbstannahme ist die Voraussetzung, um aus der Selbstumdrehung und Selbstbetrachtung – aus der Vereinzelung – herauszukommen und um mich anderen uneigennützig zuzuwenden zu können.

Die Selbstliebe ist mir nicht angeboren. Es fällt mir sogar überaus schwer, mich so anzunehmen, wie ich wirklich bin, »ja« zu sagen zu mir selbst, zu meinem Geschick und Ungeschick, zu meinen Fähigkeiten und Schwächen, zu meinen Möglichkeiten und Grenzen, zu meinem Alter, zu meinem Geschlecht, zu meiner Ehe und zu meinem äußeren Erscheinungsbild. Es gehört wirklich Mut dazu, auch meine Unzulänglichkeiten und Makel zu erkennen und sie als zu mir gehörig zu bejahen. Statt dessen will ich ständig erfolgreich sein und bin darauf bedacht, für meine guten Seiten Bewunderung zu finden und einen guten Eindruck zu machen. Wir Psychologen nennen das »Selbstbeschönigungstendenz«.

So werde ich abhängig von Lob und Zustimmung durch meine Mitmenschen. Denen geht es aber meistens genauso wie mir. Auch sie drehen sich um sich selbst. Deshalb werden meine Forderungen und Er-

wartungen, von anderen angenommen und geliebt zu werden, nicht erfüllt. Dann entsteht in mir das Gefühl des »sozialen Enttäuschtseins«, der »gesellschaftlichen Entmutigung«; dann beginnt das Einsamkeitsgefühl. Wie komme ich nun aber aus dieser verhängnisvollen Selbstumdrehung, aus der damit verbundenen tragischen Vereinzeln heraus? Wie wird das möglich, mich selbst anzunehmen wie ich bin, um mich anderen ohne eigennützige Hintergedanken zuwenden zu können? Nur dadurch, daß ich mich so, wie ich bin, von anderen bestätigt, angenommen und geliebt weiß. Damit sind wir aber einem Teufelskreis überlassen, aus dem es scheinbar keinen Ausweg gibt. Wir können nicht lieben, weil wir nicht geliebt wurden und werden nicht geliebt, weil wir selbst nicht lieben können. Zwar erleichtert uns die Tatsache, daß wir als Kind für unsere Eltern der Liebe wert waren, die Selbstannahme. Aber was ist mit dem, der sich noch nie angenommen wußte und Liebeszuwendungen noch nie erfahren hat? Ist er hoffnungslos zur Einsamkeit, zur ständigen Selbstbehauptung und Selbstumdrehung verdammt? Nein! Denn dieser Teufelskreis hat einen Ausweg: Gott hat dich und mich in Jesus Christus angenommen, geliebt und für so wertvoll geachtet, daß er seinen Sohn für uns sogar hat sterben lassen. Weil Gott jeden von uns trotz unserer Schuld liebt und annimmt, wie wir sind, und uns ganz neu macht, müssen wir uns nicht mehr selbst beschönigen und weiterhin Bestätigung fordern.

## *2. Wir kommen zur zweiten Wurzel menschlicher Einsamkeitsgefühle, der Selbstentfremdung.*

Indem unser äußeres, oftmals unwirklich herausgeputztes Erscheinungsbild anerkannt und geachtet wird, nicht aber unsere eigentliche Persönlichkeit, die wir dahinter verstecken, entsteht wieder das Gefühl des Unverstandenseins und der Einsamkeit.

Die Selbstentfremdung ist aber auch ein allgemein gesellschaftliches Problem. Wir übernehmen und spielen – im Berufsleben, in der Familie, im Freundeskreis und im öffentlichen Leben – verschiedene Rollen. Mit diesen Rollen werden bestimmte Verhaltensweisen von uns erwartet. Wir sehen uns genötigt, im Interesse einer sozial erwünschten Erscheinung unser Selbst hintan zu setzen und uns so zu verhalten, wie man es von uns schon sehen möchte bzw. erwartet. Dann werden wir z. B. als qualifizierte, kollegiale Arbeitnehmer, als kauffreudige, modebewußte Verbraucher oder als humorvolle, schlagfertige Unterhalter anerkannt, geachtet und gern angenommen. Wir beugen uns dem Druck der Gesellschaft zur Angleichung und zur unkritischen Anpassung an Gepflogenheiten. Wir übernehmen die öffentliche Meinung, obwohl sie

unserer eigentlichen Auffassung manchmal widerspricht. Nicht umsonst sprechen wir dabei von der Selbstentfremdung; denn wir sind nicht mehr wir selbst, sondern so, wie uns die Gesellschaft haben will. Wir finden Beachtung als funktionierende, brauchbare Mitglieder der Gesellschaft, als solche, die ihre Rolle erwartungsgemäß oder noch besser spielen. Bis es einmal aufhört – sei es durch Krankheit, Alter, Arbeitslosigkeit oder einen anderen Schicksalsschlag. Dann wird uns die Beachtung und die Anerkennung versagt. Unser Image und unser Prestige bricht zusammen. Die Rolle, die wir gespielt haben, steht uns nicht mehr zur Verfügung und damit auch nicht mehr die Beachtung. Wir fühlen uns verlassen, einsam, alleingelassen. Wir brauchen nur an die Alten, die Kranken, die Behinderten, die Arbeitslosen, die Inhaftierten, die Alkoholiker oder andere Süchtige zu denken. Sie spielen für die Gesellschaft keine brauchbare Rolle mehr, an ihrer Person besteht kein Interesse mehr; sie leben in der Isolation.

Die Psychologie kann zwar die Bedingungen, die zum Einsamkeitsgefühl führen, aufzeigen. Sie kann den einzelnen aber nicht aus der tragischen Selbstumdrehung herausholen. Sie kann bestenfalls die Drehzahl vermindern.

Damit kehren wir an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück: Zur Selbstannahme werde ich befähigt, indem ich mich so, wie ich bin, bestätigt, angenommen und geliebt weiß, mit all meinen Fähigkeiten und Fehlern, meiner Schuld und meinem Versagen. Dieses Angebot macht mir Gott in Jesus Christus. So wie ich bin, habe ich bei Gott einen unendlichen Wert! Er macht es mir leicht, mich selbst zu finden und anzunehmen. Er befähigt mich dazu, auch den nächsten, den anderen so anzunehmen, wie Christus mich angenommen hat.

Einer nimmt mich an: Jesus Christus! Damit hat die Einsamkeit keine Chance mehr.

KURT HEIMBUCHER

## Der einsame Mensch – eine brennende Not unserer Tage

Ist Einsamkeit nur eine brennende Not? Sicher – sie wird von vielen Menschen unsagbar erlitten. Nach dem Tode einer alten Frau in einem Altersheim, fand man einen kleinen Kalender. In ihm standen immer wieder zwei Worte, mit alter, zitternder Hand geschrieben: »Niemand kam.« Da wurde Einsamkeit erlitten.

Aber nun die Gegenfrage: Wird Einsamkeit nicht von vielen Menschen ersehnt, gerade heute? Einsamkeit als Lebenshilfe, als schöpferische Pause, als Zeit, um zu sich selber zu kommen. Beides soll uns jetzt beschäftigen.

### *1. Die furchtbare Einsamkeit*

Man kann unter vielen Menschen leben und doch ganz einsam sein. Wir sprechen von der »vereinsamten Masse«. Wir denken an die Großstädte unseres Landes, an die Hochhäuser und Betonsilos in den Trabantenstädten. Überall sind Massen, in den großen Fabriken, in den großen Versammlungen, in den großen Sportveranstaltungen und mittdrin der vereinsamte Mensch, umgeben von großer Kälte.

Freilich kann Einsamkeit auch erlitten werden im engsten Lebenskreis. Man kann todeinsam sein in der Ehe und Familie. Da ist kein Verstehen, kein Annehmen, kein Liebhaben, kein Teilhaben.

Es ist eine schlimme Sache, daß wir so wenig Zeit füreinander haben. Jeder ist mit sich selber beschäftigt, mit seinen Problemen und Aufgaben. Weil wir so beschäftigte und überforderte Leute sind, darum haben wir auch gar keine Lust, uns um Menschen zu kümmern, die vereinsamt sind und seelisch verbittern und verkümmern. Die Frage: »Soll ich meines Bruders Hüter sein?« wird unter uns unheimlich gelebt. Wir spüren keine Verantwortung füreinander. Jeder meint, sich selbst der Nächste zu sein.

Viele Menschen sind einsam mit einer schweren Lebenslast. Ich denke dabei besonders an kranke und alte Menschen, an denen das flutende Leben vorübergeht und die oft vergessen und übersehen sind. Was ist das schon, wenn man schnell einmal in die Kranken- oder Altenstube hereinschaut, »guten Tag« sagt und »wie geht es dir?« und dann schnell wieder verschwindet. Wie belastend kann das für einsame Menschen sein. Eine menschliche Pflichtübung, aber kein Annehmen des Menschen.

An dieser Stelle denke ich an das große Heer der seelisch gestörten oder kranken Menschen. Sie haben es besonders schwer. Sie stehen oft einer großen Verständnislosigkeit oder einer völlig falschen Beurteilung gegenüber. Wie schnell sind wir mit den Worten »Hysterie« oder »Besessenheit« bei der Hand und treiben Menschen in die Vereinsamung und in die völlige Verzweiflung. Gerade seelisch gestörte oder kranke Menschen brauchen die menschliche Nähe und Wärme und den ermutigenden Zuspruch.

Ich denke aber auch an Menschen in besonderen Lebenskrisen und Lebenskatastrophen. So lange es ihnen gut ging, hatten sie viele Freunde.

Als die Katastrophe kam, zogen sie sich zurück. Man erinnere sich an den verlorenen Sohn, der schließlich vereinsamt bei den Schweinen landet.

Freilich könnte es auch geschehen, daß Menschen vereinsamen durch eigene Schuld. Menschen sind durch Menschen enttäuscht worden. Nun ziehen sie sich aus der menschlichen Gemeinschaft zurück. Sie erhoffen sich nichts mehr von den Menschen. Oft sind vereinsamte Menschen solche, die immer nur verstanden werden wollten, aber die sich nie bemühten, andere zu verstehen. Sie wollten immer nur ihr »Ich« im Mittelpunkt stehen haben und als sie meinten, sie würden nicht in der rechten Weise gewürdigt, brachen sie mit der Gemeinschaft. Es gibt Menschen, die vereinsamen, weil sie ihre Aufgaben nicht sehen und wahrnehmen wollen, die Gott ihnen vor die Füße legt.

Furchtbare Einsamkeit, die als brennende Not heute unter uns erlitten wird, ist gefährlich.

Das vereinsamte Leben wird überfallen von dunklen Gedanken, die sich bei uns einnisten wollen. Sie sind wie ein Sog, der uns in die Tiefe ziehen will. Verbitterung, Verzweiflung, Schwermut lauern vor der Türe des Vereinsamten. Wen wundert es dann, wenn solch ein Mensch schließlich im Selbstmord endet.

## 2. Die fruchtbare Einsamkeit

An keinem wird die fruchtbare Einsamkeit so deutlich, wie an Jesus Christus. Er war unter den Menschen, unter vielen. Tausende wollten ihn hören und seine Taten erleben. Aber dann zog er sich immer wieder zurück. Er suchte die Stille. »Er ging an einen wüsten Ort«, berichten die Evangelisten. Oder sie schreiben: »Er ging auf einen Berg allein.«

Wir brauchen stille Orte und stille Zeiten. Der Mensch von heute sucht das. Der Christ braucht das. Hier dürfen wir von Jesus Christus, dem Herrn unseres Lebens, lernen.

Wir müssen das Hören in der Stille wieder lernen. Aber hören – auf wen oder was? Ob das Hören auf unser eigenes Herz uns hilft? Ich denke: nein, denn unser Herz ist oft ratlos, verschuldet, verzweifelt. Wir brauchen das Hören auf das ewige Wort. Das Wort unseres Herrn tröstet uns. Es korrigiert uns. Es macht uns Mut für den Weg, den wir zu meistern haben.

In der Einsamkeit mit Jesus Christus dürfen wir beten. Das Gebet ist der stärkste Schutz gegen die Vereinsamung und die Verzweiflung. Da darf ich meinem Herrn danken, daß ich bin und daß dieses Leben geführt und gestaltet ist von seiner gnädigen Hand. Da darf ich ihm meine Schuld bekennen, mein Versagen und Versäumen. Da darf ich

mit den bedrängenden Fragen meines Lebens und mit den kleinen Problemen zu ihm kommen und ihn bitten um seine Hilfe und Wegweisung oder auch um die Kraft zum Durchhalten. Da darf ich in der Fürbitte Menschen begleiten, die einsam und verwundet, müde und frägend, suchend und verirrt sind.

In der Einsamkeit mit Jesus Christus dürfen wir Empfangende sein. Er schenkt uns Kraft für die Aufgaben, die wir zu erledigen haben. Er gibt uns Kraft für Menschen, die uns brauchen und denen wir uns nicht versagen dürfen, wenn wir nicht an ihnen schuldig werden wollen. Menschen können schwierig und unberechenbar sein. Und doch dürfen wir uns ihnen nicht entziehen. Er gibt uns Kraft für unseren Weg, der vielleicht dunkel ist oder dunkel wird und auf dem wir manche Hürden zu nehmen haben. In der Einsamkeit mit Jesus werden wir wieder fröhliche Menschen. Jesus Christus ist unsere Freude. Das ist Freude, einen guten, großen Herrn zu haben, sich von ihm geführt und bei ihm geborgen zu wissen. Die Freude an Jesus wird aber zur Freude am Leben. Wer mit Christus Gemeinschaft hat, entdeckt Menschen und Aufgaben, entdeckt die Schönheit der Welt und Chancen des Lebens.

Diese fruchtbare Einsamkeit ist nötig. Wir alle sind umgeben vom Lärm der Welt. Wir sind getrieben von der Hektik des Lebens. Wir leiden unter den Streßzuständen einer sich überschlagenden Zivilisation. Wir brauchen Entspannung. Wir müssen zu uns selber kommen in der Begegnung mit Jesus Christus. Da dürfen wir wieder Kraft schöpfen, Maß nehmen und unseren Standort überprüfen.

Unter uns wird viel Einsamkeit erlitten, ich rede lieber von einer furchtbaren, schrecklichen Vereinsamung. Lebenskatastrophen sind oft die Folge davon.

Jesus Christus hat die Tiefen der Einsamkeit erlitten. Seine nächsten Jünger haben ihn allein gelassen, als er im Garten Gethsemane ihre Gemeinschaft suchte. Als er am Kreuz hing, war er der einsamste Mann, abgelehnt, gehaßt, geschmäht, ausgestoßen, verspottet. Er war so einsam, daß er vom Kreuz schrie: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Seitdem Jesus die Tiefen der Einsamkeit durchlitten hat, muß keiner mehr vereinsamen. In der Hingabe des Lebens an den gekreuzigten und auferstandenen Christus darf aus der furchtbaren Einsamkeit eine fruchtbare Einsamkeit werden.

HELGA SCHÖLLER

## Nicht verkriechen!

Einsamkeit? Das Gegenteil ist der Fall. Meine freien Tage und Abende sind randvoll. Der Freundeskreis, in dem ich lebe, läßt der Einsamkeit keinen Raum. Mir ist klar geworden, wir unverheirateten berufstätigen Frauen müssen darauf achten, daß wir uns nicht in unsere vier Wände verkriechen. Man sitzt dann dort und wartet. Man ist traurig, wenn keiner kommt und wird bitter. Ich möchte Einsamen Mut machen, auf andere zuzugehen. Man soll und darf Gott um Freunde bitten.

Gott schenkte mir einen Geschwisterkreis. Was uns verbindet, ist das Wissen um den Auftrag Jesu. Miteinander möchten wir daran arbeiten, daß viele Menschen von Jesu befreiender Kraft erfahren. Das erfordert Einsatz an Zeit, Kraft und Geld. Als unverheiratete Frau bin ich unabhängiger und kann so viel einbringen. Dabei mache ich die Erfahrung: Je mehr ich mich für die Sache Jesu einsetze, desto mehr gibt er mir: Freude, Geborgenheit und Menschen.

PETER LOHMANN

## Gemeinsames Leben

Wir sind ein bunter Haufen von meist jungen Leuten und einigen Frauen und Männern im mittleren Alter, wozu ich mich auch zähle. Zum Lebenszentrum gehören eine Bibelschule, Lebensschule und eine evangelische Bruderschaft, wir nennen uns Kommunität.

Unser gemeinsames Leben ist vielfältig! Da sind die Zimmergemeinschaften zu zweit oder dritt. Da sind die Andachten, in denen nicht gepredigt wird, sondern jeder aus der persönlichen Stille einen Beitrag zur Hilfe und Ermunterung für alle gibt. Da sind unsere gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen nicht nur das »Futter« verabreicht wird, sondern persönliche Kommunikation, Information und fröhliches Feiern uns immer wieder echt zusammenschließen.

Und da ist schließlich auch die praktische Arbeit, in der sich unsere Liebe zueinander bewährt und sich etwa beim Kartoffelschälen innerste Begegnung ereignen kann.

Also, einsam braucht bei uns niemand zu sein. Manche befürchten ja,

daß gemeinsames Leben die »Freiheit der Persönlichkeit« einengen könnte. Das Gegenteil ist der Fall. Individualismus macht einsam. Das ist meine Freude, nicht mehr allein entscheiden zu müssen, sondern Brüder zu haben, die mir zur Seite stehen, die raten, ermutigen, korrigieren.

Ich lebe jetzt 20 Jahre in unserer Kommunität, aber ich meine, daß ich erst dadurch zur echten Persönlichkeitsentfaltung gefunden habe. Die Gemeinschaft weiß ja oft viel besser, wo meine Gaben, Grenzen und Gefahren liegen.

Und was die Freizeitgestaltung anbetrifft – bei uns gibt es keine Langeweile. Neben den täglichen Pflichten ist soviel Abwechslung durch Besuch, Missionseinsätze, gemeinsame Unternehmungen.

KLAUS VOLLMER

## Keiner braucht allein zu sein!

Christliche Gemeinde kann nicht beschlossen werden, sondern wird in der Ewigkeit erbeten. In der Ewigkeit erbittet unser Herr, daß Gemeinde sein möchte. Wenn es an unserer Intelligenz, an unseren Willensentschlüssen und an unseren Durchblicken läge, der Laden wäre nach Jesu Tod und Auferstehung längst in den Akten verschwunden.

Wenn immer ein Mensch zum Glauben kommt, hat der Herr Fürbitte bei seinem Vater getan und dann wird ein Mensch wiedergeboren. Dies ist das Geheimnis der Gemeinde Jesu.

Wahrhaftige Gemeinschaft entsteht, wo Menschen durch Jesu Fürbitte überwunden, vom Wort Gottes gepackt, durch das Kreuz Jesu zerbrochen und wieder aufgerichtet wurden. Menschliche Gemeinschaft dagegen ist das, wenn Menschen nicht mehr gerne allein sind. Das ist nicht schlecht, aber das hält nicht. Wenn Jesus nicht zieht, ist die beste Gemeinschaft umsonst. Dann zieht dich auch alles andere wieder weg.

Was vergehen wird, ist immer die Spreu. Was weggewischt wird, ist immer das, was keinen Bestand hat. Aber was aus der Ewigkeit erbeten wurde, das hat Bestand. Und unser Glaube, der in der Ewigkeit erbeten wurde, ist der Glaube, der die Welt überwunden hat.

Ich habe nur die eine Sorge, ob ich mich vom Geist Gottes ziehen lasse. Er hat beschlossen, ich soll nicht einsam sein. Die Zeichen einer von Jesus erbetenen lebendigen Gemeinde sind immer gleich.

### *1. Der Herr ist in der Mitte*

Zwei oder drei sind um den Namen Jesu versammelt und von diesem Namen gepackt.

### *2. Menschen entdecken das Kreuz*

Solange es Mitarbeiter gibt, die das Kreuz von Golgatha rühmen und die Wunden Jesu als das Heil der Welt ansehen können, wird Gemeinde gebaut. Wer mit etwas anderem Menschen erobern will, wird keine Gemeinde bauen. Wenn eine Kirche nicht mehr die Botschaft des Kreuzes predigt, beginnt sie, ihren letzten Faden zu spinnen. Wo aber der mickrigste Jugendkreis sich sammelt um das Geheimnis von Golgatha, da entsteht lebendige Gemeinde.

### *3. Vergebung wird gepredigt*

Wie manche das hinkriegen, ohne einen Bruder durchs Leben zu gehen? Das Geheimnis einer lebendigen Gemeinschaft liegt darin, daß man sich nicht mehr verklagt. Man kann dann mit seinem Jammer kommen und der andere schlägt nicht die Hände über dem Kopf zusammen und ruft: Wie konnte das passieren? Da strecken sich segnende Hände des Bruders oder der Schwester aus: Im Namen Jesu bist du frei. So wird Gemeinde gebaut. Aber wenn eine Gemeinde nicht mehr die Macht hat, durch Brüder und Schwestern Vergebung auf den Kopf zuzusprechen, muß man sich fragen, ob sie noch lebendig ist. Wieviel Leute kommen nicht mehr flott, weil sie mit unvergebener Schuld von einer Flucht in die andere laufen, von einer Ausrede in die andere. Dann frage ich, hast du das nie erlebt, was Gemeinde ist? Da wird gesungen, da wird auch geblasen, da wird auch gepredigt; das alles auch. Aber da wird dir vor allem auch auf den Kopf unter Handauflegung zugesagt: Du bist frei! Ich wüßte nicht, wo ich vor Jammer bliebe, wenn ich nicht Brüder hätte, die mir das zusagten.

### *4. Liebe zur Wahrheit*

Vor kurzem sagte mir jemand, in seiner Gemeinde sei es ganz schön. Man sei immer high. Ich sagte, komm mal wieder auf den Boden. Es geht doch um Wahrheit. Meine Brüder und Schwestern, seid doch in euren Kreisen zusammen, um die Frage zu stellen, was wahr ist. Ist das eigentlich wahr, was wir leben? Ist das wahr, was wir denken? Ist das eigentlich wahr, was wir über andere Leute sagen? Wenn du an einem Menschen seine Fehler entdeckst und sie nennst, ist das zwar richtig, aber nicht wahr. Wenn du über andere Schlechtes sagst, so ist das zwar

richtig, aber nicht wahr. Ist das wahr, wenn du Urteile fällst über deine Vergangenheit, über deine Gegenwart, über deine Zukunft? Lebendige Gemeinde hat das Zeichen, daß sie nach Wahrheit fragt. Wahrheit muß lebbar sein. Und das Leben will wahr sein. Und Gemeinschaft müht sich um Wahrheit, denn der Geist Gottes führt von einer Wahrheit zur anderen.

### *5. Gelöst von Menschen*

Menschliche Gemeinschaft, die auf der Seele gründet, rückt ganz nah zusammen. Man kann sie gar nicht fest genug halten. Gemeinschaft, die aus Gottes Geist geboren ist, macht frei von Menschen und bindet um so inniger an den Herrn. Paßt auf! Wir leben in einer Zeit, wo große Sehnsucht nach Gemeinschaft herrscht. Nur darf man Sehnsucht nach Gemeinschaft noch nicht mit christlicher Gemeinde verwechseln. Christliche Gemeinschaft hat das Zeichen, daß die Menschen sich voneinander befreien können. Manchmal tut das sehr weh, wenn man sich von seinen Vorbildern befreit. Es tut sehr weh, wenn man sich von Menschen befreit, an die man erotisch gebunden ist. Und wenn man dann den Herrn bittet: Mach mich zu einem Menschen, der zuerst einmal an dich gebunden ist. Wenn du dich in diese Freiheit immer wieder hineinglaubst, dann wirst du auch frei, für andere da zu sein. Paßt auf, daß Gemeinde nicht aus Versehen ein Club von seelisch Interessierten wird. Das geht nicht. Unter Brüdern und Schwestern zu leben, heißt zuerst einmal, leidvoll Abschied zu nehmen, um des Herrn Eigentum zu werden. Das tut weh. Und von da her, aus der Verbindung mit Christus, ganz für andere da zu sein.

### *6. Gemeinschaft macht gesund*

Eine lebendige Gemeinde, die vom Geist Gottes bewegt ist, wird immer auch den Leib beachten. Wir müssen wieder die Bewegung entdecken. Auch wieder die Ernährung, ohne sich verrückt machen zu lassen. Eine gesunde Gemeinschaft hat Vollmacht, Menschen auch wieder gesund zu machen. Ich frage hier alle Mitarbeiter, wie gehst du mit deinem Leib um? Mit deinem Geist? Mit deinen seelischen Kräften, daß du nicht verschluderst?

### *7. Eine lebendige Gemeinde gibt Aufgaben*

Gemeinschaft und Belastung und Segen gehören auf geheimnisvolle Weise zusammen. Wer nur genießen will, zerstört Gemeinschaft. Wer immer nur was haben will, macht die beste Gemeinschaft kaputt. Wer immer nur haben will, was Spaß macht, stört Gemeinschaft. Gemein-

schaft heißt, bereit zum Leiden sein. Ich bin bereit, wenn es sein muß, mich auch einmal zu quälen, damit was am Leben bleibt. Willst du solch eine lebendige Gemeinschaft? In solch eine Gemeinschaft bist du gerufen. Sag nur einen Satz: Herr, da bin ich, du wolltest mich bei dir haben. Es muß keiner von uns einsam sein. Du nicht und ich nicht. Denke daran, Gemeinde beginnt hier und wird in Ewigkeit vollendet. Bleib dabei!

## Im Dienst an kranken Menschen

DR. FRITZ LAUBACH

### Der leidende Mensch in der Begegnung mit Jesus

Diakonie ist die Fortsetzung des heilenden und seelsorgerlichen Handelns Jesu in seiner Gemeinde und durch seine Gemeinde. Jesus selbst hat die Bestimmung seines irdischen Lebens als Diakonie verstanden. Er hat nicht nur in sozialen Nöten geholfen, Kranke geheilt, Hungernde gespeist. Er sah zugleich die geistliche Not und hat Menschen geholfen, aus ihrem gestörten Gottesverhältnis herauszukommen. Leibsorge und Seelsorge waren in der Diakonie Jesu unlösbar verbunden. Jesus hat deutlich gemacht, daß heil-sein mehr als gesund-sein ist. In der Diakonie geht es immer um die Begegnung des leidenden Menschen mit Jesus. Der Bericht Johannes 5, 1–9. 14–15 macht Grundzüge des Handelns Jesu deutlich, die uns zum rechten Verständnis von Diakonie helfen können.

Da ist das unübersehbare Heer der leidenden Menschen – »es lagen viele Kranke dort, Blinde, Lahme, Ausgezehrte«. Mit diesen Menschen haben wir es heute ebenso zu tun, nur daß die Erscheinungsformen ihrer Leiden sich zum Teil gewandelt haben. »Blinde von Geburt« – wir sagen Behinderte; »Aussätzige« waren gemeinschaftsunfähige Menschen, die an der Gemeinschaft leiden und an denen die Gemeinschaft leidet. Die Bibel spricht von »Mühseligen und Beladenen, Geschundenen und Ermatteten« – Menschen, die dem Leistungsdruck nicht standhalten; die mit dem Leben nicht fertigwerden, die von Depressionen überfallen werden. Unser Modell stellt uns einen Langzeit-Kranken vor Augen. Bevor der leidende Mensch Jesus begegnet, begegnet er seinen Mitmenschen.

## *Die Begegnung des leidenden Menschen mit seiner Umwelt*

Zur Umwelt des leidenden Menschen gehören seine gesunden Mitmenschen. Sie haben die 5-Säulen-Hallen erbaut als »Bethesda«, d. h. Stätte der Barmherzigkeit und Stätte der Heilung. Aber diese Stätte der Barmherzigkeit ist auch ein Haus der Unbarmherzigkeit. Denn hierher kann man den Kranken »abschieben«. Man hat ihn nicht täglich vor Augen, man muß nicht täglich hautnah mit dem Leiden umgehen. In den Synagogen werden Almosen für die Armen und Kranken gesammelt. Aber die Menschen haben sich an die Kranken im Haus Bethesda gewöhnt, man überläßt die Kranken mit ihren Problemen sich selbst. »Ich habe keinen Menschen«, das ist der Notruf des Patienten, der sich einer inhumanen technisierten Medizin ausgeliefert sieht. Diakonie hat es zunächst damit zu tun, den leidenden Menschen so auf seinem Weg zu begleiten, daß er innerlich nicht alleingelassen ist.

Zur Umwelt des Leidenden gehört auch die Begegnung mit anderen Kranken. Leiden macht nicht nur verständnisvoll und hilfsbereit, sondern nährt den Egoismus. Ein Patient kann sich selbst in seine Krankheit flüchten, um darin seine einzige Selbstbestätigung zu suchen. Er nötigt seine Mitmenschen, sich mit ihm zu beschäftigen. Leiden birgt auch die Gefahr in sich, daß der Patient die Krankheit nicht annimmt und den Weg für sich selbst abkürzen möchte – Heilung um jeden Preis! »Herr, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich bringt; wenn ich aber komme, so steigt ein anderer vor mir hinein.« Menschen, die in der Diakonie tätig sind, müssen diese Problematik sehen. Die entscheidende Hilfe liegt in der Begegnung mit Jesus.

### *Begegnung mit Jesus entsteht durch das Gespräch*

Auf dem Weg des Gesprächs knüpft Jesus ein Band mit dem Leidenden. Das Gespräch soll Hilfe zur kritischen Überprüfung des eigenen Lebens und Ermutigung zugleich sein. Mit der Frage »willst Du gesund werden« nötigt Jesus den Kranken, über seine Lage nachzudenken. Mit der Dauer der Erkrankung wird oft der Wille zur Genesung gelähmt. Immer erneute Versuche, bei den verschiedenen Disziplinen der medizinischen Wissenschaft Hilfe zu finden und die Erfahrung von Enttäuschungen bergen die Versuchung in sich, zu resignieren, sich in falscher Weise mit seiner Krankheit abzufinden. Solche Kranken beherrschen manchmal die Genesenden durch ihre Launen und durch ihre Selbstsucht. Jesus fragt nach der Bereitschaft des Leidenden, die Gesundheit als Aufgabe zu übernehmen. Er verstellt ihm den Weg, seine Krankheit

als Fluchtweg vor der Verantwortung zu wählen. Diakonie hat die Aufgabe, dem Menschen im Vorfeld des Glaubens zur Klärung seiner Lebensfragen zu helfen, damit der Weg zur Begegnung mit Jesus frei wird.

*Die Begegnung mit Jesus entsteht durch das Hören auf das Wort des Leidenden.*

Jesus hört dem Kranken zu, er unterbricht ihn nicht. Der Kranke sagt das, was er als tiefste Not empfindet. Er antwortet nur vordergründig. Die Antwort geht in negative Richtung. Er sieht nur den Mangel. Die Heilung ist Ergebnis des Handelns Jesu, nicht Wirkung des Glaubens. Der Mann wird geheilt aus dem Krankenhaus entlassen, ohne schon Jesus wirklich zu kennen. Aber die Heilung wird für diesen Mann Anlaß, nachher in den Tempel zu gehen. Er feiert mit Israel den Gottesdienst.

Nicht die Heilung allein, sondern die Begegnung mit Jesus, die zur Lebenswende führt, ist das, worauf die Diakonie Jesu hinzielt.

Die Frage nach dem Warum des Leides wird nur andeutungsweise beantwortet. Manche Not wird uns erst in der Rückschau deutlich. »Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre.« Die Sünde, von der Jesus spricht, wird hier nicht näher beschrieben. Wie bei einem seelsorgerlichen Geheimnis wird hier unseren Fragen eine Grenze gesetzt. Aber Gesundheit ist eine Gabe, für die wir Gott verantwortlich sind. Der Genesene soll sein Leben von Gott führen lassen.

In der Diakonie muß deutlich werden, daß Jesus mehr tut, als ärztliche Kunst vermag. Jesus will nicht nur heilen, sondern auch heiligen. Jesus schenkt nicht nur gesunde Glieder, sondern auch ein neues Herz. Er vergibt nicht nur Schuld, er überwindet auch die Herrschaft der Sünde; er bereinigt nicht nur die Vergangenheit, er regiert auch die Zukunft.

ERNST FUHR

## Gottesdienst mit Behinderten

Behinderte leiden besonders unter dem Ausgeschlossenwerden aus der Gemeinschaft mit anderen Menschen. Der Gemeindegottesdienst schafft Gemeinschaft unter Gott im Heiligen Geist und ist geeignet, das gehörte Wort in der Predigt sofort zur Tat werden zu lassen, indem jeder jeden bejaht und annimmt als erlösten Sünder.

Behinderungen sind bei den Heimbewohnern verschiedenartig. Wir sprechen von Körper-, Sozial-, Lern-, Geistig- und Sprachbehinderten. Darüber hinaus gibt es Mehrfachgeschädigte und seelisch Kranke. Bei genauer Betrachtung finden wir, daß jeder Mensch in irgend einer Weise behindert ist. So müssen bei jeder Gruppe die Betroffenen individuell gesehen werden. Auch sollten nach einem Gottesdienst Behinderte über ihre Erfahrungen selbst gehört werden.

Sie sagen dabei etwa: »Wir stellen fest, daß wir uns persönlich nur an einigen Stellen am Gottesdienst beteiligen können. Wir können nicht lesen, deshalb können wir nicht mitsingen. Wir können der Predigt nicht folgen wegen unserer Geistesschwäche oder psychischen Belastung. Wir stellen fest, daß wir von der Gemeinde nicht angenommen werden. Schon beim gemeinsamen Sitzen fühlen wir die Distanz.«

»Unser Aussehen, die Verunstaltung unseres Körpers, unser Benehmen und unsere Gebärden stoßen Gemeindeglieder ab. Sie sind solchen Anblick nicht mehr gewöhnt, weil wir im Heim leben.

Deshalb suchen wir nach neuen Formen, mit denen wir die Botschaft des Alten und Neuen Testaments verstehen. Das Flanellbild kommt uns dabei zu Hilfe. Das gemeinsame Sprechen von Bibeltexten beteiligt uns am Gottesdienst. Mit Klanginstrumenten wie Triangel, Holzstab, Holzblock, Rassel, Zimbel, Glockenring, Trommel, Klangstab, Elektronenorgel, Trompete, Gitarre und Flöte können wir dem Ausdruck geben, was unser Glaube an Jesus Christus beinhaltet. Farbdias mit biblischen Motiven veranschaulichen den gesprochenen Text.«

Wir schreiben nun eine Gemeinde an und bitten um eine Einladung. Der Vormittagsgottesdienst ist ein Teil des Gesamtgottesdienstes, der sich über den ganzen Tag erstreckt. Das Mittagessen in den Familien und der Gemeindenachmittag gehören genauso zum Gottesdienst mit Behinderten wie der Predigtgottesdienst.

DR. MICHIAKI HORIE

## Der seelisch gestörte und gefährdete junge Mensch

Das Heer der gefährdeten und gestörten jungen Menschen ist ständig im Wachsen begriffen. Und die stets zunehmende Jugendkriminalität stellt uns alle miteinander vor ein großes Problem. Welch eine Antwort haben wir auf Rauschmittelkonsum und Jugendalkoholismus? Immer

höher steigt die Selbstmordrate bei Kindern und Jugendlichen. Sind das alles nicht Zeichen dafür, daß diese unsere heutige Gesellschaft in eine Sackgasse geraten ist?

Da wird der Psychologe zu Rate gezogen, aber was ist seine Antwort? Er gibt verschiedene Erklärungen – und es ist ja kein Geheimnis mehr, daß der Zerfall des Elternhauses und der Zerbruch elterlicher Autorität einen entscheidenden Faktor dieser negativen Entwicklung darstellen. Wo eine sichere Orientierung im Leben eines Kindes und Heranwachsenden fehlt, muß es zu einer Störung und Verunsicherung führen. Auch können wir den soziologischen Aspekt nicht übersehen. Immer dringender werden die Appelle namhafter Wissenschaftler, die darauf hinweisen, daß die Grenzen des Wachstums bereits erreicht sind. Daneben spielt auch der politische Faktor bei der Verunsicherung junger Menschen eine gewichtige Rolle. Wie begegnen wir der Jugendarbeitslosigkeit? Welche produktiven Aufgaben bieten sich dem jungen Menschen?

Wenn ich den gefährdeten und gestörten jungen Menschen vor mir sehe, so entdecke ich dahinter zwei Grundphänomene:

- a) Sinnlosigkeitsgefühl
- b) Daseinsangst

Der junge Mensch weiß vielfach einfach nicht, wozu er gehört. Die Familie, die ihm Orientierung geben sollte, ist zerstört. Zu der Materie, mit der er sich in der Schule oder der Berufsausbildung auseinandersetzen muß, hat er keinen Bezug. Die zwischenmenschliche Verbindung ist unpersönlich. Die kurzlebigen Bekanntschaften sind unverbindlich, oberflächlich, ohne Engagement. Und so bricht schließlich die Frage in diesem jungen Menschen auf: Wofür lebe ich eigentlich? Ist mein Leben im Grunde nicht völlig sinnlos? Wenn der junge Mensch in dieses Fragen hinein den Stimmen der Wissenschaft Glauben schenkt, die davon ausgehen, daß der Mensch nichts anderes als einen Oxydationsprozeß darstellt, so weiß er nicht, wozu er sich anstrengen, wofür er leben, wem gegenüber er verantwortlich sein soll. Als aufgeklärter Mensch des 20. Jahrhunderts wird er jegliche Transzendenz ablehnen. Die Folge davon ist – Angst. Und Angst ist die Grundstimmung vieler junger Menschen geworden. Gründe dafür gibt es genug.

Aber mehr und mehr begegnen wir heute bei jungen Menschen einer krankhaft übersteigerten Daseinsangst oder auch Weltenangst, die als Ergebnis der sogenannten Aufklärung angesehen werden kann. Bis dahin lebte man in seinem engen Rahmen und in einem begrenzten Welt-

verständnis wie in einem geschlossenen, beschützten Raum, der einem doch ein gewisses Maß an Geborgenheit vermittelte. Aber dieses Welt-system hat sich im Laufe der Jahre aufgelöst. Der Mensch ist – zoologisch und wirtschaftlich betrachtet – zu einem Faktum geworden, dessen Wert mit Lohn oder Gehalt aufgewogen wird. Das aber führt zwangsläufig wiederum zu einer Versagensangst.

Angst begegnet uns in den unterschiedlichsten Gesichtern. Da finden wir – neben der rein kreatürlichen Angst, die als Arterhaltungstrieb angesehen werden kann und einen gewissen Schutzcharakter trägt – die krankhafte Angst etwa bei Depressionen und Schizophrenien. Darüberhinaus aber gibt es sogenannte Phobien, die sich auf eine bestimmte Situation oder einen bestimmten Gegenstand beziehen. Da ist beispielsweise einer, der es einfach nicht fertig bringt, einen Fahrstuhl zu betreten oder eine Straße an einer bestimmten Stelle zu überqueren oder über eine Brücke zu gehen.

Dann wieder ist da die Angst vor dem Ich-Verlust, der Selbstaufgabe, dem Ausgeliefertsein, die Angst, von einem anderen Menschen »gefressen« zu werden. Zumal bei jungen Menschen begegnen wir häufig der Angst vor der Selbstwerdung; sie haben Angst, erwachsen zu werden und möchten an ihrem Kindsein festhalten: nur keine Verantwortung übernehmen!

Dann kennen wir alle mehr oder weniger die Angst vor der Wandlung; das Altvertraute bietet uns ein gewisses Maß an Sicherheit, das wir nicht gerne aufgeben.

Eine weitere Angstform wäre die Angst vor der Notwendigkeit, die als Endgültigkeit und damit als Unfreiheit erlebt wird. Diese Menschen sind nicht selten ständig auf der Suche und zugleich auf der Flucht.

Bei anderen finden wir eine ausgeprägte Angst vor einer Bindung.

Diese soeben (nach Fritz Riemann) aufgeführten Formen der Angst sind mehr oder weniger in uns allen vorhanden und wir müssen es lernen, unsere Angst richtig einzuordnen, d. h. mit ihr umzugehen.

Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten, mit der Angst umzugehen. Nehmen wir zunächst die passive Flucht, bei der wir versuchen, die Angst zu verdrängen. So gibt es Menschen, die kaum länger als drei Monate an einem Arbeitsplatz aushalten können. Sie finden jedesmal neue Gründe und erkennen nicht, daß sie sich auf der Flucht befinden. Es gibt aber auch eine aktive Flucht. Auffallend viele junge Menschen, die in Angst leben, beschäftigen sich mit den fernöstlichen Religionen, Hier werden sie gelehrt, daß Leben Leiden ist. Die Ursache dieses Leidens sieht der Buddhist im Festhalten an seinem Selbst. Um also das Leiden zu besiegen, muß das vermeintliche Selbst überwunden werden,

ja ausgelöscht werden. In der absoluten Verneinung sehen sie die Lösung des Angstproblems.

Die zweite Möglichkeit, der Angst zu begegnen, liegt im Angriff. Hier schrecken wir nicht vor der Angst zurück, sondern üben uns, mit ihr umzugehen. Nehmen wir als Beispiel die Angst vor einem Hund. Es gibt Menschen, die schlagen einen großen Bogen um einen kleinen Dackel, der ihnen entgegenkommt. In dem Maße, wie jemand mit dem Angstobjekt vertraut wird, schwindet auch die Angst. Und Vertrautheit zieht Vertrauen nach sich. So kann man sich einüben, zunächst betrachtet man aus sicherer Entfernung diesen Dackel, dann kommt man ihm jeden Tag einen Schritt näher, bis man ihn eines Tages streicheln kann und feststellt, daß man diese Situation lebend übersteht. Das wäre ein konstruktiver Angriff.

Es gibt aber auch einen destruktiven Angriff. Diese Menschen meinen, alles, was sie bedroht, muß zerstört werden. Ich sehe hinter manchen Terroraktionen diesen Mechanismus. Diese Gesellschaft stellt für sie eine Bedrohung dar, diese Bedrohung kann nur beseitigt werden, wenn diese Gesellschaft zerstört ist. Solch eine Terroraktion kann auch im kleinen Rahmen gegen einen selbst gerichtet sein, zumal wenn eine Schuldangst dahinter steckt.

Es gibt eine reale Schuldangst, die nur durch Vergebung und Versöhnung aufgehoben werden kann. Aber es gibt auch eine unrealistische Schuldangst, aus der man sich durch Selbstzerstörung zu befreien sucht. Derjenige straft sich selbst, um der Strafe eines anderen vorzugreifen, doch ein Masochismus, solch eine Selbstquälerei, kann als destruktiver Angriff angesehen werden. Diese Scheinlösung wird von vielen Christen bevorzugt, die sich einem dunklen Schicksal unterwerfen, anstatt sich einem liebenden Vater hinzugeben.

Die vierte Möglichkeit, mit der Angst umzugehen, wäre das Versteckspiel. Hierzu gehören eine Anzahl psychosomatischer Krankheiten. Diese Menschen finden in der Krankheit eine größere Sicherheit als im gesunden Leben.

Es mag sein, daß es dem einen oder anderen durch eine dieser genannten Möglichkeiten gelungen ist, seine Angst weitgehend zu überwinden, aber die Urangst, die ja letztlich mit unserer Sterblichkeit zusammenhängt, wird er durch keine dieser Möglichkeiten besiegen.

Wer in Angst lebt, der sucht nach Sicherheit, nach Geborgenheit. Hier geht es nicht um eine technische Frage, sondern um die existentielle Frage unseres Menschseins überhaupt. Und auf diese Frage weiß ich allein von der Bibel her eine Antwort.

Unsere Lebensgestaltung basiert auf vielen kleinen und großen Ent-

scheidungen, die bewußt – oder manchmal auch unbewußt – in den verschiedenen Lebenssituationen getroffen werden. Auch im Hinblick auf die Angst geht es um eine bewußte Entscheidung. Ich entscheide mich dafür, mein Leben (um das ich Angst habe) Gott anzuvertrauen, d. h. ich gebe mich ihm hin. Solch eine Hingabe ist keine kalkulierte Leistung, die ich Gott vorhalte, auch keine bittere oder enttäuschte Unterwerfung, bei der ich als der Unterlegene kapituliere, bei einer echten Hingabe verschwende ich mich selbst an Gott. Solch eine Hingabe kann letztlich nur in Grenzsituationen unseres Lebens vollzogen werden. Aber gerade in solchen Grenzsituationen lernen wir Jesus kennen, werden wir mit ihm vertraut. Und in dem Maße, wie unser Vertrauen wächst, weicht die Angst. Je mehr wir uns von ihm geliebt und in ihm geborgen wissen, desto mehr wird die Angst ihre zerstörerische Kraft verlieren. Und ich glaube, das hat auch Johannes gemeint, als er schrieb: »Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus« (1. Joh. 4, 18). Jetzt gilt mein Streben nicht mehr der Frage, wie ich mit meiner Angst fertig werde, sondern wie Jesus noch mehr in meinem Leben Gestalt annehmen kann, wie ich noch mehr mit ihm eins werden kann. Die Angst gehört zu unserem Leben, solange wir in der Welt sind, aber es gilt, daß wir den Zuspruch Jesu vernehmen: »Seid getrost, ich habe die Welt überwunden . . .!«

ERWIN REBEL

## Abhängigkeit und Freiheit in der Diakonie

Die wichtigste und grundlegende Abhängigkeit der Diakonie besteht gegenüber ihrem Herrn. Sie ist eine totale und unabdingbare, sie ist Voraussetzung für die rechte Erfüllung ihres Auftrags, sie nur garantiert die Einheit von Wollen und Vollzug, also von göttlichem Wollen und dem Vollzug durch uns, durch jeden einzelnen von uns als Glied, nicht als Funktionär.

Neben dieser grundlegenden und umfassenden Beziehung zwischen dem Herrn der Diakonie und den in seinem Dienste Stehenden können jedoch nachrangige Abhängigkeiten wirksam sein. Sie sind geeignet, Wert und Inhalt des diakonischen Dienstes zu mindern oder gar zu verfälschen. Drei gefährdende Abhängigkeiten sollen erwähnt werden:

a) Die Abhängigkeit der Träger der Diakonie vom Staat und anderen öffentlichen Geldgebern.

Konsequent Denkende sagen, daß man von der öffentlichen Hand keinen Pfennig nehmen solle, um seine Freiheit nicht zu verkaufen. Eine solche kompromißlose Haltung muß in unserer Zeit allseitiger Kompromißbereitschaft besonders sorgfältig bedacht werden, vor allem, wenn man sich auf die Eindeutigkeit unseres Glaubens beruft. Folgende Überlegungen sollten uns beschäftigen:

1. Staat und Öffentlichkeit sind unser aller Sache. Wenn uns die Schrift auffordert, der Stadt Bestes zu suchen, so bezieht sich diese Weisung auch auf das Verhältnis des einzelnen und der Gemeinde Jesu Christi zu diesen vorgegebenen Institutionen von Staat und Kommunen im säkularen Bereich.

2. Wenn Bund und Länder in ihren Verfassungen die Freiheit der freien Wohlfahrtspflege, also auch der Diakonie, ausdrücklich garantieren, so heißt es, der »Stadt, des Staates Bestes« zu suchen, wenn wir uns gegen eine Gefährdung oder gar Verletzung dieses Grundsatzes wehren, und zwar im Blick auf den Auftrag der Diakonie, wie auch im wohlverstandenen eigenen Interesse des Staates selbst. Hier sind entschiedene Argumente und kompromißlose Stellungnahmen nötig. Man würde schuldig werden, wenn man dieses Recht im säkularen Bereich nicht verteidigen würde.

3. Wenn und soweit die Diakonie der öffentlichen Hand anerkannte Aufgaben im Sozialbereich abnimmt, ist es ihr gutes Recht, angemessene finanzielle Gegenleistungen zu erwarten, umso mehr, als Bund und Länder die Priorität der freien Wohlfahrtspflege und auch das Recht des Hilfsbedürftigen, unter den angebotenen Hilfen zu wählen, ausdrücklich anerkannt haben, und dies auch von den höchsten Gerichten bestätigt ist.

Die Strategie der öffentlichen Wohlfahrtspflege mit ihren oft flächen-deckenden Vorstellungen ist kritisch zu beobachten, wobei nach unserer Überzeugung die rein organisatorische Abdeckung von Gebietsflächen nicht von vornherein auftretende Schwerpunkte berücksichtigen kann. Wenn sich die Diakonie hier mit engagiert, so muß trotzdem ihre Freiheit zu spontanem und schwerpunktmäßigem Handeln gewährleistet sein.

Wenn und soweit der Partner im öffentlichen Bereich von der Diakonie Zugeständnisse hinsichtlich der Art und Weise der Leistungen der

Nächstenliebe fordern und erwarten würde, die unser Verständnis von unserem Auftrag nicht zuläßt, oder wenn Mitspracherecht gefordert würden, die den Raum der Eigenverantwortung einengen könnten, wären wir unter Umständen zu entsprechenden Entscheidungen, nach Ausschöpfung aller Verständigungsmöglichkeiten, gerufen.

Die Leistungen der öffentlichen Partner dürfen also nicht zu goldenen Zügeln werden, können jedoch in einer vernünftigen Partnerschaft dazu dienen, daß die Diakonie in den etablierten Bereichen der Sozialarbeit Ersatz ihrer Kosten erhält und mit den Mitteln ihrer Freunde und Spender in die Lage versetzt wird, dort spontan zu helfen, wo öffentliche Hilfen nicht so rasch oder nicht so umfassend möglich sind, und insbesondere Mittel dafür einzusetzen, den diakonischen Auftrag im Bereich der Verkündigung noch besser wahrzunehmen.

b) Das zweite Anliegen betrifft die hauptberuflichen Mitarbeiter der Diakonie.

Eine gewisse Abhängigkeit von Wissenschaft und Ausbildungsnachweis ist im Bereich der freien Wohlfahrtspflege immer wieder festzustellen. Dabei ist durchaus einzusehen, daß der Dienst in der Diakonie – in seiner Vielfalt und Schwierigkeit – der Orientierung an den wissenschaftlichen Erkenntnissen und der entsprechend ausgebildeten Mitarbeiter, in manchen Fällen also der Experten, bedarf. Hier wird aber manchmal der diakonische Auftrag von dem Expertenbewußtsein und der Abhängigkeit von Wissenschaft und Ausbildungsnachweis so stark in den Hintergrund gedrängt, daß für die Verwirklichung des Liebesgebotes und des missionarischen Auftrags nichts oder nicht mehr viel übrig bleibt.

Die Diakonie braucht bestens ausgebildete Mitarbeiter, die jedoch den Auftrag ihres Herrn, sein Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen, über die Wertung ihrer wissenschaftlichen und ausbildungsmäßigen Potenz stellen. Es bedarf viel Weisheit, dieses Anliegen in rechter Weise in der Mitarbeiterschaft zu verwirklichen. Es bedarf auch von seiten des Mitarbeiters der laufenden Bereitschaft, sich immer neu an den Weisungen des Wortes Gottes zu orientieren und sich an 1. Korinther 13 zu erinnern, daß aller Einsatz, auch der brennendste, fruchtlos im Sinne des Reiches Gottes ist, wenn er nicht in der Liebe geschieht.

Wir sprachen bisher von Abhängigkeiten, Einflüssen, Einwirkungen und Trends, die im Bereich der Diakonie wirksam sind. Dazu noch ein kurzes, zusätzliches Wort über die Freiheit, die für die Diakonie uner-

läßlich ist. Sie muß neben der ausschließlichen Abhängigkeit von ihrem Herrn frei sein zum Dienst, frei auch für Experimente, frei in Methoden, und diese Freiheit in der Gemeinschaft derer, die mitglauben und mithelfen, praktizieren. Zu dieser Freiheit gehört auch die, sich mit den Fröhlichen zu freuen und mit den Weinenden zu weinen. Wir verstehen uns oft falsch als zu ernste Christen und vergessen, daß auch eine heitere Miene und ein fröhliches Wort Therapie, Hilfe, Heilung bedeuten können. Lassen wir uns doch immer wieder aufs neue von den Psalmisten und von den Aposteln aufrufen zu fröhlichem Dienen in froher Gemeinschaft und mit gemeinsamem Ziel!

## In der modernen Arbeitswelt

HEINER DIGEL

### Begrüßungsgedicht

O laß halta, so viel Menscha,  
a Meer von Möckel, dicht an dicht,  
manch oiner wurd sich näher wenscha  
zom Podium, wo dr Redner spricht.

Doch d' Halle fenf isch schmal ond lang  
de Hendre sieht mr bloß ganz klai,  
mr fiehlt sich grad wia emma Gang,  
manch oiner traut sich schier net rai.

Jetz hoff i bloß, mr hört da Schall  
von meine selberbaute Sätz  
onder dem Dach hier überall,  
s' wär schad om mais ond anders Gschwätz.

Heut hörat'r da ganza Dag  
wia's Chrischtsai mit am Schaffa baddet,  
ond henderher isch, wenn i's sag,  
au s' mitanander schwätza gschattted.

Mr sengt mit de Posauna Lieder  
ond hört no zwischanai an Chor,  
na veschpirt mr ond kommt au wieder  
ond spitzt em zwoita Tail sai Ohr.

Am Schluß gaht's no ens Rosatal,  
da isch meh Platz ond d' Luft isch guat,  
s' wurd predigt on mr sengt Choral,  
was moinat'r, wia laut des duat.

Damit dia Fremde, dia heut hier  
au gnuag von dem Gedicht verstehn,  
wird's übersetzt, ond zwar von mir,  
daß dia net glei zom Saal nausgehn.

---

Haltet ein, so viele Leute,  
Haupt an Haupt, oh welch ein Glanz,  
mancher leidet leider heute  
unter großer Hördistanz.

Diese Halle hier ist scheußlich,  
hinten scheint mir alles klein,  
vorerst fühlt sich keiner häuslich,  
doch das wird bald besser sein.

Hoffentlich kommt von dem Schalle,  
der aus diesen Kästen rauscht,  
im entfernten Teil der Halle  
etwas an bei dem, der lauscht.

Christ und Arbeit harmonieren,  
heißt es heut in diesem Haus,  
gruppenweise diskutieren  
sie dann diese These aus.

Mal singen wir und mal ein Chor  
neue und altbekannte Lieder,

dann holt man seine Stullen vor  
und kommt zum zweiten Teile wieder.

Am Schluß begibt man sich ins Grüne,  
dort gibt es Platz und frische Luft,  
die Wiese wird dann zur Tribüne,  
Gesang ersetzt den Rosenduft.

Genug davon, gleich geht es weiter,  
ich grüße alle hier im Haus.  
Nach mir spricht der Versammlungsleiter,  
denn mein Gedicht ist hiermit aus.

(frei übersetzt)

HELMUT WENZELMANN

## Unsere Berufswelt zwischen Vergötzung und Verketzerung

### *1. Die Arbeit vor dem Sündenfall*

Nach dem Schöpfungsbericht schuf Gott den Menschen, daß er sein Ebenbild sei (1. Mose 1, 27). Der unvergleichlich hohen Bestimmung entspricht ein einmaliger Auftrag: Gott setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und bewahre (1. Mose 2, 15). Indem der Mensch für die Natur Verantwortung übernimmt, hebt er sich noch weiter von ihr ab.

Verantwortung vor Gott, das heißt doch: Gott Rede und Antwort stehen, aus der Gemeinschaft mit Gott handeln. Das bewahrt den Menschen vor den inneren Gefährdungen durch das Bebauen und Bewahren. Das bewahrt die Natur vor der Ausbeutung durch Willkürherrschaft.

Den Garten zu bebauen und zu bewahren ist ein ehrenvoller Dauerauftrag. Ehrenvoll durch den Schöpfer als Auftraggeber, ehrenvoll aber auch durch das Objekt des Auftrags: Gottes Schöpfung. Arbeitsauftrag, Arbeitskraft und Arbeitsplatz sind anvertraute Gaben.

## 2. Die Arbeit nach dem Sündenfall

Im Sündenfall rebelliert der Mensch gegen den Schöpfer, er fällt aus der Gemeinschaft mit Gott. Welche Folgen hat das für die Arbeitswelt?

»Verflucht ist der Erdboden um deinetwillen. Mit Kummer sollst du dich darauf ernähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst.« Auf die Frage im Religionsunterricht, was das bedeute, meinte ein Junge: »Wir sollen essen, bis wir schwitzen.«

Aber der Sinn der Stelle ist ungleich tragischer. Sie meint den nun beginnenden Kampf ums Dasein mit all seinen Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Mißerfolgen, den Kampf ums Überleben.

Im Schöpfungsbericht war vom Garten die Rede. Beim Fluch heißt es »Ackerboden«. Der Mensch wird vom Gärtner zum Ackerbauer. Der Mensch hatte die Erde bebauen und bewahren sollen. Nun da das Verhältnis zu Gott gestört ist, dient er nicht mehr Gott-bezogen, er herrscht ich-bezogen – über Mensch und Natur.

Und die Natur wird nicht mehr bebaut und bewahrt, sondern: Rohstoffquellen werden ausgebeutet, die Landschaft wird zersiedelt, die Atmosphäre vergiftet. Die Abfallhaufen der Wegwerfzivilisation türmen sich. Wird die Erde unbewohnbar werden?

Der Mensch sollte der Schöpfung dienen: unter Gott. Er wollte aber herrschen: ohne Gott. Nun wird er zum Sklaven. Die fluchhaften Begleiterscheinungen des Sündenfalls gelten nicht nur für die bäuerliche Welt, die der biblische Berichterstatter im Auge hat, sondern genauso für das Zeitalter der ersten und der zweiten industriellen Revolution. Der Mensch, der dem göttlichen Gesetzgeber den Rücken kehrt, »bedient« die Maschine – welch verräterischer Wortgebrauch.

## 3. Vergötzung der Berufsarbeit

Wessen Wert nicht dadurch gesetzt ist, daß Gott ihn bei seinem Namen gerufen hat und ihn liebt, der braucht eine andere Begründung und Bestätigung seiner selbst. Er braucht Erfolge. Er lebt von der Anerkennung anderer. Er muß sich und anderen ständig beweisen, daß er ein Kerl ist und etwas zuwege bringt. Er stöhnt unter der Arbeit und kann ohne ihre Fülle, ihre Überfülle doch nicht leben. Sein Leben verfällt einer gottlosen Hektik. Er hat keinen Feierabend und keinen Feiertag. In der Todesanzeige mag es dann nur allzu richtig heißen: Arbeit war sein ganzes Leben.

Der Mensch ohne Gott kann nicht vertrauen. Er braucht Sicherheit. Er

kann nicht genug bekommen. Erst wenn er so viel hat wie der reiche Kornbauer, sagt er: »Nun iß und trink, liebe Seele, jetzt kann dir nichts mehr passieren.« Einen Grund, dankbar zu sein, hat der arme Tropf nie gekannt. Wie aber lautet Gottes Urteil? »Du Narr, heute nacht wird man deine Seele von dir nehmen. Und wes wird's sein, das du bereitet hast?« Man: Das bedeutet im keuschen biblischen Sprachgebrauch: Gott selbst. Der Heilige zerschlägt unsere gottlosen Sicherungen, damit ein Fragen nach dem Bleibenden, dem Wertbeständigen, nach ihm selbst in uns aufbreche. Denn, so sagt Martin Buber, »Erfolg ist keiner der Namen Gottes.«

Nach der Bergpredigt sind die Sorge und der Versuch, ihrer Herr zu werden, indem man sich möglichst viele materielle Quellen erschließt, charakteristisch für die Heiden. Dabei gibt es zwei Arten von Sorge: die Sorge derer, die nichts haben, aber es zu etwas bringen möchten, und die Sorge derer, die etwas haben, es aber zu verlieren fürchten. Den Söhnen Gottes dagegen wird geboten, den engen Horizont der Sorge durch den Horizont des Reiches Gottes zu überwinden.

#### *4. Ein speziell protestantisches Mißverständnis der Berufsarbeit*

Im Neuen Testament bezieht sich das Wort »Berufung« immer auf die Bestimmung des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott in Jesus Christus. Jeder Christ hat sich als Berufener zu bewähren: im Handwerk und auf dem Acker, in der Ratssitzung und als Söldner, in Ehe und Kindererziehung. Bald schlich sich aber die Gefahr ein, daß der Beruf die Berufung überfremdete. Wenn die katholische Kirche die Berufung auf den geistlichen Stand verengt hatte, so verengten sie viele Protestanten auf die Berufsausübung des sogenannten Laien. An die Stelle der Frömmigkeitsleistung des Mittelalters trat die Arbeitsleistung der Neuzeit. Wiederum sollte etwas der Rechtfertigung vor Gott dienen, was doch nur ihre Folge, nämlich »Frucht des Glaubens«, sein konnte.

In der Zeit der Aufklärung wurde die Pflichterfüllung vollends zum Gottesdienst hochstilisiert. Das Kantische Pflichtdenken ist ohne seinen christlichen Ursprung unvorstellbar. Vom preußischen Beamten sagte man, daß er mit seinem dienstlichen Bleistift nicht einmal einen Vermerk in sein privates Notizbuch mache. Doch ist glaubenslose Treue im Kleinen ein schlechter Ersatz für neutestamentliches Leben aus Gott. So sackte das Pflichtdenken bis zur Landserformel »Befehl ist Befehl« ab. Als Schreibtischmörder Eichmann wegen seiner Handlangerdienste bei millionenfachem Judenmord in Jerusalem der Prozeß gemacht wurde, berief er sich auf den unbedingten Gehorsam, zu dem er erzogen worden sei.

## 5. Der Götze Arbeit in der Götterdämmerung

So oft wir die Arbeit zum höchsten Wert erheben, wird sie in einer Götterdämmerung vom Thron gestoßen werden.

Leben wir Deutsche – so konnte man wenigstens fragen –, um zu arbeiten, oder arbeiten wir, um zu leben? Ein Forscher in Südamerika wollte sich einige Kisten anfertigen lassen, um sein Forschungsgut nach Hause transportieren zu können. Er fragte einen Schreiner nach dem Preis für eine Kiste. Dann wollte er den Preis für fünf Kisten wissen – in der Annahme, daß die Serienfertigung den Preis senke. Zu seiner Verwunderung nannte der Schreiner einen höheren Preis. Danach gefragt, antwortete er: »Eine Kiste genügt mir für den Lebensunterhalt. Wenn ich aber fünf Kisten fertigen soll, müssen Sie für jede Kiste mehr zahlen.«

Es ernüchert uns zu sehen, wie der Arbeitserfolg vergeht. Schleichende oder galoppierende Inflation entwerten Sparguthaben. Enteignung und Vertreibung machen arme Leute.

Eine besondere Gefährdung für die Freude an der Arbeit stellt die zunehmende Arbeitsteilung dar. Früher blieb trotz der Spezialisierung die Schaffung eines Ganzen durch den gleichen Arbeiter erhalten. Moderne Arbeitsteilung aber ergibt Einzelteile, von denen der Arbeiter oft nicht weiß, wozu sie dienen.

Unabhängig von der Wirtschaftsform wird in Ost und West die Arbeit weiter mechanisiert und rationalisiert, die Tätigkeit dadurch einförmiger und anonymer. Ferngesteuerte Computerproduktion löst die menschliche Fließbandarbeit ab. Der Arbeitsprozeß verlangt weniger Körperkraft, dafür mehr Konzentration. Per Saldo ist die Belastung mindestens dieselbe.

Diese Entwicklung erscheint unausweichlich. Wo bei Luther der Begriff »Beruf« steht, spricht der Philosoph Heidegger von »Geworfenheit«. Anscheinend sind nur zähes Ausharren oder bittere Resignation möglich.

Wer in der Arbeit seine Erfüllung sieht, gerät spätestens beim Schwund der Arbeitskraft in eine Krise. Wir kennen die Lebensabendprobleme vieler Rentner. Sie wissen sich aus der Glaubensgemeinschaft der Leistenden entlassen. Im Bereich des Privatkapitalismus wird der alte Mensch leichter erwerbslos. Die staatskapitalistische DDR erleichtert nur Rentnern im Gegensatz zu jugendlichen Arbeitskräften einen Besuch in der Bundesrepublik. Das gleiche materialistische Menschenverständnis steckt hinter der höheren Ausreisepremie, die die Sowjetunion von ausreisewilligen jüdischen Akademikern fordert.

## 6. Die Verketzerung der Berufsarbeit

Oft genug wechselt sie im Pendelschlag mit der Vergötzung. Die Arbeit, zu der man keine persönliche Beziehung hat, wird zum Job, der das nötige Kleingeld, die »Kröten«, einbringt.

Die Generation der Väter hat in der Nachkriegszeit das deutsche Wirtschaftswunder geschaffen. An den Söhnen kommt heraus, daß man wenig genug nach dem Vorzeichen des Ganzen gefragt hat. Sie ahnen, daß Leben mehr als Arbeit ist. Sie sind vom Selbstzweck der leistungsorientierten Welt nicht überzeugt. Sie wollen sich nicht mehr unter – wie sie meinen – eher maschinen- als menschengerechten Bedingungen verbrauchen lassen. Verdienst, Organisation, Position – je steiler die Kurve aufwärts verläuft, um so weniger öffnet sie oft den Blick für soziale Ungerechtigkeiten, besonders für das Unrecht, das der Dritten Welt geschieht.

Ein Gemisch von Motiven führt dazu, daß junge Leute sich voller Abscheu von der angeblichen Leistungsgesellschaft abwenden. »Alle fordern etwas von mir. Man muß ständig etwas tun. Wo bleibt meine Selbstbestimmung? Wer hat eigentlich etwas von mir zu fordern?« So lassen sie sich lautstark in einer Zeit vernehmen, die eine kürzere Arbeitswoche als jede andere Generation vor uns kennt. Arbeit und Engagement sind verpönt, Leistung wird madig gemacht, Gewissenhaftigkeit und Ausdauer gehören zu den Reizworten.

Oft genug führen Heranwachsende ein gespaltenes Leben. Die Arbeit ist ihnen notwendiges Übel. Den eigentlichen Lebensraum, den erhofften Ort der Menschlichkeit, stellt die Freizeitwelt dar. Dabei geraten sie allerdings meist nur in einen anderen Leistungszwang, nämlich in puncto Vergnügen und Sexualität. Das Elend der Entfremdung bleibt, denn es ist tiefer gegründet als in wirtschaftlichen Zwängen.

Andere junge Leute ziehen noch weiterreichende Konsequenzen. Sie steigen ganz aus der »Welt der Fachidioten und Funktionäre«, aus Elternhaus, Arbeitswelt und Konsumwelt aus. Möglichst verwaschene und ausgefranste Blue Jeans werden zu negativen Statussymbolen. Mit strähnigem Haar und struppigem Bart demonstrieren Außenseiter die »große Verweigerung«, die ihre Ideologien ihnen eingebleut haben – die große Verweigerung, die nur zu Lasten anderer möglich ist. Wer Ausgeflippte verrotten sieht, ahnt, daß die Arbeit nach Gottes gnädigem Willen zu den Erhaltungsordnungen einer gefallenen Welt gehört. Dennoch könnte die Konsumverachtung der Jungen uns etwas zu sagen haben, so unappetitlich die Kritiker sich auch gebärden. Lassen wir uns von ihnen hinterfragen. Wer steuert uns denn? Welche Leitbilder haben

wir? Können sie angesichts möglicher Katastrophen bestehen, erst recht angesichts des Todes und der Ewigkeit?

Wofür leben wir? Könnten die aus der Gesellschaft Ausgestiegenen bis hin zu den Terroristen nicht zu den Bußpredigern unserer Zeit gehören? Der Gedanke wird nicht von der Hand zu weisen sein, wenn man bedenkt, aus wieviel gutbürgerlichen, gutsituierten Elternhäusern, wie man früher sagte, viele Angehörige dieser Randgruppen kommen. Auf einem anderen Blatt steht, daß wir uns ihrer mit allen Mitteln erwehren müssen. Aber eben mit allen Mitteln: Dazu gehört auch die Einsicht in Versäumnisse.

### *7. Die Wertung der Arbeit durch die Bibel*

In der biblischen Umwelt war die Handarbeit verachtet. Banause hieß bei den Griechen ein Mann, der von seiner Hände Arbeit lebte. In Homers Ilias nennt Agamemnon, der Heerführer der Griechen, die Arbeit ein »lastendes Weh«, das Zeus bei der Geburt verhängt habe. Die Arbeit verrichteten meist Unfreie, Sklaven. Sie waren rechtlich nicht Person, sondern Sache, über die ihr Eigentümer nach Belieben verfügen konnte. Die Oberschicht führte ein freies und arbeitsloses Herrendasein. In diese Welt fällt nun wie eine Bombe das Evangelium, die Botschaft des Gottes, der seinen Sohn sandte, daß allen Menschen geholfen werde – allen, ohne Rücksicht auf ihren sozialen Stand. Und die Botschaft wird angenommen und verwandelt zeichenhaft Menschen und Beziehungen.

Jesus war der Sohn eines Zimmermanns und wohl selbst im Handwerk seines Vaters aufgewachsen. Mehrere seiner Jünger, die den Erdkreis erregen sollten, wie die Ankläger in Ephesus formulierten, hatten den Beruf eines Fischers ausgeübt. Paulus, der Völkerapostel, verdiente sein Brot als Zeltmacher (1. Kor. 9, 14 ff.).

Die Bibel nennt einige Gesichtspunkte zur Arbeit, die wir beachten müssen. Für den Christen bekommt jedwede Tätigkeit ewigkeitliche Bedeutung: »Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen« (Kol. 3, 23). »Das Werk eines Beethoven und die Arbeit einer Putzfrau werden zu genau den gleichen Bedingungen geistlich, nämlich wenn sie Gott dargeboten und demütig ›für den Herrn‹ getan werden« (C. S. Lewis). Im Epheser-Brief (6, 5) fordert Paulus die Sklaven auf, ihren Herrn – wörtlich – »als dem Herrn Christus« gehorsam zu sein. Damit spricht er ihnen eine heimliche Würde zu, die der schlichsten Beschäftigung einmaligen Glanz verleiht. Wo diese Würde fehlt, fallen wir in die Überheblichkeit heidnischen Denkens zurück.

Noch einige nüchtern-praktische Gedanken des Neuen Testaments zu unserem Thema:

Die »Unordentlichen« werden ermahnt, »mit stillem Wesen zu arbeiten und ihr eigenes Brot zu essen« (2. Thess. 3, 12). Schmarotzer wandeln nicht des Herrn der Gemeinde würdig. Im Gegenteil: »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen« (2. Thess. 3, 10). Damals wie heute bestand der entscheidende Beitrag der christlichen Gemeinde für die Gesellschaft darin, daß Menschen von neuem geboren werden und dann ein neues Leben führen. »Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe, zu geben den Bedürftigen« (Eph. 4, 28). Heutzutage fehlt es nicht an Ratschlägen von Weltverbesserern und Paradiesträumern, es fehlt aber an neuen Menschen, die ohne Illusion und Resignation das tun, was die anderen oft nur fordern. Wo neue Menschen am Werk sind, können die Heiden, auch die modernen Heiden, nach einem Wort des ersten Petrusbriefes gute Werke sehen und Gott zu preisen lernen (2, 12). Mit ihrem Lebenszeugnis fröhlichen Zupackens und unbesorgten Loslassens verbreiten die Christen in einer gefallenen Welt ansteckende Gesundheit. Ihre Berufsarbeit gewinnt auch ohne Worte eine missionarische Dimension.

### *8. Das Verhältnis von Arbeit und Ruhe*

Es fällt auf, daß die Bibel häufiger vom Sabbat redet als von der Arbeit. Der Sabbat ist – negativ verstanden – Arbeitsverbot, auch für die ganze Hausgemeinschaft und das Vieh, positiv gesehen aber Bereitsein für Gott. Das Sabbatgebot ermöglicht menschenwürdiges Leben. Es weist darauf hin, daß der Mensch für Gott lebt und nicht für die Arbeit. Für Gott leben schließt die Arbeit ein, macht sie aber nicht zum Letztwert. Gott ist der Herr der Arbeit und der Ruhe.

Nun zur praktischen Tagesarbeit. Erich Kästner sagt: Arbeit läßt sich schlecht vermeiden, doch wer schuftet, ist ein Schuft.

Aber wie läßt sich das vermeiden? Mach mal Pause, eine Atempause der Seele! Thielicke empfiehlt, mitten in der Hast des Tages für einige Augenblicke stille zu werden und zu beten: »Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist. Wie es war von Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.« Das Glockenläuten der Ewigkeit wird uns Abstand gewinnen helfen, wenn wir zu rotieren begonnen haben und die Arbeit Gefahr läuft, unfruchtbar zu werden und zudem durch Streß unsere Gesundheit zu zerstören. Ohne Ewigkeit

entgleitet uns auch die Zeit. Luther betete bekanntlich länger, wenn er mehr zu arbeiten hatte.

Der Herr der Arbeitswelt ist zugleich Herr des ganzen Lebens – nur im Hören auf ihn können wir Arbeit und Ruhe in den richtigen Rhythmus bringen. Damit muß die Kunst des Loslassens verbunden sein. Loslassenkönnen gibt Gelassenheit. Wenn wir alle wüßten, es rechtzeitig gewußt hätten, daß unser himmlischer Vater wacht, auch wenn wir schlafen gehen, brauchten wir weniger Schlafmittel, gäbe es weniger Herzinfarkte. Streß ist Tätigkeit ohne Abstand, ohne Stille.

Bei einem Christen sollten die Worte Muße und Liebhaberei nicht kleingeschrieben werden. Eine lebendige Gemeinde bietet zahlreiche Möglichkeiten, fremdbestimmte Tagesarbeit durch eigenbestimmte Freizeitarbeit zu ergänzen, und zwar nicht nur, wie es im Wort Hobby liegt, im Blick auf sich selbst, sondern – in gemeinsamer Lebensgestaltung, in christlicher Lebensgemeinschaft – auch zur Freude anderer. Dabei könnten arbeitslose Brüder und Schwestern mustergültig einbezogen werden. Brüderlich teilen, auch die Arbeit, das sollte, wenn unsere Gesellschaft es schon nicht fertigbringt, im Raum der christlichen Gemeinde beginnen.

Wie die Arbeit, so kann man auch die Freizeit überfordern. Der Angriff der Vergnügungsindustrie auf längere Freizeit und mehr Urlaub leert den Geldbeutel, ohne das Herz zu füllen. Alt und lebenssatt zu sterben, wie es im Alten Testament mehrmals heißt, ist keine Frage der Quantität, sondern der Qualität. Mehr Lebensqualität gibt es nur beim Herrn des Lebens. Dann haben wir das Leben nicht eines Tages satt, aber wir werden reichlich gesättigt »das Zeitliche segnen«, wie man früher überlegen sagen konnte.

### *9. Arbeit im Reich Gottes*

Soweit die Offenbarung des Johannes das Wesen der kommenden Welt andeutet, wird dabei nicht mehr das Wort Arbeit mit dem Beigeschmack der Mühsal und anderen Zügen, die vom Sündenfall herrühren, verwandt. Nur rückwärts gerichtet heißt es noch von denen, die im Herrn gestorben sind, daß sie von solcher Arbeit ruhen werden (14, 13). Stattdessen ist vom Dienst die Rede, zu dem die Heiligen berufen sind: »Seine Knechte werden ihm dienen und sehen sein Angesicht, und sein Name wird an ihren Stirnen sein« (22, 3. 4; 7, 15). Dienst ist Arbeit ohne Sünde und Sündenfolge, ohne Widerstand bei uns und anderen, ohne Leerlauf und Vergehen. Dienst ist Ruh'n und Tun in höchster Vollendung.

Christen sind jetzt schon mit Bürgerrecht in der neuen Welt Gottes ausgestattet. An dem, was werden soll und was Gott ohne ihr Verdienst herbeiführen wird, nehmen sie Maß für ihre Pläne und ihr Handeln. Sie freuen sich auf den lieben Jüngsten Tag, der nicht nur sie persönlich verwandeln, sondern auch die Verhältnisse erneuern wird. Dabei bleiben sie der Erde treu und sollten – wie Martin Luther –, wenn morgen Christus wiederkäme, noch heute ein Apfelbäumchen pflanzen und ihre Schulden bezahlen.

DR. SIEGFRIED BUCHHOLZ

## Passen Christen in die Arbeitswelt von heute?

*Der Referent stellte zuerst die Arbeitswelt von heute dar. Er zeigte die Strukturkrise der Wirtschaft, die in offenkundigen Schäden der Gesellschaft ihre Wurzel hat. Daran schloß er die Frage an, welche Hauptaufgaben Christen in dieser Arbeitswelt von heute haben?*

### *I. Maßstäbe zu setzen – in einer Welt der Maßstabslosigkeit.*

Wir brauchen z. B. dringend neue Maßstäbe für unser Verhältnis zu Arbeit und zu Besitz.

Was sagt uns eigentlich die Bibel über Wirtschaftsordnung, insbesondere über unser Verhältnis zur Arbeit und über unser Verhältnis zu Besitz oder zur Verteilung von Gütern?

Gleich am Anfang des AT finden wir bestimmte Grundbegriffe einer Art von Schöpfungs-Ethik, aus der wir durchaus bestimmte Grundbegriffe einer Wirtschaftsordnung herauslesen können.

Alles Handeln und Reden Gottes mit dem Menschen beginnt mit der Tatsache, daß der Mensch selbst kein biologisches Zufallsprodukt unseres Planeten ist, sondern eine Schöpfung Gottes. Weil Gott ihn geschaffen hat, deshalb hat er ein Recht auf den Menschen, kann er ihn zur Verantwortung ziehen, kann ihm Maßstäbe setzen, kann ihn entweder verwerfen oder erretten. Wir müssen gerade diese Grundwahrheit ganz festhalten. In 1. Mose 1 und 2 wird dann beschrieben, wie Gott dem Menschen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht überträgt über die Natur, d. h. über seine andere Schöpfung zu herrschen und sie in Ordnung zu halten – für ihn, in seinem Auftrag! Der Aspekt der Haushalterschaft kommt hinein.

Ich bin dessen ganz gewiß, daß in unserer Geschäfts- und Wirtschaftswelt von heute, in unserer ganzen Berufswelt, die Christen dazu aufgefordert sind, die ursprünglich von Gott gesetzten Maßstäbe für Arbeit wieder ganz klar in unser Denken und Handeln hineinzubringen.

Ich kann z. B. als Christ nicht unterschreiben, daß wir uns weiterhin den hohen Wohlstand eines Teiles unseres Volkes z. T. dadurch erkaufen, daß wir den anderen Teil unseres Volkes arbeitslos herumlaufen lassen. Das ist nicht nur brisanter gesellschaftspolitischer Zündstoff – das ist auch unbiblich, weil nicht dem Schöpfungsauftrag Gottes entsprechend.

Nach der Darstellung der Bibel soll unsere Arbeit auch sinnvoll und zweckvoll sein – wenn wir nach Gottes Ebenbild geschaffen sind und Haushalter über seine Schöpfung sein sollen.

1. Ich arbeite z. B. nicht, um möglichst viel Geld zu verdienen oder um meine Rechnungen bezahlen zu können. Ich arbeite, weil es dem Willen und dem Auftrage meines Schöpfers entspricht.

2. Ich arbeite auch nicht zähneknirschend, weil mir nichts anderes übrigbleibt, ich arbeite von ganzem Herzen: Es ist Gottes Wille, daß ich alle Gaben und Talente, die er mir mitgegeben hat, auch voll einsetze.

Unsere moderne Arbeitswelt ist ja anscheinend mehr daran interessiert, Streß abzubauen, als die Qualität von Arbeit heraufzusetzen. Auch das kann ich nicht unterschreiben.

3. Ich gehe allerdings auch nicht auf in meiner Arbeit, so, daß ich meine Frau praktisch zur Witwe mache und meine Kinder praktisch zu Halbweisen werden.

4. Gerade Christen sollten sich selbst einen hohen Standard setzen hinsichtlich der Qualität ihrer Arbeit. Auch das hat etwas mit Haushalterchaft und anvertrauten Gaben zu tun.

Ähnlich fundamentale Aussagen macht die Bibel über Besitz und Wohlstand:

1. Gott der Schöpfer versorgt seine Geschöpfe – und jeder soll teilhaben. Viele Textstellen in den ersten 5 Büchern Mose weisen darauf hin, Jesus selbst nimmt dieses Thema in der Bergpredigt in Matthäus 6 auf, in dem er auf die Ernährung der Vögel und auf die Kleidung der Lilien hinweist.

2. In der Bibel wird Besitz nie verdammt, lediglich die Liebe zum Besitz wird verurteilt. Die Bibel kümmert sich auch nicht um die Menge von Besitz oder um die Höhe eines Sparkontos – sie kümmert sich jedoch sehr um die angewendeten Methoden

- wie ich zu Geld komme
- wie ich es gebrauche bzw. ausbe und
- wie sehr mein Denken darum kreist.

3. Dann wird in der Bibel noch klar herausgestellt, daß Besitz nicht gleich unbeschränktes Verfügungsrecht ist; hier kommt der Aspekt der Haushalterschaft hinein! . . . Und der des Teilens und Abgebens!

Die Frage sollte nicht lauten: Kann ich mir das leisten? Sondern: Brauche ich das wirklich?

Das Zeugnis der Christen in unserer heutigen Welt wäre viel überzeugender, wenn sie öffentlich vorzeigen könnten, daß sie sich selbst Beschränkungen auferlegen beim Ausgeben dessen, was sie eingenommen haben.

Wenn sie öffentlich vorzeigen könnten, daß ihr Gott ihnen neue Maßstäbe gegeben hat, einen neuen Lebensstandard, ein ganzes und freudiges »Ja« zur Genügsamkeit, zum einfachen Leben.

Wir könnten hier noch von vielen anderen Maßstäben reden, die Christen in die Wirtschaft hineinbringen müssen: Von den Maßstäben der Ehrlichkeit, des Vertrauens, der Selbstdisziplin, der unbedingten Wahrheit (mündlich und schriftlich) u. v. a.

## *II. Hoffnung hineinbringen – in eine Welt der Hoffnungslosigkeit*

Die Christen in dieser Welt wagen das Wort Hoffnung ja nur in den Mund zu nehmen, weil es in Vergangenheit und Zukunft zwei Ereignisse gegeben hat und geben wird:

- weil Jesus Christus von den Toten auferstanden ist
- und weil er wiederkommt, um alles neu zu machen.

Deshalb, und nur deshalb hoffen die Christen! Und diese Hoffnung läßt die Christen die Zukunft anders sehen als andere Menschen, die Christus nicht kennen.

Deshalb müssen die Christen auch anders leben, anders planen, anders handeln. Und es ist die gottgewollte Aufgabe der Christen, diese ihre

Hoffnung hineinzutragen in diese Welt, auch in die Welt der Arbeit, auf vielerlei Weise:

1. Der Gott der Bibel erwartet z. B. von seinen Leuten, daß sie aktiv handeln, daß sie sich engagieren – und daß sie nicht zu denen gehören, die in Resignation und Pessimismus verfallen. In unserer Welt sind viele dabei, aufzugeben. Entweder sie geben die Hoffnung auf und resignieren, oder sie geben die Welt auf und suchen nur noch ihr privates Glück. Beides will Gott nicht.

2. Christen könnten andere wieder zur Dankbarkeit befreien und zur Einsicht, daß es uns in der Bundesrepublik Deutschland z. B. sehr gut geht, sogar so gut wie nie zuvor. Unsere europäischen Nachbarn z. B. nehmen uns unseren Pessimismus und unser Selbstmitleid nicht ab. Deutschland leistet sich z. Zt. den höchsten Wohlstand seiner Geschichte; es hat so ziemlich das höchste Lohn- und Gehaltsniveau der Welt, die deutschen Bundesbürger haben das größte Sparguthaben angesammelt, das es irgendwo gibt: Ende 1977 waren es über 1 100 Milliarden DM oder 1,1 Billionen. Wir haben trotz aller wirtschaftlicher Schwierigkeiten und trotz aller Inflation nur mit Ausnahme des Jahres 1976 in jedem Jahr einen Kaufkraft-Zuwachs erlebt, unsere positive Handelsbilanz ist immer noch Spitzenklasse – und trotzdem sind wir im Ausland als die »traurigen Deutschen« bekannt. Sollten wir vielleicht nicht allein aus Dankbarkeit einem gütigen Schicksal gegenüber wieder mal kräftig zupacken und etwas mehr Enthusiasmus zeigen?

3. Christen könnten andere auch befreien zum Loslassen, zur Aufgabe unserer Anspruchsmentalität. Unsere Wirtschaft ist nicht zuletzt deshalb so flügelahm geworden, weil jeder an seinem »Besitzstand« und an seinen Privilegien festhält. – Man kann auch mit weniger Gut leben. Hier könnten gerade die Christen wegweisend sein.

4. Vor allen Dingen könnten Christen dazu beitragen, daß wir uns die idiotische Angewohnheit wieder abgewöhnen, immer nur in den Kategorien von Problemen und Konflikten zu denken und zu reden – und stattdessen mehr von Zielen und von Verheißungen her denken. Indem wir wieder anfangen, Gutes über Gott zu sagen und Gutes über die Menschen, könnten wir anderen wieder einen neuen Grund geben,

- ehrlich zu sein
- dankbar zu sein
- hart zu arbeiten
- sich für andere einzusetzen.

### *III. Horizonte in unserer Welt ausweiten – im Blick auf die Neue Welt, die Gott einst schaffen wird.*

Wo und wie könnten denn die Christen unter uns Grenzgänger der Gesellschaft sein, die neue Türen aufstoßen?

Christen könnten helfen, die Horizonte unserer Welt auszuweiten, indem sie sich mit ganzem Ernst im stetigem Gebet vor Gott von ihm innerlich dazu ausstatten lassen, die bedrängenden Schwierigkeiten unserer Welt neu zu durchdenken und sich bei Lösungsversuchen ernsthaft zu engagieren, sowohl geistig als auch moralisch.

Was mich eigentlich noch am meisten bewegt, ist die Frage, welche Konsequenzen wir Christen aus unserer heutigen Situation ziehen sollten? . . .

Wenn Jesus Menschen in seine Nachfolge rief, stellte er eigentlich in der Regel nur zwei Forderungen:

- die nach unbedingter Ehrlichkeit bei der Einschätzung seiner selbst im Angesicht Gottes
- die nach der Konsequenz des Lebensvollzugs.

Für alles andere sorgte er.

Ich möchte die beiden hauptsächlichen Kriterien der Nachfolge Christi direkt auf unser Thema übertragen, denn unser Beruf ist ja die ständige Kontaktstelle zwischen Welt und Nachfolge Christi.

Man kann als Christ auf die Dauer nur dann bestimmte geistliche Aufgaben in unserer Berufsumwelt übernehmen und wahrnehmen, wenn man vorher ebenso bestimmte geistliche Konsequenzen gezogen hat. Sonst wird einem sehr schnell die geistliche Puste ausgehen! Ich weiß das leider aus eigener Erfahrung.

Ich könnte mir vorstellen, daß alle diejenigen unter uns, die zu Christus gehören, eine oder sogar zwei geistliche Konsequenzen ziehen müssen, um ihre geistlichen Aufgaben als Christ in ihrer Berufswelt ausfüllen zu können. Und ich möchte sie ernsthaft bitten, im Angesicht unseres Herrn Jesus Christus zu prüfen, welche dieser geistlichen Konsequenzen sie ziehen sollten.

#### *I. Vielleicht stehen sie vor der geistlichen Konsequenz, herauszugehen aus dieser Welt*

Mich bedrückt immer wieder zu sehen, wie sehr selbst manche Christen schon das sogenannte Gute Leben, das unsere Wohlstandsgesellschaft anbietet, sich innerlich angeeignet haben. Ich weiß sehr wohl, wie

schwer es ist, gegen den Strom zu schwimmen. Es gibt jedoch so etwas wie eine Grundeinsicht in der Biochemie, die schon sehr alt ist und die besagt: *Sola dosis facit venenum!* Nur die Dosis macht etwas zu einem Gift.

Zwei Teelöffel Zucker zum Kaffee sind süß und ungefährlich. Ein Pfund Zucker zum Kaffee kann bereits Vergiftungserscheinungen hervorrufen!

Auch für das sogenannte Gute Leben gilt der gleiche Satz: *Sola dosis facit venenum!*

Für den reichen Mann, der sich nicht um den armen Lazarus kümmerte, war das Gute Leben Gift: Gift zum Tode.

Für die Menschen zu den Zeiten Noahs, die nur aßen, tranken und heirateten, war das Gute Leben Gift: Gift zum Tode, – durch Ertrinken während der Sintflut.

Vielleicht ist auch für viele von uns das Gute Leben Gift zum Tode. Das sagt uns z. B. Solschenizyn, der erschüttert war, nachdem er Rußland verließ und sah, wie der Westen wirklich lebte. In fast prophetischer Schau sagte er uns schon vor geraumer Zeit: »Die Zeit hat eure Idee der Freiheit ausgehöhlt – sie erschöpft sich im Genuß materieller Freuden – ihr seid nicht mehr zu Opfern fähig, nur noch zu Kompromissen!«

Er beschwört uns einzusehen, daß Freiheit letztlich Selbstbeschränkung ist und fordert uns zur Umkehr von geistiger Zersplitterung zu geistiger Konzentration auf.

Wann werden wir anfangen ernstzumachen mit der Selbstbeschränkung? Mit dem Verzichten auf Luxus und Annehmlichkeiten – um unsere geistlichen Waffen zu schärfen?

## *II. Vielleicht stehen sie aber auch vor der anderen geistlichen Konsequenz, hineinzugehen in diese Welt!*

Eine der umwerfendsten Entdeckungen unserer Zeit ist sicherlich die, wie einflußreich radikale Minderheiten sein können. – Warum gilt das gleiche eigentlich nicht auch für die Christen? Eine Minderheit ist ja schließlich deshalb so einflußreich, weil alles, was sie anderen anträgt, vorher durch sie selbst hindurchgegangen ist und Teil ihres Lebens geworden ist. Genau das will der Herr auch von uns.

Paulus gehörte ja auch zu einer radikalen Minderheit – deshalb hörten ihm sogar die Römer zu. In seinem zweiten Brief an seine Freunde in Korinth beschreibt er sich selbst in einer Situation, die viele unter uns, die Christus nachfolgten in ihrer Berufswelt, nachempfinden können.

Gerade dieses Wort richtet mich immer wieder auf, weil es mich daran erinnert, daß ich nichts bin ohne ihn. Und das immer wieder zu sagen, ist vielleicht eine meiner wichtigsten Aufgaben als Christ in der Welt der Arbeit:

»Ich bin nur ein zerbrechliches Gefäß für einen so kostbaren Inhalt. Man soll ganz deutlich sehen, daß die übermenschliche Kraft von Gott kommt und nicht von mir. Obwohl ich von allen Seiten bedrängt werde, werde ich nicht erdrückt. Obwohl ich so oft nicht weiter weiß, verliere ich nicht den Mut. Ich werde verfolgt, aber Gott verläßt mich nicht. Ich werde niedergeworfen, aber ich komme wieder auf . . . darum verliere ich nie den Mut; mein irdisches Leben geht zugrunde. Aber das Leben, das Gott mir schenkt, erneuert sich jeden Tag. Die Leiden, die ich jetzt ertragen muß, wiegen nicht schwer und gehen vorüber. Sie werden mir eine Herrlichkeit bringen, die alle Vorstellungen übersteigt und kein Ende hat.

Ich baue nicht auf das, was man sieht, sondern auf das, was jetzt noch keiner sehen kann. Denn was wir jetzt sehen, besteht nur eine gewisse Zeit. Das Unsichtbare aber besteht ewig« (2. Kor. 4, 7–9. 16–18).

## In der Verantwortung für Staat und Öffentlichkeit

KURT HENNIG

### Die Herrschaft Gottes und die Herren der Welt

Heute muß man zuerst einmal ganz eindeutig sagen, daß in der Bibel steht: »Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist die von Gott verordnet.« Heute traut man sich ja in der Kirche kaum mehr, diesen Hauptsatz des Wortes Gottes in der Frage der Verantwortung für Staat und Öffentlichkeit laut zu sagen. Statt Staat sagt man ablenkenderweise Gesellschaft, und das Wort Vaterland auszusprechen ist verpönt. Man könnte sonst in den Verdacht kommen, nicht fort-

schrittlich genug zu sein, nicht gesellschafts- und staatskritisch genug zu sein. Und das andere darf man ja auch nur mit einem halben Dutzend Verkläuserungen sagen, nämlich was der Herr Jesus zum Vertreter der Staatsgewalt gesagt hat: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt.« Reich und Herrschaft aber sind im Neuen Testament genau dasselbe Wort. Die Herrschaft Gottes ist nicht von dieser Welt, und in dieser Welt unterstehen die Leute Gottes nach dem Wort ihres Gottes den Herren dieser Welt. Solange wir nicht wieder zu dieser biblisch klaren und heute gewiß oft unpopulären Erkenntnis durchfinden, bleibt alles Reden über die Verantwortung des Christen und der Kirche für Staat und Öffentlichkeit bodenloses Gerede, nämlich eine Rede, der der Boden, der biblische Boden, entzogen ist.

Ist diese Unterordnung unter die Staatsmacht grenzenlos? Gilt sie auch in Südkorea oder in Südafrika oder gar in Sowjetrußland und den anderen sozialistischen Diktaturen? Gilt sie in der Bundesrepublik Deutschland? Antwort: Nach Gottes Wort hat die Unterordnung unter die Staatsmacht erst dort eine Grenze, wo der Staat sich faktisch zum Gott macht, faktisch an die Stelle Gottes zu treten beansprucht.

Über diese Fragen werden wir uns heute Vormittag an Hand der Heiligen Schrift ein paar Gedanken zu machen haben. Wir entfalten die biblischen Linien in vier Hauptsätzen, so gut dies in der drangvollen Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit geht. Hauptsatz eins:

### *1. Die Herrschaft Gottes ist kein System, sondern eine Person*

Noch einmal: Statt Herrschaft Gottes kann man genau so richtig Reich Gottes sagen; es ist exakt dasselbe.

1. Diese Herrschaft Gottes ist immer dort, wo der Herr die Mitte ist. Nirgends wird das plastischer deutlich als in jener berühmten Antwort Jesu auf die Frage seiner um ihn herumstehenden Gegner, wann denn die Herrschaft, das Reich Gottes komme, und wo Jesus zu ihrer Verblüffung antwortet: »Das Reich Gottes kommt nicht so, daß man sagen wird: Siehe, hier! Siehe da! Sondern das Reich Gottes ist mitten unter euch.« Also bitte nicht: »inwendig in euch«; diese Übersetzung gibt Jesu Wort nicht sinnrichtig wieder, sondern: es steht hier in eurer Mitte, ich bin die Mitte, ich bin die Herrschaft Gottes.

Also: Wo Jesus die Mitte ist, wo sich alles um Jesus dreht, da ist die Herrschaft Gottes. Also ist die Herrschaft Gottes kein veränderter Weltzustand und überhaupt kein Zustand und sie ist kein System eines Staates wie zum Beispiel ein parlamentarisch-demokratisches oder ein

sozialistisches oder ein monarchistisches System, sondern sie ist eine Person. Die Herrschaft Gottes hat einen Namen: Jesus Christus.

Was also bei jenem französischen »Sonnenkönig« Ludwig XIV. unerträgliche Überheblichkeit war, wenn er in seiner Gottähnlichkeit sagte: »L'Etat, c'est moi!«, der Staat bin ich, das ist genau richtig, wenn wir es auf Jesus übertragen: Das Reich Gottes, das bin ich! In seiner Person erfahren wir, daß die Herrschaft Gottes in ihm, der die Vollmacht, das wandelnde Wort Gottes in Person ist, Wirklichkeit ist. Wo er spricht, spricht Gott. Wo er herrscht, herrscht Gott. Wo wir in ihm leben, leben wir schon jetzt im Reich Gottes.

2. Der Herr wandelt und steht gewiß nicht mehr so buchstäblich in unserer Mitte wie damals im Kreis jener Pharisäer oder der Jünger einst. Aber wenn er das Wort Gottes in Person ist, dann ist er dennoch in unserer Mitte. Man kann das nicht buchstäblich genug nehmen, daß Jesus in seinem Wort Gegenwart ist. Wo das Evangelium recht und unverbogen gepredigt wird, da ist das Reich Gottes mitten unter uns. Wo wir die Bibel studieren und sie in brüderlichem Gespräch auslegen, da leben wir in der Gottesherrschaft. Wo wir die Losung aus dem Lösungsbüchlein als tägliche eiserne Ration eines Christenmenschen in uns aufnehmen, da ist Gottes Reich. Wo wir als Gäste an seinen Tisch treten und seinen Leib und sein Blut empfangen, da ist der Herr und da ist die Herrschaft Gottes in unserer Mitte. Wo in seinem Namen evangelisiert wird, mit und ohne Zelt, da ist das Reich Gottes Gegenwart.

Alles dreht sich um den Herrn, wenn wir nach der Herrschaft Gottes fragen. Denn die Herrschaft Gottes ist kein System, sondern eine Person: Jesus Christus, der Herr.

Darum heißt Hauptsatz zwei – und über ihn müssen wir etwas ausführlicher sprechen:

## *II. Die Herren der Welt sind keine Souveräne, sondern Auftragnehmer Gottes*

1. Das ist nach biblischer Sicht der Staat: ein Auftragnehmer Gottes. Gott will, daß es den Staat gibt, und Gott will, daß dieser Staat eine Obrigkeit ist und daß dort also regiert wird, so verantwortungsbewußt und so sach- und menschen dienlich wie möglich, aber regiert. »Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott.« Punkt. »Wo aber Obrigkeit ist, ist die von Gott verordnet.« Punkt. Und es steht ausdrücklich nicht da: . . . von Gott verordnet, soweit akzeptabel und natürlich mit Ausnahme des alten römischen Kaiserreichs, solange dort noch ein Nero Kaiser ist, und mit Ausnahmen von Argentinien, Chile und der Republik Süd-

afrika! Eben von solchen Ausnahmen redet Gottes Wort nicht, so sehr das für uns manchmal voll Beschwer ist. Vom Recht auf Revolution gegen sogenannte Unrechtsstaaten steht in der Bibel nichts zu finden – und in der Bergpredigt Jesu schon gar nicht. »Ich aber sage euch, daß ihr nicht in den Widerstand gehen sollt gegen das Übel. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; betet für die, so euch beleidigen und verfolgen.« So ungern oder so gern wir das heute hören, dies gilt: »Wo aber Obrigkeit, staatliche Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.«

Das aber bedeutet: Es gibt für den Christen keinen wirklich souveränen Staat. Souverän, also nur sich selbst verantwortlich, ist Gott allein. Auch die Regierenden haben ihre Kompetenzen von Gott. Um es hier kurz einzublenden: Die staatliche Obrigkeit und nicht etwa alle die kleinen und großen Mächtegern-Machthaber, vorab jene Bosse der großen Verbände und Massenorganisationen, die gerade dem Staat oft Vorschriften machen möchten und ihm oft viel Beschwer machen. Sie sind nicht von Ferne so etwas wie auch eine Art Obrigkeit. Die staatliche Obrigkeit aber hat ein Mandat Gottes, und ohne Zweifel überträgt ihr Gott Rechte, wie sie eigentlich nur Gott selbst zukommen. Sie fungiert allein »von Gottes Gnaden«, auch wenn diese völlig richtige Formel für ein christliches Staatsverständnis einst von christlichen und manchmal nicht sehr christlichen Königen und anderen weltlichen Herren oft übel mißhandelt worden war.

Das lehrt auch die evangelische Kirche ausdrücklich in ihrer grundlegenden Bekenntnisschrift, dem Augsburgischen Bekenntnis: »Wir lehren, daß Obrigkeit und Regiment, also ihr Recht und alles, was dazu gehört, seien gute Kreaturen Gottes und Gottes Ordnung, der ein Christ mit gutem Gewissen brauchen mag . . . Und das Evangelium bringt nicht neue Gesetze im Weltregiment (heute würden wir da sagen: nicht andere politische und gesellschaftliche Verhältnisse), sondern gebietet und will haben, daß wir den Gesetzen gehorsam seien und der Obrigkeit, es seien Heiden oder Christen.«

Denn der Staat ist Gottes Auftragnehmer, Gottes Mandatar. In Gottes Auftrag hat er die Aufgabe, dem Schrecken zu wehren, der alle Welt überziehen würde, wenn ohne Regierung, mit dem Fremdwort: ohne Archie, also in der Anarchie jeder sich seiner Haut zu wehren hätte, wie er selber kann, und in der nichts als das Recht des Stärkeren herrschen und die Erde zu einem Terroristen-Schlachthaus würde. Demgegenüber den Damm der staatlichen Ordnung aufzurichten, das ist der Auftrag, das göttliche Mandat des Staates. Darum redet unser Thema von der christlichen Verantwortung für Staat und Öffentlichkeit und nicht von der Preisfrage, wie man am besten sein Land und seinen Staat vermie-

sen und unsere gesellschaftliche Ordnung so gut wie möglich heruntermachen könne. Daran mitzutun ist kein christliches Geschäft, denn es ist gegen Gottes Wort. Und wir zitieren hier ausdrücklich eine Pfingstpredigt unseres Landesbischofs und Ratsvorsitzenden der EKD, wo er sagte: »Staatsverdrossenheit oder Staatsfeindschaft stehen einem Theologen und einem Christen schlecht an.« Selbstverständlich hat auch der Christ ein Urteil über die Vertreter der Obrigkeit, der Regierung. Aber er mißt diese nicht an der makellosen Unfehlbarkeit ihrer Vergangenheit – wen müßte es da nicht frieren, wenn die eigene Vergangenheit auf Jahrzehnte zurück durchleuchtet würde! –, sondern er bildet sein Urteil an der Redlichkeit und Glaubwürdigkeit ihrer Gegenwart.

Ja, und die bösen Obrigkeiten, die Tyrannen, die brutalen Machthaber in einem Staat ohne Freiheiten, aber dafür mit Verbannungs- und Straflagern? Was ist mit den Obrigkeiten, unter denen man weder ein freies Wort sagen noch auswandern darf, mit den Staatsgewalten, die den Atheismus planmäßig fördern und die Gemeinde Jesu drangsaliieren? Die an Stelle der von der Staatsideologie abweichenden freien Meinung oder an Stelle der Freiheit der Wortverkündigung die Einweisung in die Irrenanstalt gesetzt haben? Sind die auch »von Gott«?

So schwer uns das Ja auf diese Frage von der Zunge geht, die Bibel läßt uns keine andere Antwort zu. Die Alten unter uns wissen noch von den furchtbaren Zeiten des nationalsozialistischen Staates her, wie sehr diese quälende Frage damals viele Christen umgetrieben hat und wie hart ernste Christen wie Graf Stauffenberg oder Eugen Gerstenmaier diese Fragen unter Einsatz ihres Lebens geistlich durchlitten haben. Wir sind aber auch bei uneingeschränktem Respekt vor dem menschlichen Mut und dem christlichen Gewissen der Märtyrer des Widerstandes an Gottes Wort gewiesen, das den Leuten Gottes den Gehorsam gegen jede Obrigkeit zumutet.

Wir sehen das mit Ergriffenheit an unseren christlichen Brüdern von den russischen Evangeliumschristen, die uns gerade nicht darum bitten, ein westliches Befreiungskomitee für sie zu bilden oder gar zum Widerstand gegen das Sowjetregime unter den freien Nationen aufzurufen, sondern daß sie uns darum bitten, für sie zu beten und immer wieder zu beten. Aber der Weg zum revolutionären Widerstand ist uns in der Bibel nicht gewiesen, am letzten der mit bewaffneter Gewalt, wie dies manche verblendete Vertreter christlicher Kirchen heute im Blick auf ihnen mißliebige afrikanische Obrigkeiten fordern und praktizieren. Der Weg der Gemeinde Jesu ist der Weg der Loyalität dem Staat gegenüber – oder, wenn dies Gott so fügt, der Weg des Leidens.

2. Der Staat ist Gottes Mandatar, Gottes bevollmächtigter Auftragnehmer. Das aber bedeutet für das christliche Verständnis des Staates, daß der Mandatar die Rechte seines Auftraggebers, seines Mandanten wahrnimmt. Was nur Gott darf und was eben deshalb dem Menschen durch Gottes Gebot untersagt ist, nimmt in bestimmten Fällen der Staat als Auftragnehmer Gottes wahr. Darum ist überhaupt nicht heranzukommen. Gott nimmt uns je und dann unser Gut und Geld, nicht erst im Tode übrigens. Du aber sollst nicht nehmen, nicht stehlen. Es ist aber das Recht des Staates, zu nehmen – wenn man unbedingt will: Zu stehlen, indem er uns auf dem Wege der Besteuerung unser Geld wegnimmt. Oder: Niemand darf einem Menschen »an seinem Leibe einen Schaden oder Leid tun« – außer Gott. Und außer dem Staat. Was sonst strafwürdige Freiheitsberaubung ist, ist für den Staat auch von Gott her rechtens: daß er Menschen einsperrt oder sie – etwa auf dem Wege des Schulzwangs – mindestens eines Teils ihrer persönlichen Freiheit beraubt.

Und der Staat darf nach Gottes Wort sogar töten. »Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.« Nach biblischer Sicht hat der Staat zwar gewiß nicht die Pflicht, aber das Recht zur Verhängung der Todesstrafe. Und wenn Christus sagt: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist«, dann steht es auch in der Bibel außer Diskussion, daß es zum Beispiel des Staates ist, Soldaten zu haben und eine Wehrpflicht zum Gesetz zu machen. Wo eine Obrigkeit dabei in bemerkenswertem Entgegenkommen selbst die Möglichkeit zur Wehrdienstverweigerung gibt, da entspricht das einem hohen Respekt vor persönlicher Gewissensentscheidung, aber da muß eines auch einmal klar ausgesprochen werden: Daß es nicht angeht, unter Christen so zu tun, als hätten die Wehrdienstverweigerer die Heilige Schrift doch etwas mehr auf ihrer Seite als diejenigen, die ihrer Wehrpflicht nachkommen, oder als seien die jungen Christen in Soldatenuniform am Ende doch etwas weniger ernsthafte Nachfolger Jesu als die Wehrdienstverweigerer. Es geht nicht an, daß in der Kirche die Vermutung umherschleicht, als komme bei Christen die Ableistung der Wehrpflicht doch nur für Leute mit etwas verbogenem christlichem Rückgrat in Betracht, während ihre Verweigerung doch gottwohlgefälliger sei!

Darum sagen wir ein unpathetisches, aber klares Ja zu unserem Staat und zur bewußten Erfüllung unserer Staatsbürgerpflichten und damit auch zur Mitarbeit von Christen in öffentlichen Gremien, Parlamenten und Parteien. Ob sich dort manche bloß christlich nennen, ohne es in Wirklichkeit zu sein, das zu beurteilen überlassen wir denen, die wie Gott ihren Mitmenschen ins Herz sehen können und darum über so et-

was erstaunlich gut Bescheid wissen. Unsererseits stehen wir nicht an, zu sagen, daß heute schon dazu, sich öffentlich auch nur Christ oder christlich zu nennen, eine ganze Masse Mut gehört. Wir stehen daher zu jedem, der sich heute in einem öffentlichen Amt oder in der Politik als Christ bekennt, gleich welcher demokratischen politischen Partei er dann angehören mag.

Das biblische Ja zum Staat ist aber alles andere als eine Staatsvergötzung. Christen vergessen keinen Augenblick, daß ihr endgültiges, ihr wirkliches Vaterland in keinem irdischen Vaterland, in keinem Staatssystem dieser Welt ist, sondern daß das Wort aus Philipper 3 gilt: »Unsere Heimat, unser Vaterland ist im Himmel.« Die christliche Loyalität zum Staat bedeutet keinesfalls so etwas wie eine Integration, zu deutsch Einflechtung der Kirche in das Gefüge und in die Tagesordnungen und in die Ziele der sogenannten Gesellschaft, biblisch ausgedrückt: dieser Welt. Die Heilige Schrift ruft die Christenheit, die Kirche nicht zur Integration in die Welt, nicht zur Solidarisierung mit den Tagesaufgaben und den Nah- oder Fernzielen der Gesellschaft und ihrer Massenorganisationen, sondern sie ruft die Gemeinde Jesu trotz aller loyalen Mitarbeit in öffentlichen Aufgaben zur ausdrücklichen Eigenständigkeit, die sich in keine Staats- oder sonstige Organisation dieser Welt einflechten und sich auf keine Tagesordnung dieser Welt einschwören läßt.

Man muß es so klar wie möglich sagen, daß es sich hier um zwei durchaus unterschiedene Bereiche handelt, wenn wir von der Herrschaft Gottes und von den Reichen der Herren dieser Welt reden. Der Christ steht in beiden Reichen, im Reich Christi und im Reich dieser Welt. Die Parole, man müsse diese beiden Reiche vermischen, ineinander verflechten, ist kein Weg für die Gemeinde Jesu. Sie muß solchen Verführungen eindeutig widerstehen.

Das Neue Testament ist vielmehr voll von dem Ruf an die Jünger, an die Kirche, sich nicht in diese Welt einzugliedern, sondern sich aus den Verflechtungen mit der Gesellschaft, also mit der Welt zu lösen. Jesus ruft seine Jünger auf den schmalen Weg der Wenigen und warnt sie vor dem Mitmarschieren auf dem breiten Weg der Vielen, der mächtigen großen Verbände, der Massen mit ihren irdischen Zielen. Aus der Fülle der Bibelstellen, die dafür anzuführen wären, sei 2. Korinther 6 herausgehoben: »Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen! Wie stimmt Christus mit Belial? Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab!« Sondert euch von ihnen ab! An dieser harten, aber klaren Linie des Neuen Testaments ist von der Bergpredigt bis zu den Sendschreiben der Offenbarung nicht vorbeizukommen.

Die Heilige Schrift warnt die Gemeinde Jesu durchgängig vor der Solidarisierung mit dieser Welt und vor der Übernahme ihrer Tagesordnung, vor jeder Konformerklärung mit irgendwelchen nationalen, sozialen oder ideologischen Programmen der Welt und ihrer Massenbewegungen. Gott ruft seine Gemeinde heraus aus dieser Welt, nicht in sie hinein. Er schickt sie dann gewiß wieder in diese Welt hinein, aber nun als seine Boten und Zeugen.

Jesus hat seiner Kirche nicht aufgetragen, der Welt und ihren Herren Nachhilfeunterricht in besserer Innen-, Außen- und Weltpolitik zu erteilen und womöglich noch eine Theologie der Revolution zur Behebung der Mißlichkeiten in dieser Welt anzubieten. Sondern er schickt seine Leute in diese Welt, um die Menschen zur Umkehr und zum Gehorsam gegen Gott zu rufen und ihr die Vergebung der Sünden anzubieten. Dazu noch einmal aus dem Augsburgischen Bekenntnis unserer evangelischen Kirche: »Das Evangelium verbietet, daß niemand der Obrigkeit in ihr Amt greife.« Und im Blick auf den Auftrag an die Gemeinde, an die Kirche Jesu Christi mahnt uns das Bekenntnis, »daß sie wüßten, daß ihr Amt wäre zu predigen vom geistlichen Reich, nicht einiges Weltregiment zu verändern«. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Hauptsatz drei:

### *III. Die Herren der Welt werden nicht zu Vätern, sondern zu Göttern ihrer Völker*

1. Wer Herr ist, will Oberherr werden, und wer Oberherr ist, will Halbgott werden, und wer Halbgott ist, will Gott werden. Diese Wahrheit allen Wetlaufs kann man nicht nur in Brüder Grimms äußerst lebensnahem Märchen vom Fischer und seiner Frau nachlesen, sondern auf jedem Blatt der politischen Geschichte. Macht will mehr Macht; mehr Macht will Großmacht; Großmacht will Allmacht.

Nicht selten vollzieht sich dann die allgemeine Zustimmung zu solch einem »Allmächtigen«, einem Staatslenker unter Inanspruchnahme aller äußeren Zeichen der Vergötterung eines Halbgottes, nicht nur wenn sich da zum Beispiel in unseren Tagen ein Herrscher eines der ärmsten Länder der Erde unter unsinnigem Aufwand zum Kaiser von Afrika krönen läßt. Die Alten unter uns wissen noch, wie das auf den Nürnberger Parteitag der NSDAP war, wenn der Führer, wie Hitler sich nannte, auf der Haupttribüne hoch über allem Volk und über den in genauer Rangfolge plazierten Paladinen des Hitlerstaats, den Reichs- und Gauleitern, den Reichsstatthaltern und so fort unter hallenden Salutschüssen und unter dem Aufrauschen des Badenweiler Marsches er-

schien, persönlich und sichtbar erschien auf jenem kirchturmhohen, kanzelartigen Tribünen-Altar, unter frenetischem Jubel der Menge, unter Weinkrämpfen von Frauen und Männern, die nicht mehr konnten, weil ihre Augen ihn, ihn geschaut hatten.

Es ist bei den Herren des Kremls, etwa bei der Oktoberparade auf dem Roten Platz höchstens in den Formen etwas anders. Wir könnten in dieser Aufzählung fortfahren, vom einbalsamierten Gott Lenin, über Mussolini, Franco, Idi Amin bis zu Gott Mao, also durch fast die ganze Welt und wir würden immer auf dieselbe Entwicklung stoßen: Die Herren der Welt hatten einmal angefangen, ihrem Volk so etwas wie ein großer Bruder zu werden oder später je nach Alter wie ein Vater, aber dann war der Drang aller, die den Atem der Macht verspürt hatten, über sie gekommen und sie wären am liebsten Halbgötter geworden, angehimmelt in ihrer Fehlerlosigkeit und Unnahbarkeit.

Wir verkennen nicht, daß da aber auch noch andere Herren der Welt gegen die Herrschaft Gottes stehen, gefährlicher noch als diejenigen, die man mit Namen bezeichnen und mit Trompetenstößen ankündigen kann, nämlich jene unpersönlichen und todfährlichen Götter, deren Namen alle gleich enden, nämlich auf -ismus, und die Millionen von Menschen in allen Erdteilen in ihren Götterbann schlagen und die die Massen der Welt zu willfährigen Anbetern machen: Der Gott Sozialismus oder Kommunismus oder Nationalismus oder Faschismus oder Antirassismus oder Katangarassismus, Marxismus und Leninismus. Sie haben ihre Trommler, ihre Fahnen, ihre Waffen, ihre Prediger, ihre Priester, und ihnen kommt die Anbetung eines unfehlbaren Gottes zu. »Die Partei hat immer recht.«

Die Welt ist voller Götter, und die Massen, die Gott nicht mehr haben, laufen den Göttern nach und ihren Schalmeienspielen. »Als aber das Volk sah, daß Mose ausblieb und nicht wieder von dem Berge zurückkam, sammelte es sich gegen Aaron und sprach zu ihm: Auf, mache uns einen Gott, der vor uns hergehe! Und Aaron machte ein gegossenes Kalb und sie sprachen: Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägyptenland geführt hat.« Das ist dein Gott, dein -ismus, der die Welt verändern wird und neue Verhältnisse schaffen und das Paradies bringen wird! »Und sie opferten Brandopfer und brachten Dankopfer dar« und zahlten dem Gott willig ihre Beiträge und folgten blindlings, weil sie an ihn glaubten und ihn fürchteten.

So ist das mit den Herren der Welt. Sie machen sich auf, Götter der Welt zu werden.

Aber darum gibt es noch einen vierten Hauptsatz:

#### *IV. Die Herren der Welt kommen und gehen, aber Gott bleibt.*

1. Die Herren der Welt kommen und gehen. Wie es einst und heute bei Israel war und ist, das nach dem Wort seines Gottes alle im Sand der Geschichte verwehten Weltreiche des asiatischen und europäischen Altertums überdauerte, alle Zwingherren und alle Verfolgungen bis heute überlebte und überlebt, wie es mit Jesu Gemeinde in allen Jahrhunderten war, so geschieht es heute vor unseren Augen genau so wie eh und je. Die Götter kommen und die Götter gehen. Sie gehen alle. Wer spricht heute noch von Gott Ho-tsch-min? Vor zehn Jahren noch war er ein Gott aller linksextremen Demonstranten der Welt, die bei ihren Kundgebungen ihr schauriges Ho-ho-ho-tsch-min! um den ganzen Erdball johlten. Wer nennt heute noch den Namen? Oder: Eines Nachts hatten sie 1969 an unserem Esslinger Gemeindehaus in Riesenbuchstaben an die Wand geschmiert: »Gott ist tot – Che lebt!« Wissen Sie noch, wer Che war? Ein Gott war er und mit Nachnamen hieß er Guevara. Aber das ist schon eine halbe Ewigkeit her, seit er tot ist. Und Gott Mao ist auch tot, auch wenn ihm seine Nachfolger das größte Mausoleum der Welt bauten. Und Stalin und Peron (kennen Sie den Namen noch?) und Gandhi und Mussolini . . . Das waren keine Götter, armes Europa, ächzender Erdball. Und die Vergottung Hitlers, ja, das ist nun bald schon ein halbes Jahrhundert her, Götter, wie die Zeit vergeht! Die Herren der Welt kommen und gehen. Das Karussell der Götter dreht sich, dreht sich . . .

Aufhörlich wohlgemerkt, keineswegs unaufhörlich. Es hört nicht nur jeder für sein Teil auf, das sowieso, sondern das Karussell selber hört auf, das Herrenkarussell der Welt. Es wird zum Stillstand kommen, dann, wenn der Herr der Welt, der wiederkommende Herr Jesus Christus aus der letzten Stille der zu Ende gekommenen Welt hervortreten und die Welt richten wird, ihre Völker, ihre Könige, ihre Herren, alle. »Die geheiligte Gemeinde weiß, daß eine Zeit erscheine, da sie ihren König grüßt«, gemeinsam?

2. Die Götter gehen alle – wie das zerstäubte goldene Kalb des Aaron. Sie haben auch uns schon so viele neue Götter, neue Zeiten, neue Ideologien dargebracht und sie gepriesen und umjubelt, schon so viele neue Paradiese und veränderte Gesellschaften ins Blaue hinein versprochen, daß Gottes Volk, die Gemeinde Jesu eigentlich immer getroster werden müßte. Die Leute Gottes gehen ihren Weg in der Gewißheit, daß ihr Herr kommt. Bis zu diesem Tag bitten sie täglich neu um seine Nähe. Bis zu diesem Tag tun sie ihr irdisches Tagewerk in aller Treue und Sachlichkeit. Bis zu diesem Tag nehmen sie auch, wo man ihren

Dienst haben will, ihr kleines oder großes Stück Mitverantwortung für ihr irdisches Vaterland, für ihren Staat wahr und »suchen der Stadt Bestes«, Jeremia 29. Denn auch das ist ein Stück ihres Beitrags zur Vorfreude auf das Kommen des Herrn. »Alles gehört euch – ihr gehört Christus.«

Die Götter aber sinken alle dahin, ins Leere, ins Vorgestern, ins Eitle. »Alles ist eitel, du aber bleibst und wen du ins Buch des Lebens schreibst.« Also wird wohl alles darauf ankommen, im Buch derer zu stehen, auf die der Herr des Lebens für immer seine Hand gelegt hat, der Herr, der nie war, sondern immer ist, der nie geht wie die Herren der Welt gehen, sondern der bleibt, bleibt – und kommt, kommt.

HELMUT MATTHIES

## Dienst für Gott in weltlichen Verpflichtungen

Mit der Aufgabe der Verkündigung über die Medien stehen die Christen in großer Konkurrenz zu den vielen anderen Nachrichten, die ständig veröffentlicht werden. Produziert wird, was gefragt ist, und hier hat die Gute Nachricht von Jesus Christus einen schweren Stand. Wie eine Untersuchung ergab, sollte eine Meldung, die Interesse erregen und »ankommen« will, folgende Elemente enthalten: Prominenz, Gefühl, Sex, Dramatik, Konflikt und Kuriosität. Angesichts dieser Tatsache ist es schwer, Interesse weckende Meldungen über christliche Themen zu erfassen.

Der Zeitungs- und Rundfunkjournalismus entwickelte sich stark aus dem säkular-aufklärerischen Milieu und bildete von Anfang an auch ein wichtiges Instrument antichristlicher Propaganda.

In dieser schwierigen Situation gilt es, die Gute Nachricht von Jesus Christus an den Mann zu bringen. Dabei ist nicht nur die inhaltliche Konkurrenz mit anderen Informationen problematisch, sondern vor allem die erdrückende Vielzahl der Informationsquellen. Wir haben in den letzten Jahrzehnten eine Kommunikationsexplosion wie nie zuvor in der Geschichte erlebt. Kino, Radio, Fernsehen, Schallplatten, Kassetten- und Kabelfernsehen sind Zeugen dieser Entwicklung. Alle diese Medien lösten die jahrhundertalte Funktion der Kanzel als entscheidende Informationsquelle ab.

In unserer immer mehr säkularisierten Welt gehen immer weniger Menschen in die Gottesdienste der Kirchen. Der sonntägliche Gottesdienstbesuch lag 1976 in den Evangelischen Kirchen in Deutschland nur noch bei 5,2 Prozent. Weniger denn je werden also in unserer Zeit Menschen auf die bisher übliche Weise erreicht, nämlich von der Kanzel herab. Was früher die Predigt leistete, ist zu einem erheblichen Teil von den Massenmedien übernommen worden. Die Predigt in der Kirche erreicht heute leider nur noch die Getreuen, und die Kirchenfremden bestenfalls bei Evangelisationen oder Beerdigungen. Bei abnehmender Bedeutung und Reichweite der Predigt wächst aber gleichzeitig die Zahl der Menschen auf der Erde rapide. Es brauchte Jahrtausende, um die Bevölkerungszahl trotz Krisen, Epidemien und Naturkatastrophen 1970 auf 3,6 Milliarden anwachsen zu lassen. Gegenwärtig aber dauert es nur 30 Jahre, um diese Zahl bis zum Jahre 2000 zu verdoppeln. Ohne die Nutzung der Massenmedien wären diese Menschen unerreichbar.

Auf welche Weise und mit welchen Mitteln könnte Christi Auftrag ohne Massenmedien erfüllt werden? Paulus schreibt im 2. Brief an die Thessalonicher, Kapitel 3, Vers 1: »Das Wort des Herrn soll sich raschen Laufes verbreiten und verherrlicht werden.« Die ganze Welt, alle Völker, sollen also rasch mit dem Evangelium erreicht werden. Wie soll das geschehen können ohne Massenkommunikationsmittel? Wir stehen heute vor einer so großen Zahl von Menschen wie noch nie in der Geschichte. Wir müßten angesichts dieser Masse an unserer Aufgabe fast verzweifeln, wenn es nicht die technischen Möglichkeiten der Massenmedien gäbe.

Christliche Publizistik ist ein Teil der allgemeinen Publizistik; es gelten in beiden Bereichen gleiche Arbeitsnormen: Alles muß sachlich richtig, weitestmöglich vollständig, aktuell und bedeutsam sein. Wer eine Nachricht im christlichen Raum weitergibt, muß auch dafür sorgen, daß der Empfänger sie wirklich begreift, muß aufzeigen, in welchem Umfeld sich etwas ereignet hat. All das hat also die kirchliche Publizistik ebenso zu leisten wie auch die allgemeine. Angesichts der bereits erwähnten inhaltlichen wie technischen Konkurrenzsituation wird die christliche Publizistik nur dann eine Chance haben, gehört zu werden, wenn sie die Gradwanderung zwischen Propaganda und Publizistik besteht, wenn sie nur das veröffentlicht, was tatsächlich Nachrichtenwert hat, nicht veraltet ist und nach den gängigen Regeln formuliert wurde. Eine absolut objektive Nachricht gibt es nicht, aber gerade der christliche Publizist sollte sich bemühen, bei allem, was er berichtet, möglichst genau zu recherchieren und dem Eindruck der Manipulation entgegenzuwirken, die man heute in wachsendem Maße von den Massenmedien befürchtet.

Jede Meldung muß ferner aktuell, interessant und in heutiger Sprache verfaßt sein.

Das Lebenselement des Nachrichtenjournalismus ist das spektakulär Neue. Hund beißt Mann, ist keine Meldung, sagen die amerikanischen Journalisten, wohl aber: Mann beißt Hund. Will die evangelische Publizistik den Hund hinter dem Ofen hervorlocken, muß sie auch Sensation bieten. In der Regel ist die Sensation in der Kirche der Streit, die Kontroverse. Dabei sollte natürlich die Kontroverse nicht um ihrer selbst und um des Sensationellen willen hervorgerufen werden. Richtschnur jeglicher Kritik, jeglichen Aufdeckens von Streitigkeiten müssen Schrift und Bekenntnis sein. Auch darf man, um eine Meldung interessant zu machen, nicht manipulieren, indem man Unwesentliches zu stark betont. Ein Beispiel: Ein amerikanischer Journalist wollte einmal einen Bischofsbesuch sensationell aufmachen. Als der europäische Kirchenführer in New York landete, fragte er ihn gleich auf dem Flughafen: »Herr Bischof, wollen Sie auch Nachtlokale besuchen?« Daraufhin der Bischof ironisch: »Gibt es denn Nachtlokale in New York?« Prompt erschien am nächsten Morgen als Schlagzeile in der Zeitung: »Erste Frage des Bischofs: ›Gibt es Nachtlokale in New York?‹«

Ein weiteres großes Problem, besonders im Blick auf den Empfängerkreis, ist die Darstellung christlichen Geschehens in der heutigen Sprache. Die meisten Berichte aus christlichen Kreisen, die auf dem Tisch eines Redakteurs landen, sind in der sogenannten »Sprache Kanaans« geschrieben. Sie wird nur von Eingeweihten verstanden, ruft bei Redakteuren nur ein müdes Lächeln und bei vielen womöglich nicht-christlichen Lesern Spott hervor. Da ist beispielsweise von »Geschwistertreffen« oder »Geschwisterkonferenzen« die Rede, als ob sich dort leibliche Geschwister träfen. Die Baptisten sprechen von ihrer »Bundesratstagung«, wobei natürlich jeder an den politischen Bundesrat und nicht an eine Art Synode denkt. Da heißt es in einer mir kürzlich übermittelten Meldung über eine Evangelisation: »Es fanden viele Übergeben statt.« Wer hat hier wem, wo, was übergeben?

Es ist eine wichtige Aufgabe, gerade für die Christen, unsere Anliegen in die heutige Sprache zu übersetzen. Marxisten im Ostblock können das in hervorragender Form, um ihre Ideologie nicht von westlichen, d. h. oft auch christlichen, Einflüssen unterwandern zu lassen. So wurde während des Breschnew-Besuches der Himmelfahrtstag in der sowjetischen Presse als »Tag der Luftwaffe« übersetzt.

Jeder sollte beim Abfassen seiner Berichte über christliche Freizeiten, Tagungen und Konferenzen, die er an eine Lokalredaktion, Kirchenzeitung oder kirchliche Presseagentur weiterleitet, bedenken, daß alles,

was er schreibt, auch für einen Nichtchristen voll verständlich sein muß. Die größte Schwierigkeit liegt aber darin, daß Evangelikale oft gar kein Verständnis für die Notwendigkeit publizistischer Arbeit, des Gebrauchs der Massenmedien usw. aufbringen. Das Verhältnis der Evangelikalen zu den Medien ist vielschichtig und kompliziert. Es bewegt sich zwischen den Polen kritiklosen Gebrauchs wie scharfer Ablehnung, beispielsweise im Falle des Fernsehens. Betrachtet der eine die neuen Medien als Gaben Gottes, so sieht ein anderer in ihnen Werkzeuge des Teufels. Zwischen beiden ordnet sich die Masse derer ein, die Presse, Rundfunk und Fernsehen schlicht konsumieren. Aber vielen ist die Presse immer noch eine »böse anonyme Macht«, der man ausgeliefert ist, wie es der Vizepräsident der Kanzlei der Evangelischen Kirchen in Deutschland, Erwin Wilkens, einmal bemerkte. Die ablehnende Haltung gegenüber den Massenmedien beruht nicht unbedingt auf einem biblischen Prinzip, sondern geht oft auf Kirchenmänner zurück, die die Medien zu zweifelhaften Zwecken verwandten. Die Wurzel der Ablehnung liegt vor allem aber in der Geisteshaltung des Pietismus in den vergangenen Generationen. Nur ganz selten ist aus einem frommen Elternhaus ein Journalist hervorgegangen, geschweige denn ein Produzent oder Intendant. Im Gegensatz zu ihren Großvätern, die mit großer Leidenschaft in die Auseinandersetzung mit der Welt auch publizistisch eintraten, haben die Väter des Pietismus oft vieles Neue, wie zum Beispiel auch das Theater, schnell dem Aktionsbereich des Satans zugeordnet. Der Fehler war die pauschale Verdammung. Heute haben deshalb die Evangelikalen kaum Mitarbeiter bei Funk, Film und Fernsehen und in der Presse. Hier muß eine Änderung im Bewußtsein eintreten. Gerade die auf Evangelisation bedachten Evangelikalen müssen ihr Verhältnis zu den Massenmedien mit ihren ungeheuren Kommunikationsmöglichkeiten überdenken. Eine evangelikale Theologie der Kommunikation ist gefordert. Biblisch, dogmatisch und historisch gilt es, die Problematik der Massenmedien und der Kommunikation überhaupt zu durchdenken. Dabei sollen die großen Gefahren der Medien nicht gelehnet werden. Ihre Kenntnis setze ich bei den theologisch konservativen Christen allerdings voraus. Deshalb soll hier von den positiven Möglichkeiten der Kommunikationsmittel die Rede sein.

Die Evangelikalen müssen sich vor allem darüber klar werden, daß die Evangeliumsverkündigung heute durch die Massenmedien Presse, Funk und Fernsehen in einem ganz anderen Ausmaß und in einer ganz anderen Reichweite wahrgenommen werden kann, als es eine Predigt in einer Kirche zu leisten vermag. Die Frage: Massenmedien ja oder nein? ist also nicht eine Sache des Geschmacks, ein modernistischer Spleen

oder ein Sonderauftrag einiger weniger. Es geht darum, ob wir uns unserer Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums stellen wollen. Die Verkündigung über Massenmedien ist die heute adäquate Methode, viele Menschen zu erreichen. Wenn auf keine andere Weise in der heutigen Zeit so schnell so viele Menschen erreicht werden können wie durch Presse, Funk und Fernsehen, dann ist es unsere Pflicht, sie zu benutzen. Wir müßten uns schuldig fühlen vor unserem Herrn Jesus Christus, wenn wir diese Mittel nicht gebrauchten. Sie sind die moderne und wirksame Form der Kanzel, die dadurch freilich nicht ersetzt wird.

Die Kirchen haben die Bedeutung der Massenkommunikationsmittel längst erkannt. »Die Medien können als potentielle Werkzeuge der Mission gesehen werden«, erklärte die Vierte Vollversammlung des Weltkirchenrates 1968 in Uppsala. Auch das 2. Vatikanische Konzil äußerte 1963: »Unter den erstaunlichen Erfindungen der Technik, welche die menschliche Geisteskraft in unserer Zeit mit Gottes Hilfe aus der Schöpfung entwickelt hat, richtet sich die besondere Aufmerksamkeit der Kirche auf jene, die neue Wege erschlossen haben, um leicht Nachrichten jeder Art, Gedanken und Weisungen mitzuteilen: die Presse, den Rundfunk, das Fernsehen und andere.«

Der Einsicht folgte die Konsequenz. Allein die 17 westdeutschen evangelischen Landeskirchen geben jährlich rund 48 Millionen DM nur für die Publizistik aus. Nachrichtendienste, Wochen-, Monatszeitschriften und selbst ein Teil der konfessionellen Tagespresse beteiligt sich auf dem Medienmarkt. Die Evangelikalen stehen hier, von wenigen Ausnahmen abgesehen, abseits. Es gibt keine evangelikale Wochenzeitung, keine den Evangelischen Kommentaren entsprechende Monatszeitschrift usw. Hier muß im gesamten evangelikalen Bereich ein Umdenken erfolgen, will diese Bewegung – von den notwendigen Informationen untereinander abgesehen – nicht ihrem Auftrag untreu werden, allen Menschen schnell und auf die bestmögliche Weise das Evangelium zu bringen.

Nun kann nicht jeder Publizist werden. Aber jeder kann in der Fürbitte für die Journalisten und für alle Arbeit der Massenmedien eintreten. Jeder kann auch zum Abbau von Vorurteilen gegenüber den Massenmedien beitragen ebenso wie zu ihrem rechten Gebrauch. Indem man beispielsweise christliche Literatur unterstützt, kann man ebenso zur Mission beitragen wie durch Werbung zum Beispiel für Sendungen des Evangeliums-Rundfunks. Auch durch Briefe an Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie an Zeitungen und Zeitschriften können wir Einfluß auf die Berichterstattung nehmen.

Evangelikale Christen sind gerufen, ihren Schmollwinkel über angebliche und tatsächliche gottlose Medien zu verlassen und hineinzugehen in eine vielfältige Mitverantwortung bei den Medien. Es gibt eine Fülle von Möglichkeiten, die Massenmedien in den Dienst unseres Herrn Jesus Christus zu stellen. Das Feld ist weiß zur Ernte. Alle Menschen müssen das Evangelium hören. Tragen wir mit Hilfe der Medien dazu bei!

HERMANN KUPSCH

## Gottes Ruf in ein öffentliches Amt

Es gibt sicher vielerlei Gründe, die Menschen bewegen zu können, ein öffentliches Amt zu übernehmen. Laut Lexikon ist ein Ehrenamt ein öffentliches Amt, für dessen Erfüllung kein Entgelt gewährt wird, dessen Übernahme als eine Ehre, als eine Auszeichnung betrachtet wird. So sind oft Ehrgeiz und Ehrsucht, übertriebenes Streben nach Anerkennung Motive für die Ausübung eines öffentlichen Amtes; bei manchen Menschen steckt die Absicht dahinter, besondere Vorteile zu gewinnen, größeren Einfluß wahrzunehmen, vielleicht sogar einen Orden zu erlangen; bei vielen ist es nur Wichtigtuerei, Geltungsdrang oder einfach das Bedürfnis nach Abwechslung, da man im Beruf oder in sonstigen Lebensbereichen nicht ausgefüllt ist. Schließlich sehen die meisten das Ehrenamt als eine Art Hobby an, als eine Liebhaberei, für die man je nach Neigung gerne seine Kraft und seine Zeit zur Verfügung stellt. Gewiß, eine Fülle menschlicher Motive und Beweggründe. Für Christen sollte allerdings nur ein Grund für die Übernahme eines Ehrenamtes maßgebend sein: Gottes Ruf.

### *1. Gottes Ruf in ein öffentliches Amt bedeutet Dienst*

»Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes« (1. Petr. 4, 10).

Es ist Gott, der uns zum Dienst für andere ruft. Gott hat jedem Menschen unterschiedliche Gaben gegeben, seien es große oder kleine, mögen sie nach außen bedeutend erscheinen oder mehr in der Stille zum Tragen kommen. Unsere Sache ist es, diese Gaben zu erkennen, sie einzusetzen im Dienst für den Nächsten und sie fruchtbar zu machen für

die menschliche Gesellschaft. Sage mir keiner, Gott habe ihm keine Gaben gegeben! Gott hat für jeden von uns einen Auftrag bereit, sei er klein oder groß; »Jeder Christ ein Amtsträger« – das möge unsere richtige Devise sein! Der Begriff »Haushalterschaft«, der dem kaufmännischen Bereich entnommen ist, bedeutet Verantwortung. Haushälterisch mit anvertrautem Gut umzugehen, heißt in steter Verantwortung vor dem Eigentümer damit treu, klug und gewissenhaft zu handeln. »Handelt, bis daß ich wiederkomme«, ruft uns der Herr in seinem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden zu (Luk. 19, 13) und Paulus läßt in seinem Brief an die Kolosser dem Archippus sagen: »Siehe auf das Amt, das du empfangen hast vom Herrn, daß du es recht ausrichtest« (Kol. 4, 17).

## *2. Gottes Ruf in ein öffentliches Amt bedeutet Zeugnis*

»Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem, in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde« (Apg. 1, 8).

Gott erwartet von uns, daß unser Dienst auch stets Zeugnis ist. Nicht nur mit unseren Fachkenntnissen, mit unserem Wissen, mit unseren Erfahrungen sollen wir anderen dienen, wir dürfen auch unser Zeugnis von Jesus Christus nicht verschweigen. Die mit uns zu tun haben in den Ämtern und Diensten, die uns aufgetragen sind, müssen wissen, wes Geistes Kind wir sind. Sie sollten unsere Andersartigkeit erkennen: nichts ist schlimmer als angepaßte Christen zu sein, die zu jedem modischen Trend ja sagen, die nicht mehr den Mut haben, eine andere als die allgemein vertretene Meinung zu haben. Man kann Dienst für andere und Zeugnis für unseren Herrn Jesus Christus nicht voneinander trennen. »Brot für die Welt« hat auch immer »Wort für die Welt« zu sein!

»Für mich ist Gott Wirklichkeit« – diese Worte sind wir aus dem Mund eines Pfarrers oder Evangelisten sicher gewohnt. Sie aber aus dem Mund des Präsidenten der USA Jimmy Carter zu hören, bedeutet schon etwas in unserer von Spannungen und Konflikten überreich heimgesuchten Welt. Bei dem »National Prayer Breakfast«, dem Nationalen Gebetsfrühstück in Washington im Februar dieses Jahres legte Präsident Carter vor 3000 Führungskräften aus etwa 100 Nationen ein persönliches Bekenntnis zu Jesus Christus ab. »Gott ist in meinem Leben gegenwärtig«, so sagte er, »er stützt mich, wenn ich schwach bin und führt mich, wenn ich mich zu ihm wende. Er gibt mir ein perfektes Beispiel, dem ich in meinen Beziehungen zu anderen Menschen nacheifern will. Für mich ist der Glaube ein wichtiger Schlüssel auf der Suche nach dem Weltfrieden.«

Ich meine, das Beispiel des Präsidenten, vor solch einem Forum dieses Zeugnis abzulegen, sollte uns ermuntern, in dem Bereich, in dem wir öffentliche Verantwortung tragen, mutiger die Sache Jesu zu vertreten.

### *3. Gottes Ruf in ein öffentliches Amt bedeutet Prioritäten setzen*

»Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen« (Matth. 6, 33).

Wenn wir Gottes Wort hören, zeigt er uns auch den richtigen Maßstab für unseren Dienst. Gott will nicht, daß wir in einer Fülle öffentlicher Ämter auf- und damit untergehen. Ein negatives Beispiel hierfür ist sicher das in die moderne Zeit übertragene Gleichnis von dem reichen Kornbauern:

Ein Mann hatte einen großen Terminkalender und sagte zu sich selbst: »Nun sind alle Termine eingeschrieben, aber noch sind die Tagung X und die Tagung Y, die Sitzungen der Synode und des Gemeinderates nicht eingeplant. Wo soll ich sie alle unterbringen?«

Und er kaufte sich einen größeren Terminkalender mit Einteilungsmöglichkeiten der Nachtstunden, schrieb alle Tagungen und Sitzungen ein und sagte zu sich selbst: »Nun sei ruhig, liebe Seele, du hast alles gut eingeplant, versäume nun nichts!« Aber je weniger er versäumte, um so mehr stieg er im Ansehen und wurde in den Ausschuß Q und in den Ausschuß K gewählt, zweiter und erster Vorsitzender, Präsident. Aber eines Tages war es dann so weit, daß Gott sagte: »Du Narr, diese Nacht stehst du auf meinem Terminkalender.«

Gott gibt uns Aufgaben, er ruft uns zum Dienst für andere, zum Zeugnis für seine Sache, aber er zeigt uns auch unsere Grenzen. Gott hat jedem von uns ein bestimmtes Maß an Zeit und Kraft gegeben. Er will nicht, daß wir uns mit unserer Kraft und mit unserer Zeit verausgaben, die Folge davon wäre Hetze, Streß und schließlich der körperliche und seelische Zusammenbruch. Alle Lebensbereiche, in denen wir verankert sind, fordern von uns den Einsatz unserer ganzen Person, unserer Gaben, unserer Zeit, unserer Kraft.

Am meisten spürbar wird dies wohl im Beruf. Unsere berufliche Arbeit wird in der Heiligen Schrift nicht gering geachtet. Nach 1. Mose 1, 28 und 1. Mose 2, 15 haben wir von Gott den Auftrag bekommen, uns die Erde untertan zu machen, sie zu bebauen und zu bewahren. Gott hat uns damit ein Mandat, eine Lebensaufgabe gegeben, und wir sind ihm dafür verantwortlich. Aber unserer Berufsarbeit sind auch Grenzen gesetzt. Wir dürfen uns nicht vom Beruf auffressen lassen. Der Spruch,

der oft auf Todesanzeigen zu lesen ist: »Arbeit war dein ganzes Leben, Ruhe hat dir Gott gegeben« kann nicht der Sinn unseres Lebens sein. Zeit und Kraft werden von uns auch im Lebensbereich der Familie gefordert. Das Wort Gottes sagt uns, daß wir unserem eigenen Hause wohl vorzustehen haben und unsere Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen sollen (1. Tim. 3, 4 und Eph. 6, 4). Wenn wir dies ernst nehmen, bedeutet es für uns ein gerüttelt Maß an Zeit. Wie viele Ehen krankten daran, daß die Eheleute kaum noch Zeit füreinander haben, nicht mehr miteinander reden, und wie viele Erziehungsnöte gibt es, weil die Eltern nicht genügend Zeit für ihre Kinder aufbringen, keine Zeit, sie ruhig anzuhören, an ihren kleinen und großen Nöten teilzunehmen und für sie da zu sein. Aber auch hier sind dem Christen Grenzen gesetzt. Nur seiner Familie zu leben und für nichts anderes mehr Zeit zu haben, ist nicht gottgewollt.

Viele Menschen wenden einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft für ihre Hobbys und Liebhabereien auf, für Spiel und Sport, für Geselligkeit und Reisen, sie spielen im gesellschaftlichen Leben ihrer Stadt eine große Rolle und sind in vielen Vereinen und Clubs tätig. So sinnvoll auf der einen Seite ein gesunder Ausgleich für die tägliche Berufsarbeit sein kann, so sehr besteht auf der anderen Seite die Gefahr, »Vereinsmeier« zu werden und im gesellschaftlichen Leben aufzugehen.

Über all der Zeit, die wir für Beruf, Familie, Gesellschaft und für uns selbst verwenden, steht aber das Wort »Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit«. Hier gewinnen wir den richtigen Maßstab für unsere Zeiteinteilung. Wenn wir dieses Wort beachten, werden alle anderen Dinge zweitrangig.

Von Forstmeister Eberhard von Rothkirch, dem Gründer des ersten deutschen CVJM in Berlin (1883) wird berichtet, daß er nach seiner Wahl zum 1. Vorsitzenden einen Rundbrief an alle seine Bekannten schrieb; in diesem bat er um Verständnis dafür, daß er nach der Übernahme eines solch wichtigen Amtes seine gesellschaftlichen Verbindungen mit ihnen abbrechen müsse, da er dafür keine Zeit mehr habe. Und ein bedeutender Wirtschaftler hat in diesem Zusammenhang einmal gesagt: »Es gibt Dinge, die sind wichtiger als Wirtschaft.« Von Angelus Silesius, dem schlesischen Liederdichter, stammt das Wort »Mensch werde wesentlich!« Das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden zu können, ist sicher bei der Übernahme eines öffentlichen Amtes für einen Christen von entscheidender Bedeutung.

Wenn wir nach dem Worte Jesu der Sache des Reiches Gottes erste Priorität einräumen, dann dürfen wir es auch erleben, daß die darauffolgende Verheißung Wirklichkeit wird: so wird euch solches alles zufallen.

Das heißt die Kraft und die Zeit für alle Dinge, um die wir uns sorgen, für unsere Aufgaben und Pflichten im Beruf, in der Familie und in der Öffentlichkeit werden hinzugefügt werden. Dann wird unser Leben reich, erfüllt und trägt Frucht für Zeit und Ewigkeit.

Wenn uns Gott – und nicht unsere Ehrsucht – in ein öffentliches Amt ruft, wenn er uns eine Aufgabe vor die Füße legt, dann haben wir sie im Gehorsam aufzuheben und dürfen darauf vertrauen, daß er uns jederzeit die nötige Kraft und Zeit dazu gibt, nach dem Vermögen, das er uns darreicht (1. Petr. 4, 11).

Wir haben aber auch auf Gott zu hören, wenn er uns wieder von einem Amt entbinden will und dürfen nicht krampfhaft an einer einmal übernommenen Aufgabe festhalten. Sicher ist es nicht immer leicht zu erkennen, wann Gott von uns mutige Aktion und wann er geduldige Gelassenheit erwartet. Darum sollten wir uns das Gebet des schwäbischen Kirchenvaters Oetinger zu eigen machen:

Herr, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann! Gib mir den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann! Und gib mir die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden!

ERICH SCHNEIDER

## Politische Verantwortung aus dem Glauben heraus

Wir wissen, daß unsere Rede »ja, ja« und »nein, nein« sein soll. Dazwischen gibt es nichts. Und doch bewegen wir uns – nicht nur die Politiker – in Gesellschaft, Beruf und Familie oftmals in dieser Grauzone zwischen ehrlich und unehrlich.

Politik kann und darf für uns alle nicht etwas sein, was nur den andern angeht. Auf dem riesigen Feld der Politik, etwa in Vereinen, Schulen und Universitäten ebenso wie in Ratstuben und Parlamenten von Gemeinden, Land und Bund kann für uns als Christen nicht das Schild stehen: »Betreten verboten.«

Wie ist das überhaupt mit dem »Verantwortung übernehmen«? Wir alle tragen doch in irgend einer Form Verantwortung. Wenn wir an Gott glauben, tragen wir zunächst, jeder für sich ganz persönlich, ihm gegenüber Verantwortung für unser Leben. Aber auch Verantwortung für die

Familie, für unser Geschäft, für unseren Beruf und für diejenigen, die uns in irgend einer Weise anvertraut sind.

In der Regel wird ein solches Verantwortungstragen nicht als Last, sondern als eine große und schöne Aufgabe empfunden. Nicht viel anders verhält es sich im Bereich der Politik. Der Unterschied liegt jedoch wohl darin, daß man sich der politischen Verantwortung mehr oder weniger entziehen kann.

Es gibt in unserer Demokratie nur ganz wenige Vorschriften, die uns zwingen würden, politische Verantwortung zu übernehmen. Selbst zu Wahlen und Abstimmungen kann bei uns niemand gezwungen werden. Und doch gehen unser Grundgesetz und auch die Landesverfassung davon aus, daß jeder Bürger dazu berufen ist, politische Verantwortung in seinem Bereich und mit seinen Fähigkeiten zu übernehmen.

Ich kann es nicht besser sagen als unsere Baden-Württembergische Verfassung, wo es in Artikel 1 heißt: »Der Mensch ist berufen, in der ihn umgebenden Gemeinschaft seine Gaben in Freiheit und in der Erfüllung des christlichen Sittengesetzes zu seinem und des andern Wohl zu entfalten!«

Was auch immer die Väter der Verfassung mit der »Erfüllung des christlichen Sittengesetzes« gemeint haben, wir sollten als gläubige Christen diese Berufung sehr ernst nehmen.

Doch fühlen wir uns als Christen wirklich auch für die Politik berufen? Wenn jeder einzelne von Ihnen hierauf nun in diesem Augenblick eine Antwort geben müßte, würden wohl recht unterschiedliche Meinungen zutage treten.

Gibt es nicht gute Gründe für ein Nein? Politik ist und bleibt doch ein schmutziges Geschäft. Die da oben lassen doch keinen guten Faden aneinander. Im Wahlkampf werden Dinge versprochen, bei denen die Eingeweihten von vornherein wissen, daß sie nicht gehalten werden können. Und wie ist das überhaupt, wenn man als Volksvertreter kandidiert? Da muß man sich doch herausstellen, selbst loben und womöglich dem Gegenkandidaten eins ans Schienbein geben! Das ist doch unmoralisch und muß doch einem Christen sehr zuwider sein.

Aber auch andere Gründe könnten uns davon abhalten, Politik zu treiben: Wir haben ganz einfach keine Zeit. Der Beruf, die Familie, der Jugendkreis, die Kirche nehmen uns zu sehr in Anspruch, so daß wir uns nicht auch noch um das öffentliche Wohl in Gemeinde, Kreis, Land oder Bund kümmern können.

Vielleicht liegt es aber nicht nur an der mangelnden Zeit, es könnte auch da und dort nur unsere Bequemlichkeit sein. Oder wir meinen wir hätten kein Talent dazu, diese oder jene Aufgabe zu übernehmen. –

Viele ehrenwerte und auch weniger gute Gründe mögen so manchen Zeitgenossen davon abhalten, Verantwortung im öffentlichen Bereich zu übernehmen. Ich möchte Ihnen ganz klar sagen: Wir Christen laden nicht nur Schuld auf uns, wenn wir als Politiker tätig sind, sondern auch dann, wenn wir uns um eine solche Aufgabe drücken.

Ich gebe zu, daß im politischen Alltag für einen Christen sehr schwierige Situationen entstehen können und gemeistert werden müssen. Wer gewählt werden will, muß nun einmal seine eigenen – persönlichen und parteilichen – Leistungen herausstellen, um bei den Leuten anzukommen. Einen andern Weg, an die Schalthebel der Macht zu gelangen, gibt es bekanntlich in einer Demokratie nicht. Und nur wer dort ankommt, kann überhaupt etwas ausrichten. Wobei Macht natürlich nicht als etwas Negatives, Schlechtes verstanden werden darf. Die Macht führt niemals zu Mißbrauch, wenn ich mein politisches Geschäft als einen Dienst auffasse.

Dienst an meinem Nächsten, an meinem Volk, aber eben auch Dienst für Gott. Hier darf sehr wohl das Wort aus 1. Korinther 9, 19 wegweisend sein. Es heißt dort: »Denn wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne.«

Natürlich weiß ich, wie sehr das Machthaben auch für Christen zur Gefahr werden kann. Wie sich Politiker, wenn sie an der Futterkrippe sitzen, gerne selbst zuerst bedienen. Das alles ist menschlich und ähnliches soll ja auch in christlichen Familien und Geschäftshäusern vorkommen.

Generalisieren, verallgemeinern dürfen wir aber im politischen Leben genau so wenig wie in andern Bereichen. Wir müssen Schuld und Sünde beim Namen nennen, versuchen, mit Gottes Hilfe sie auszumerzen und unsern Heiland demütig um Vergebung bitten.

Aus dem Glauben heraus politische Verantwortung zu übernehmen, heißt, ein Herz fassen und abspringen mit dem sicheren Wissen, in Gottes Hand zu fallen. Soweit Sie einen solchen Sprung noch nicht gewagt haben, möchte ich Ihnen dazu Mut machen. Die Sprungbreite und Sprungweite muß jeder selbst bestimmen.

Ich kann Ihnen nur aus meiner Erfahrung sagen, daß ich froh und glücklich bin, im Bereich der Politik als Bürgermeister, Kreisrat und Landtagsabgeordneter meinen Mitmenschen dienen zu können. Ich tue das sicher mit großer Unvollkommenheit und vielen menschlichen Fehlern, und ich tue es mit der äußersten Anstrengung aller meiner Kräfte und unter großen Opfern, welche vor allem von meiner Familie, bei einer 60- bis 80-Stunden-Woche, gebracht werden müssen.

Es gibt mühsame und holprige Wegstrecken in der unendlichen Weite der Politik, etwa auf den drei verschiedenen Ebenen, wo ich tätig sein darf. Aber es gibt noch mehr Erfreuliches zu berichten. Nur einem Menschen geholfen zu haben, daß er für den Rest seines Lebens eine Rente statt Fürsorge bekommt, kann so froh und dankbar machen, daß allein damit schon viel Unangenehmes ausgeglichen wird.

Oder, wenn Sie das Gesicht eines Dorfes so verändern dürfen, daß sich viele Menschen daran freuen und sich in einem solchen Ort wohlfühlen, dann kann man nicht anders als Gott dafür ein herzliches Dankeschön zu sagen.

Wenn ein Bürgermeister einer wasserarmen Gemeinde ein großes unterirdisches Wasservorkommen erschließen darf, dann kann man das der Findigkeit des Wünschelrutengängers oder vielleicht auch der gründlichen Vorbereitung durch den Geologen zuschreiben.

Ich selbst bin aber felsenfest davon überzeugt, es war in meinem Fall eine Gebetserhörung, als eine Bohrfirma so viel Wasser in der Talau meiner Gemeinde erschließen konnte, daß wir an Nachbargemeinden bis zum heutigen Tage große Mengen von dem köstlichen Naß für deren Versorgung abgeben können.

Obwohl ich sehr gut weiß, daß sich Gott von uns nichts abtrotzen läßt, möchte ich doch hier bekennen, daß ich gerade in meiner politischen Arbeit immer wieder in wunderbarer Weise die Kraft des Gebets spüren durfte.

Ich möchte das niemand beweisen, denn es gibt ja viele kluge Leute, die Gebetserhörungen ganz einfach als eine Verkettung glücklicher Umstände sehen.

Mein Anliegen heute und hier ist es, Ihnen zu sagen, daß Gott auch in den Bereich der Politik seine segnende Hand ausstreckt. Politik ist von sich aus weder christlich noch unchristlich. Aber Politik wird immer von Menschen für Menschen gemacht und da kommt es nicht in erster Linie auf die Parteizugehörigkeit, sondern vielmehr darauf an, in wessen Auftrag Sie handeln und wem Sie dienen wollen.

Christus hat uns dazu befreit, aus dem Glauben heraus politische Verantwortung in kleineren oder größeren Bereichen zu übernehmen.

»Suchet der Stadt Bestes« (Jer. 29, 7) ist eine Aufforderung, der wir uns als Christen nicht ohne Grund entziehen können. Lassen Sie mich schließen mit einem Gebet, das den Psalm 85 zum Inhalt hat: Herr, unser Gott, wir haben schon so oft deine Güte und Treue erfahren, auch dann, wenn wir verzweifeln wollten. Darum trauen wir auch jetzt wieder auf deine Zusage; du willst uns Hilfe zukommen lassen, mehr noch: Heil und Frieden. Du meinst damit nicht nur uns, sondern deine

ganze Welt. Darum freuen wir uns jetzt schon, daß du uns eine neue, heile Welt bescheren willst. Wir wollen auch weiter fröhlich auf dich warten, bis du alles wahrmachst, was du uns versprochen hast.

# Im Suchen nach Frieden und Gerechtigkeit

DR. GERHARD MAIER

## Christen als Salz und Licht der Welt

*In einem ersten Teil zeigte der Referent das Spannungsfeld auf, das mit den Begriffen Frieden und Gerechtigkeit umrissen ist. Müssen sich Christen nicht viel stärker für eine neue Gesellschaft einsetzen? Aber die Gründe, die für ein stärkeres Engagement sprechen, stoßen auf ebenso ernsthafte Gegengründe. Eine Lösung sei nur möglich, wenn man nach der Wegweisung der Bibel frage.*

### *II. Versuch einer biblischen Antwort*

#### *1. Christen haben einen Auftrag zu guten Werken*

Jesus sagt nicht: »Ich hoffe, ihr seid das Salz der Erde.« Er sagt auch nicht: »Versucht doch mal ein bißchen, Salz und Licht zu sein.« Er formuliert vielmehr wie selbstverständlich: »Ihr seid das Salz der Erde« – »Ihr seid das Licht der Welt«. Und ebenso selbstverständlich spricht er von »euren guten Werken«, die »die Leute sehen«. Wie kann Jesus so reden? Bevor wir diesem Geheimnis nicht auf die Spur gekommen sind, hat es keinen Sinn, weiterzuüberlegen. Nun enthüllt sich aber das Geheimnis, wenn wir das erste Wort zum Ausgangspunkt nehmen. »Ihr« – das sind seine Jünger. Wer Jesu Jünger geworden ist, lebt in seinem Kraftfeld, hat seine Weisung. Der muß sich nicht mehr aus Prinzipien ein Bild basteln, wobei ein anderer aus demselben Prinzip ganz andere Schlüsse zieht, sondern der bleibt in der Spur des Auftrags und der Verheißung Jesu, der bleibt ganz konkret bei den Geboten Jesu. Dann befragen wir auch, warum Jesus im Johannesevangelium als wichtigstes der guten Werke dies nennt: »Das ist Gottes Werk, daß ihr an den

glaubt, den er gesandt hat« (Joh. 6, 29). In unserem Glauben, in unserem Vertrauen zu Jesus also sind wir schon Salz und Licht geworden. Allerdings: Es geht um Menschen, die in Glaubensverbindung mit Jesus stehen, also um Menschen, die umgekehrt sind und Jesus als ihren Herrn und Retter aufgenommen haben. Ein Auftrag Jesu an andere wäre ganz sinnlos, da anderen jede Kraft zur Erfüllung fehlt.

Aber jetzt gilt es noch einmal, genauer hinzuhören. Jesus sagt nicht: »Ihr seid das Salz für die Gemeinde«, oder: »Ihr seid ein selbstgenügsames Licht.« Sondern die Jünger sind gerade das »Salz der Erde«, »das Licht der Welt«. Jesus will also der Erde das Salz geben, das sie entbehrt, nämlich in Gestalt der Jünger. Er will der dunklen Welt ein Licht anzünden, wiederum in Gestalt der Jünger. Das heißt doch: Jesus liebt diese dunkle, salzlose Welt. Er kennt ihre Sehnsucht. Auch ihre Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit. Und er möchte ihr seine Antwort, seine Lösung anbieten. Dazu hat er uns als Jünger mit beauftragt. Aber in welcher Richtung wird das konkret?

## *2. Christen rücken Gott, den Vater, ins Licht*

So lautet das Ziel dieses Jünger-Auftrags in der Welt: »daß sie euren Vater im Himmel preisen«.

An diesem Punkt fallen Grundentscheidungen für die Suche nach Gerechtigkeit und Frieden.

Zuerst wird mit ungeheurer Dynamik der Blick vom Menschen weg – und auf Gott hingewandt. Jede Problemlösung, die den Ausgangsfaktor Gott nicht in Rechnung stellt, wird zur falschen Lösung. Sollen die Menschen Frieden und Gerechtigkeit als Vollspeisung und nicht nur als Abspeisung erleben, dann müssen sie mit Gott in Kontakt kommen. Jeder Atheismus, und selbstverständlich jeder Marxismus, scheidet an dieser Stelle aus den ernsthaften Lösungen aus. Christen sind die Gegner jeder Anthropozentrik, sie denken und handeln theozentrisch. Frieden und Gerechtigkeit beginnen dann dort, wo Menschen sich persönlich durch Christus mit Gott versöhnen lassen. Umgekehrt bestimmt sich von da her, was »gute Werke« sind: nämlich ein Handeln, das Gott als den Vater ins Licht rückt! Alles, was diesem Maßstab nicht standhält, und sei es noch so edel, großartig und erscheint es noch so human, ist nicht »gutes Werk«, sondern verführerisches Werk, weil es zum Menschenruhm und zu Menschenvertrauen verführt.

Wir sagten: Christen rücken Gott, den Vater, ins Licht. Das zeigt sich nun weiter an ihrer Gemeinschaft, in der Art ihres Zusammenlebens.

In der Gemeinde ist der Ort, wo sie konkret Liebe üben. D. Bonhoeffer schrieb einst den Satz: »In der Beichte geschieht der Durchbruch zur Gemeinschaft.« Das heißt: Wo Menschen Sünde bekennen und sich Vergebung schenken lassen, dort erst beginnt Gemeinschaft von Menschen. Auch in unserem Abschnitt sagt Jesus ja nicht: »Du bist das Salz der Erde« – »Du bist das Licht der Welt«, sondern: »Ihr« seid es. Salz und Licht zu sein ist also an die Jünger-Gemeinde gebunden.

Und noch einmal wird diese Aussage durch das Bild von der »Stadt auf dem Berge« und durch die Mehrzahlform »euer« unterstrichen. Diese Feststellungen sind von eminenter Bedeutung für unser Thema vom »Suchen nach Frieden und Gerechtigkeit«. Denn in der Gemeinde ist es doch, wo Gott einen Vorschein, ein irdisches Licht der ewigen Gemeinschaft mit ihm anbietet. Wie er als Vater Gemeinschaft mit uns, den verlorenen Söhnen, aufgenommen hat, so leben in der Gemeinde Jesu begnadete Sünder. Es ist nicht ihre Aufgabe, ein frommes Mäntelchen anzuziehen und Fehler zu vertuschen. Nein, gerade in ihrer ständigen Abhängigkeit von der Vergebung ist die Gemeinde der Ort, wo Frieden und Gerechtigkeit mit Gott und den Menschen anbruchsweise vorkommen. Mußten wir oben sagen: Laßt euch Frieden mit Gott schenken, so müssen wir jetzt sagen: Haltet den geschenkten Frieden in eurer Gemeinde durch! Investiert hier konkret die gottgeschenkte Liebe! Dabei kommt es unter den Menschen der Gemeinde viel weniger auf das Empfangen von Licht und Liebe an, als auf das Ausstrahlen und Geben.

Christen geben also einen konkreten Beitrag zum Suchen nach Frieden und Gerechtigkeit, indem sie als Jünger Jesu in einer Gemeinschaft leben, und zwar als Beschenkte und Schenkende, nicht als Fordernde. Über die ersten Christen sagte man staunend: »Seht, wie haben sie einander so lieb.« Hier setzen wir Anfangspunkte für Frieden und Gerechtigkeit in einem umfassenden Sinn. Aber mehr als Anfangspunkte können es nicht sein. Warum? Das hängt mit dem folgenden zusammen:

### *3. Christen werfen Licht auf die Situation der Welt*

Jesus nennt seine Jünger »das Licht der Welt«. Am Licht erkennt man das Dunkel. Nur wer im Licht steht, weiß über beides – nämlich Licht und Dunkel – Bescheid. Daraus können wir den Schluß ziehen: Die Situation der Welt ist nur den Jüngern bekannt. Und zwar durch die Botschaft, mit der Gott sie ausgerüstet hat. Allein die Christen sind in

der Lage, Licht auf die Situation der Welt zu werfen. Ihnen ist eine göttliche Analyse anvertraut. Das ist eine einfache, aber ungeheure Tatsache, die wir bisher viel zu wenig geschätzt haben.

Christliche Situationserhellung hält folgendes fest: Der von Gott getrennte Mensch wird Frieden und Gerechtigkeit niemals im Vollsinn verwirklichen. Zwar rechnet Paulus beispielsweise mit echten Tugenden der Menschen, wenn er sagt: »Ist etwa eine Tugend, dem denkt nach!« (Phil. 4, 8). Andererseits schreibt derselbe Paulus »von dieser gegenwärtigen argen Welt« (Gal. 1, 4). Die Menschheit ist immer noch in der Hand zerstörerischer Mächte, des Satans, des Todes, des Hungers, der Krankheit, der Entfremdung. Sie kann sich sehnen nach Heil. Aber sie schafft es nie und nimmer. Sie kann nur soweit kommen wie der verlorene Sohn bei der Schweineherde: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.« Damit zerstieben im Licht der christlichen Botschaft alle utopischen und illusionären Bewegungen, die jetzt schon mit Menschenhänden ein Gottesreich bauen wollen. Gerade das ist ein Dienst der Christen, den außer ihnen niemand tun kann, daß sie die falschen Hoffnungen zerstören, die selbsternannten Messiasse durchleuchten, die nur Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit zurücklassen. Christen bringen also heilenden Realismus in die Suche nach Frieden und Gerechtigkeit ein.

Im Licht unserer Botschaft enthüllt sich ferner die gegenwärtige Welt als sterbende Welt. »Himmel und Erde werden vergehen«, sagt Jesus (Matth. 24, 35). Wer nur auf diese Welt zielt, dem wird es gehen wie dem Polarforscher, der seine Flagge auf einer Eisscholle hißt und im warmen Golfstrom mitsamt seiner Flagge versinkt. Unsere Kultur, unsere Gesellschaft und unser Leib sind ein Sein zum Tode. Es kann immer nur darum gehen, in einer vorläufigen, vergehenden Welt einen vorläufigen Frieden, eine vorläufige Gerechtigkeit ohne jeden Totalanspruch an den Menschen anzufangen. Christen bringen diese Nüchternheit ein.

Christen sind aber auch Herolde der kommenden Neuschöpfung. Sie denken voraus auf jenes Künftige hin. Sie vertrauen dem Herrn, daß er die Machtfrage endgültig entscheidet und alle zerstörerischen Mächte bei seiner Wiederkunft ausschaltet. Sie sind die Optimisten Gottes. Die Wunder, die sie im Gebet erleben, sind für sie leuchtende Vorzeichen und Vorgaben von Gottes kommendem Reich. Indem sie Licht auf die Situation werfen, bieten sie bei der Suche nach Frieden und Gerechtigkeit jene Hoffnungskraft an, die ein Gebet aus der Zeit um 120 n. Chr. in die Worte faßt: »Es komme die Gnade und es vergehe diese Welt!«

#### 4. Christen leben herausfordernd anders

Jesu zweites Wort: »Ihr seid das Salz der Erde«, ist schwerer verständlich. Was meint dieses Bild und was hat es mit unserem Thema zu tun? Soviel ist doch wohl eindeutig: Jesus versteht dieses Salz als gute Gabe für die Erde. Und auch das ergibt sich aus dem biblischen Zusammenhang: Es kann sich nicht darum handeln, die Erde für Gott »schmackhaft« zu machen. Denn diese Welt liegt so im Elend, ist so verstrickt in die Rebellion, daß nur Jesu versöhnendes Blut hilft, und zwar allein denen, »die an ihn glauben« (Joh. 3, 16).

Dann bleibt offenbar nur folgende Deutung übrig. Salz schmeckt man aus allen Speisen heraus, es hat einen anderen Geschmack als alles übrige. Und Salz beißt. Übertragen wir das auf die Christen, so ergibt sich: Christen sind anders als alle anderen. Und sie »beißen«, das heißt sie fordern andere in heilsamer Weise heraus. Deshalb formulierten wir die Überschrift: »Christen leben herausfordernd anders.« Dabei verstehe ich das »herausfordern« so, daß wir unsere Mitmenschen durch unsere Existenz anreizen, heraus aus der Welt und unter die gnädige Herrschaft Jesu zu treten. Denn wir gehören als Leute Jesu schon zur kommenden neuen Welt und bilden damit sozusagen die Gegenströmung zur gegenwärtigen sterbenden Welt. Sollte das nicht eine solche »Herausforderung« sein? Indem wir ferner schon Frieden mit Gott haben, bohren wir einen herausfordernden Stachel in das Gewissen der Mitmenschen, die noch nicht mit Gott versöhnt sind. Wir können uns das an dem Paulus-Wort klarmachen: »Ich will die, welche meine Stammverwandten sind, zum Nacheifern reizen und ihrer etliche retten« (Röm. 11, 14). Das alles hängt aber daran, daß wir als Christen tatsächlich anders sind. Gerade die Anpassung an die Welt wäre hier das Schlimmste, denn dadurch endet das »herausfordernde« Salz-Sein, und »Salz, das kraftlos wird«, sagt Jesus, »wird man hinausschütten«. Wir müssen also paradox formulieren, daß wir die Menschen umso mehr zu Gott hin reizen, je mehr wir es wagen, anders zu sein als die übrigen. Und erst aus der Lebensverbindung mit Gott, so haben wir ja gesehen, entstehen Anfangspunkte von Frieden und Gerechtigkeit im umfassenden Sinne.

Wie wirkt Salz? Nun stoßen wir auf eine überraschende Entdeckung. Salz erfüllt seine Aufgabe nur, wenn es zerstreut wird!

Aber was als Schwachheit erscheint – nämlich die bewußte Zerstreung des Salzes –, wird zur größten Chance. Denn gerade durch die Zerstreung dringen die Salzkörner überall ein. Übersetzen wir das Bild sofort in unsere Aufgabe als Christen. Gott zerstreut uns in alle Länder, alle

Gruppen, alle Berufe, alle Lebensumstände, daß wir überall wirken können. Wir leben unter denselben Bedingungen wie die übrigen Angehörigen unseres Landes, unserer Gruppe, unseres Berufes, unserer Lebensumstände. Aber wir leben unter denselben Bedingungen anders. Es gehört zu den Geheimnissen Gottes, daß er uns nur in der Verbindung zu Jesus Einheit schenkt. Wir haben aber als Christen im Felde der Politik, der Wirtschaft, der Kultur, der Gesellschaft keine Einheit. Wir können dadurch keine Partei und niemandes Bundesgenosse sein. Sogar der Satz, Christen gehörten an die Seite der Armen und Unterdrückten, ist in sozialer oder politischer Hinsicht falsch. Würde das geschehen, würden wir doch nur wieder unter die »Gesetze dieses Kosmos«, von denen Paulus spricht (Kol. 2, 20), gefangen. Aber indem wir keine Partei unter anderen Parteien sind, bleiben wir freie Leute Gottes, die in allen Parteien wirken, die wie Salzkörner überall hin Zutritt haben. So sind wir für alle Menschen da. Ich halte es für einen ganz entscheidenden Punkt, diese göttliche Diaspora-Ordnung anzuerkennen.

Wie geschieht das konkret? fragten wir. Salz hat in der Bibel mit dem Opfer zu tun (3. Mose 2, 13; Mark. 9, 49). So besteht unser Anderssein in erster Linie im Opfer für Gott und die Menschen. Auf einem Auto vor unserem Haus steht: »Atomkraft – nein danke!« Warum nicht »Auto – nein danke!«? Weil der Betreffende kein Atomwerk hat, sondern ein Auto. Was er selbst hat, will er nicht hergeben. Hier liegt unsere Chance. Wer Frieden und Gerechtigkeit aus biblischen Motiven in dieser Welt anstrebt, kann es im Grunde nur unter dem Gesichtspunkt des Opfers, des Verzichts tun. Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß jede ichbezogene Rechtsausübung auf dieser menschenvollen Erde die Belastung eines andern bedeutet. Dennoch hört man zur Zeit wenig von Pflichten und viel von Rechten. Hier schalten wir als Christen entscheidend um. Für Christen hat Lob und Ermutigung im Staat den Vorrang vor der Kritik. Eine christliche Frau kann um der Kinder willen auf ihre sogenannte Selbstverwirklichung verzichten und bewußt »Nur-Hausfrau« sein. Andere schimpfen auf die Kinderfeindlichkeit des Staates und weigern sich, Kinder aufzuziehen. Als Christen können wir Bequemlichkeit opfern und Kinder bekommen in dem Wissen, daß sie die Gesellschaft von morgen versorgen müssen.

### *5. Christen haben eine bewahrende Aufgabe*

Wenn Fleisch haltbar sein soll, wird es eingesalzen. Salz bewahrt. Was hat das für die Suche nach Frieden und Gerechtigkeit zu bedeuten?

Offenbar weist Jesus uns eine bewahrende Aufgabe zu, indem wir dem Bösen widerstehen, solange Gott diese vergehende Welt noch erhält. Natürlich kann keine Rede davon sein, daß wir die zerstörerischen Mächte aus der Welt drängen, bevor Jesus selbst wiederkommt. Aber in Gottes Bewahrungsordnung helfen wir mit, das Böse zu dämmen.

Eines der wichtigsten Mittel ist das Gebet. Es ist interessant, wie häufig das Gebet für Staat und Stadt in der Bibel vorkommt, von Jeremia 29 bis zu 1. Timotheus 2 mit der Aufforderung, »für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit zu beten«. Dieses Gebet bindet die zerstörerischen Mächte, daß sie nicht tun können, was sie wollen, und schenkt neue Chancen und neue Weisheit für die Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft. Auch den Übelständen begegnen wir zuerst mit Gebet. Bischof Kivengeres eindrückliche Schrift »Ich liebe Idi Amin« ist ein Zeugnis dieses Geistes. Jedermann kann prüfen, ob solche betende Liebe oder der Egoismus der Gruppen oder die Bomben und Maschinenpistolen des Terrors die besseren Waffen sind, um Frieden und Gerechtigkeit zu fördern.

Ein weiteres Mittel für unsere bewahrende Aufgabe ist die Treue zu den Geboten Gottes. Christen als Salz der Erde bilden gewissermaßen Gesundkerne, die von der Fäulnis der Moral nicht zerstört werden. Und Frieden und Gerechtigkeit sind – weltlich ausgedrückt – eben moralische Probleme. Durch den Heiligen Geist nehmen wir göttliche Gesundheitskräfte auf und die Gebote Gottes werden zum Lebensprogramm, von dessen Früchten unsere ganze Umwelt zehren kann. Man kann den Frieden und die Gerechtigkeit nicht schneller von der Erde nehmen, als indem man die Gebote Gottes auflöst.

Im Hinweis auf Gott und in Hingabe an seine Mission sind wir also Anfangspunkte für Frieden und Gerechtigkeit. Den Horizont unserer Arbeit beschreibt das berühmte Wort Augustins: »Wer zum Dienste Gottes hinzutritt, der wisse, daß er zur Kelter gekommen ist. Er wird bedrängt, zerstampft, niedergetreten, aber nicht, um in dieser Welt zugrunde zu gehen, sondern um hinüber zu fließen in die Weinkammern unseres Gottes.«

## Heil und Wohl in der gegenwärtigen Diskussion

Text: Offenbarung des Johannes, Kapitel 21, Verse 1 – 8

Ist das nicht bezeichnend für die Kirche und die Christen? »Im Suchen nach Frieden und Gerechtigkeit« – so heißt unser Thema und nun dieser Bibeltext als Antwort dazu. Soll das wirklich eine Antwort sein? Ist es nicht vielmehr eine Vertröstung? Vertröstung auf eine neue Erde, weil wir zu faul, zu selbstsüchtig oder zu feige sind, um die bestehenden Verhältnisse wirklich zu ändern?

Ist das nicht der alte Trick der Religion? Vertröstung auf ein kommendes, jenseitiges, nebelhaftes, ewiges Heil. Damit wird doch das Unheil: die Unterdrückung und Ausbeutung, die Ungerechtigkeit in jeder Form bestätigt und hingenommen.

Doch hören wir genau auf diesen biblischen Text: Hier wird nicht vertröstet, sondern getröstet, hier wird nicht bestätigt sondern umstürzend kritisiert, hier wird nicht resignierend hingenommen, sondern vielmehr atemberaubend Neues geschaffen. »Siehe, ich mache alles neu« – das ist die Antwort der Bibel auf unsere Suche nach Frieden und Gerechtigkeit. In drei Schritten wollen wir das entfalten:

### *1. Das Ende ist gewiß*

Das ist durchgängiges Zeugnis in der Bibel im Alten und Neuen Testament: Diese Welt geht ihrem Ende entgegen. »Der Tag des Herrn kommt gewiß« bezeugt Petrus. »Und ich sah . . .« schreibt Johannes. Er tut einen Blick in Gottes Plan. »Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen, und das Meer ist nicht mehr.«

Er will nicht damit drohen oder Furcht erzeugen. Im Gegenteil: Die Gewißheit vom Ende der Welt ist ihm und uns als Trost gegeben: Es wird nicht immer so weitergehen. Ungerechtigkeit und Friedlosigkeit werden ein Ende haben. Die Sehnsucht nach Gerechtigkeit – in allen Menschen da –, sie wird erfüllt werden.

Gott selbst wird das tun. Darin liegt der Trost. Er macht alles neu. Seine Schöpfung ist ihm nicht gleichgültig.

Gott selbst wird das tun. Darin liegt aber auch ernüchternde Kritik: Wir können diese neue Welt nicht schaffen. Wo wir Tränen abwischen,

da wird wieder geweint. Wo wir Frieden schließen, droht neuer Krieg. Wo wir Ungerechtigkeit bekämpfen, nistet sich neue Ungerechtigkeit ein. Nirgendwo wird unsere Unfähigkeit zu wirklicher Befriedigung der Welt deutlicher, als an unserer Hilflosigkeit gegenüber dem Tod. Wo er aber in Kraft bleibt, da sind alle Anstrengungen letztlich umsonst.

Nur Gott selbst kann und wird das tun – das ist die erste und entscheidende Antwort der Bibel auf unsere Anstrengung und Hoffnung, die neue, glückliche Welt zu schaffen.

## *2. Das Ende ist der Anfang*

Die Welt geht dem Ende entgegen – das biblische Zeugnis ist von einem anderen Klang durchweht als die düsteren Zukunftsprognosen, die heute zunehmend gehandelt werden. In immer neuen Schreckensbildern beschwören ernstzunehmende Wissenschaftler in unseren Tagen das unvermeidliche Ende der Welt in Katastrophen: Angefangen vom alles zerstörenden Atomkrieg, über die unvermeidlichen Folgen der Umweltverschmutzung, bis hin zur Selbstzerstörung der übertechnisierten Gesellschaft reichen die düsteren Voraussagen.

Die Welt geht ihrem Ende entgegen – das biblische Zeugnis hat einen atemberaubenden Weitblick. Nicht das Ende ist das Letzte: »Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde . . .« Das Ende ist der Anfang. Gott schafft neu. Nicht der Absturz in das Nichts, das Vergehen in Asche und Staub sind das Ziel der Welt und der Menschheit. Neues wird. Unvergleichbares, noch nie Gewesenes, der Art nach völlig Neues – Gott stellt nicht mehr nur wieder her, er nimmt nicht nur Teilreparaturen vor – er schafft neu. Das ist das Ende des Kosmos. Der Schöpfer schafft neu. Er läßt seine Schöpfung nicht zergehen; seine Treue ist das, was dieser Welt die Zukunft eröffnet.

Unser Text schildert diese Neuschöpfung in stockenden Bildern: »Das Meer ist nicht mehr« – die chaotische, bedrohende Urflut, Inbegriff drohender Vernichtung im Schöpfungsbericht 1. Mose 1 – in königlicher Gelassenheit heißt es: »ist nicht mehr«. »Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren . . .« – Die neue Welt wird von oben nach unten gebaut. Das neue Jerusalem, der Wohnsitz, die Regierungsstadt Gottes: . . . »bereitet wie eine geschmückte Braut ihrem Mann« – eine Freudenzeit wie bei einer Hochzeit bricht an. Liebe statt Gewalt, Miteinander – Gott bei den Menschen – statt des Gegeneinander, das sind die Grundlagen der neuen Schöpfung. »Der Brunnen des lebendigen Wassers« wird für alle umsonst fließen –

alle Lebensbedürfnisse sind in der Gegenwart Gottes gestillt. »Ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein« – die alte Nathansverheißung aus 2. Samuel 7, 14 wird erfüllt sein. »Und Gott wird sein alles in allem.«

Gott selbst wird das tun – darum ist diese Version keine vertröstende Selbsttäuschung. Er wird seine Schöpfermacht in dieser Neuschöpfung darstellen. Sein Erbarmen mit der verdorbenen Welt, das in Jesus Christus und seiner Auferweckung alle Begrenzungen durchbrochen hat, in der Neuschöpfung wird es zum Ziel kommen. Gott will nicht Verderben und Untergang, darauf hat er sein Wort verpfändet: Wo wir an das Ende kommen und die ganze Welt zwangsläufig darauf zusteuert, Gott kann mehr, er wandelt das Ende in den Neuanfang.

### *3. Gott selbst ist Anfang und Ende*

Ist dann nicht alle menschliche Bemühung umsonst? Sollen wir also die Hände in den Schoß legen und abwarten, unberührt vom Elend der vergehenden Welt, bis Gott dann handelt?

Die biblische Verheißung von der neuschaffenden Tat Gottes lähmt gerade unser Handeln nicht, sondern sie richtet solche Arbeit auf das Ziel aus. Das Evangelium von Jesus Christus als dem Ersten der neuen Schöpfung entläßt uns nicht in tatenloses Abwarten, sondern stellt uns in die tätige Nachfolge auf das Ziel, den Anfang Gottes.

»Wer überwindet, – besser: wer siegt – der wird es alles ererben . . .« Sieger aber ist zunächst der, der ans Ziel kommt. Das ist das Erste: Daß wir an das Ziel, nämlich zu Gott kommen, das ist das »Eine, was not ist«. Gegen alle Überbetonung der Tat wollen wir das unmißverständlich festhalten: Allein der Glaube rettet, das Vertrauen auf Gottes neuschaffende Wort – das allein bringt der Welt das Heil.

Der Sieger wird alles ererben – das ist selbstverständlich: Wer ans Ziel kommen will, der muß laufen, muß sich ausgeben und alle Kräfte einsetzen. So aber fängt das Neue an: Es sind nicht unsere eigenen Kräfte, die wir verausgaben; es ist Gottes Kraft, die uns zu solchem zeichenhaften Handeln tätiger Liebe befähigt. Wir dürfen Tränen abwischen unter Verweis auf Gottes Zusage, daß in der neuen Welt nicht mehr geweint wird, trösten, weil Gott selbst unser Trost werden will, Schmerz lindern, weil in Gottes neuer Welt vollkommenes Glück sein wird, Frieden stiften, weil Gott uns Jesus Christus zum Frieden gemacht hat und die Gerechtigkeit suchen, weil im neuen Himmel und auf der neuen Erde Gerechtigkeit wohnen wird. Selbst im Vergehen des Todes müssen wir nicht verstummen, sondern können Gottes endgültigen Sieg

über den Tod verkündigen, der uns jetzt schon in der Auferweckung Jesu Christi vorgestellt ist.

»Ach, sucht doch den, laßt alles stehn, die ihr das Heil begehret. Er ist der Herr und keiner mehr, der euch das Heil gewähret. Sucht ihn all Stund von Herzensgrund, sucht ihn allein, denn wohl wird sein dem, der ihn herzlich ehret.«

HANS EISSLER

## Die Utopie des Marxismus und die christliche Hoffnung

Sowohl die christliche Botschaft als auch die marxistische Ideologie gehen davon aus, daß der Mensch oder die Masse der Menschen im Elend und in der Knechtschaft lebt und sich nach Befreiung und Erlösung sehnt. Aber schon auf die Frage nach der Ursache des menschlichen Elends fallen die Antworten verschieden aus. Demgemäß werden auch zur Überwindung des Elends verschiedene Wege gewiesen, und das Ziel der Hoffnung ist für uns Christen ein anderes als für die Marxisten. Ich möchte versuchen, auf die drei Fragen: Was ist die Ursache unseres Elends? Wie wird unser Elend überwunden? Was ist das Ziel unserer Hoffnung? je eine marxistische und eine christliche Antwort zu geben.

### *I. Die Frage nach der Ursache des Elends*

a) Für die marxistische Ideologie stehen im Mittelpunkt des Interesses die ökonomischen Verhältnisse, das heißt die Fragen des Eigentums, der Arbeit, der Produktionsmittel usw., und damit dann auch die sozialen und politischen Verhältnisse. Nach Marx gab es einen idealen Urzustand des Menschen, der noch kein Privateigentum und deshalb keinen Egoismus kannte: der gesellschaftliche Mensch. Im Laufe der Geschichte habe, so meint Marx, eine Selbstentfremdung des Menschen stattgefunden, die mit der Arbeitsteilung und dem Aufkommen des Privateigentums begonnen habe. Die fortschreitende Arbeitsteilung zwingt den Menschen zur ausschließlichen Verrichtung von Teilhandlungen, wobei das Endprodukt aus seinem Gesichtskreis und seiner Verantwortung verschwindet. Der Mensch produziert nur noch Ware, seine Arbeitskraft wird schließlich zu Ware, die Kapital produziert, das ihn wiederum beherrscht und ausbeutet. So entsteht auch eine Entfremdung zwischen

den Menschen und ein fortwährender Kampf zwischen der Klasse der Unterdrücker und der Klasse der Unterdrückten. Die wirtschaftliche und soziale Ausbeutung und Beherrschung des Arbeiters und ganzer Völker durch das Kapital ist der Inbegriff dessen, was für Marxisten das Elend der Menschheit ausmacht. Der Kapitalismus, die ungerechte Verteilung der Güter dieser Erde, ist die Wurzel alles Übels. Letztlich: Marx kennt den Menschen als »ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen« auf Grund der Ausbildungs-, Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen, das heißt der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse.

b) Die Bibel sieht das Elend der Menschen umfassender und seine Ursache tiefer. Von den ersten Blättern des Alten Testaments bis zu den letzten des Neuen zieht sich wie ein roter Faden die Erkenntnis, daß unser Wohl und Wehe, unser Heil und Unheil davon abhängt, wie Gott zu uns steht und wie wir zu Gott stehen. Elend ist Gottesferne, Heil ist Daheimsein bei ihm. Gott spricht durch den Propheten Jeremia: »Mein Volk tut eine zwiefache Sünde: mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchrig sind und kein Wasser geben. Ist denn Israel ein Sklave oder unfrei geboren, daß er jedermanns Raub ist? Löwen brüllen über ihm, brüllen laut und verwüsten sein Land, und seine Städte werden verbrannt, so daß niemand darin wohnt . . . Das alles hast du dir doch selbst bereitet, weil du den Herrn, deinen Gott verläßt . . . Deine Bosheit ist schuld, daß du so geschlagen wirst, und dein Ungehorsam, daß du so gestraft wirst. Und du mußt innewerden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten, spricht Gott, der Herr Zebaoth.«

Menschliches Elend herrscht dort, wo der Mensch von Gott entfremdet ist, wo er in der Sünde, das heißt in der Gottesferne lebt. Sünde ist Trennung von Gott. Es gibt nur eine Sünde, und alle Sünde läuft darauf hinaus, daß man von Gott hinausläuft, mit ihm im Widerspruch lebt. Die Entfremdung von Gott ist der Urgrund aller Entfremdung des Menschen, auch der Entfremdung der Menschen untereinander.

Sicher gibt es Elendsumstände, in die der Mensch ohne seine Schuld und auch dann gerät, wenn er mit Gott im Frieden lebt, das heißt, daß Hunger, Unterdrückung und soziale Not auch dem begegnen, der Gott nicht weggelaufen ist. Aber das eigentliche Elend sitzt tiefer als in den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen, nämlich in der Friedlosigkeit des menschlichen Herzens, die ihren Grund in der Gottlosigkeit hat.

## II. Wie wird das Elend überwunden?

a) Die Antwort heißt Kampf um Befreiung, Umwerfung aller Verhältnisse, in denen der Mensch ein geknechtetes Wesen ist. Dieser Kampf ist ein politischer Kampf. Es ist die Revolution der unterdrückten Klasse, getragen von einer weltweiten Solidarität, ein Kampf, der notfalls mit Waffengewalt geführt wird. Im kommunistischen Manifest von Marx und Engels aus dem Jahre 1848 heißt es, das Proletariat müsse sich im Kampfe gegen die Bourgeoisie notwendig zur Klasse vereinen und gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufheben. »Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung«, heißt es da wörtlich. In seiner Rede über den Haager Kongreß sagt Marx: »Wir haben nicht behauptet, daß die Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen, überall dieselben seien. Wir wissen, daß man die Institutionen, die Sitten und die Traditionen der verschiedenen Länder berücksichtigen muß, und wir leugnen nicht, daß es Länder gibt, . . . wo die Arbeiter auf friedlichem Wege zu ihrem Ziel gelangen können. Wenn das wahr ist, müssen wir auch anerkennen, daß in den meisten Ländern des Kontinents der Hebel unserer Revolution die Gewalt sein muß; die Gewalt ist es, an die man eines Tages appellieren muß, um die Herrschaft der Arbeit zu errichten.«

Dieser Kampf wird nicht nur geführt durch den Einsatz großer Armeen, sondern auch durch die Bildung von Guerillaeinheiten. Und wo die Anwendung von Waffengewalt nicht opportun oder nicht notwendig erscheint, wird der Kampf um Befreiung ideologisch geführt durch Bildung und Unterstützung von marxistischen Parteien und Propagandaorganisationen und durch Bewußtseinsbildung im Sinne der sogenannten marxistischen Klassenanalyse. Diese Klassenanalyse teilt die Menschen in zwei große Lager ein, nämlich in Unterdrücker und Unterdrückte, mit dem Ziel, die Unterdrückten zur Teilnahme am Kampf um Befreiung zu motivieren.

Im Mittelpunkt aller dieser Bemühungen steht der Mensch und nur der Mensch. Es gibt keine andere Erlösung als die vom Menschen selbst erkämpfte Freiheit. »Es rettet uns kein höh'eres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun; uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun«, heißt es in der kommunistischen Internationalen.

b) Für Christen ist eine wahrhaftige Definition von Freiheit nicht denkbar ohne das Kreuz Jesu Christi. Es ist das große Zeichen der Versöh-

nung zwischen Gott und den Menschen, der werbende Ruf zur Umkehr, das Zeichen der Vergebung und der barmherzigen Liebe Gottes zu seiner irrenden, ins Elend geratenen Menschheit. »Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt« (Jes. 53).

Natürlich gibt es Freiheit als Gegensatz zur körperlichen Gefangenschaft in der Gefängniszelle, Freiheit von Hunger und materieller Not, auch von politischer Unterdrückung. Aber so wenig diese Nöte unser eigentliches Elend ausmachen, so wenig macht die Freiheit von diesen materiellen Nöten das Wesen menschlicher Freiheit aus. Ich weiß von Menschen, die todkrank und schlimmer gefesselt waren als im Kerker und dennoch frei und fröhlich waren, und von Menschen, die zum Tode verurteilt waren und ihm in großer Freiheit entgegengingen. Paulus schreibt (2. Kor. 4, 7 ff.): »Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um . . . Darum werden wir nicht müde, sondern ob auch unser äußerlicher Mensch verfällt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.« Ähnlich hat Luther in seiner Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« (1520, Abschnitt 3) gesagt: »Was hilft's der Seele, daß der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isset, trinkt, lebt, wie er will? Wiederum, was schadet das der Seele, daß der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, dürstet und leidet, wie er nicht gern wollte? Dieser Dinge reichert keines bis an die Seele, sie zu befreien oder fangen, fromm oder böse zu machen.« Es gibt eine Freiheit, die stärker und größer ist als die Freiheit von Ketten, von Hunger und von Krankheit. Das ist die Freiheit in Christus, die darin besteht, daß wir von Gott, dem Allerhöchsten, geliebt, versorgt, beschützt, ermutigt und getröstet werden.

Gerade darüber haben sich Marxisten immer wieder besonders geärgert. Sie meinen, dieser Glaube habe wie alle Religionen eine lähmende Wirkung, denn er halte die Unterdrückten davon ab, um ihre Freiheit auf dieser Erde zu kämpfen. Marx hat sehr anschaulich von den Ketten gesprochen, die den Menschen gefangenhalten, und er hat alle religiöse Hoffnung als Täuschung bezeichnet, die den Blumen gleiche, die der Mensch an seine Ketten gesteckt habe. Es gelte, diese Blumen zu zer-

pflücken, damit der Mensch die Kette als solche erkenne und sie abwerfe. Was wir Trost nennen, heißen die Marxisten Vertröstung.

### III. Was ist das Ziel der Hoffnung?

a) Die Marxisten träumen von einer friedlichen, harmonischen, eigentumslosen und klassenlosen Gesellschaft, in der »die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist«, wie es im Kommunistischen Manifest heißt. Auch wenn es sich nicht um eine völlig konfliktfreie Gesellschaft handeln wird, so stellt man sich doch vor, daß die Menschen so gerecht und friedlich sein werden, daß sich der Staat erübrigt, daß sich »der Reichtum der menschlichen Natur entwickelt«. Man wird, hat Marx im »Kapital«, seinem Hauptwerk, gemeint, die Arbeit schließlich nur noch freiwillig tun. »Das Reich der Freiheit beginnt erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört.«

Eine solche Idealvorstellung menschlicher Gesellschaft heißt man eine Utopie. Solche und ähnliche Utopien sind lange vor Marx entworfen worden. Diese Idee ist also keineswegs genuin marxistisch. Typisch marxistisch ist aber, daß diese Utopie durch einen weltweiten Kampf um Befreiung realisiert werden soll.

Negativ ist festzustellen, daß es für den Marxisten als Individuum keine Hoffnung gibt, die über seinen Tod hinausreicht. »Aber nichts ist so fremd und finster wie der Hieb, der jeden fällt«, sagt der Philosoph Ernst Bloch: »Die Kiefer des Todes zermalmen alles.« Nur sehr dunkel redet Bloch von einem »non omnis confundar« und dem »potentiell Adlerhaften der menschlichen Natur«, das emporsteige. Marxisten hoffen für ihre Nachkommen, für das spätere Menschengeschlecht, auf die klassenlose Gesellschaft, ihr eigenes Ich geht im Klassenbewußtsein auf.

b) Christliche Hoffnung ist Auferstehungshoffnung. Der 1. Petrusbrief der uns auffordert, jedermann Rechenschaft über unsere Hoffnung abzulegen, sagt: »Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel für euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit, welche bereit ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit . . . Ihr werdet euch

freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude.« Eine lebendige Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten! Damit ist unserer Hoffnung der eigentliche Stempel aufgedrückt. »Jesus lebt, mit ihm auch ich, Tod, wo sind nun deine Schrecken? Er, er lebt und wird auch mich von den Toten auferwecken.« Wahrscheinlich haben Sie alle die Gewalt der Osterbotschaft schon selbst erfahren, an einem Sterbebett, in einer Osterfeier zwischen den Gräbern: »Christ ist erstanden . . ., des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein.«

Weil Jesus Christus auferstanden ist und dem Tode die Macht genommen hat, glauben wir, daß er auch uns auferweckt von den Toten und hinein nimmt in die vollkommene Gemeinschaft mit Gott. Er wird unser Leben erneuern und alles Elend endgültig aufheben.

Und diese Hoffnung gilt nicht nur für unser persönliches Leben, sondern auch für die Erde und die ganze weltweite Gemeinde Jesu. »Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnt« (2. Petr. 3, 13). Die ganze Erde wird, ähnlich wie der Mensch, durch einen Tod hindurch neu geschaffen werden. »Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen . . . Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem . . . Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen« (Offbg. 21, 1–4). Das ist die Verheißung Gottes für unsere Zukunft und die Zukunft der Welt. Sie allein rechtfertigt Hoffnung. Christliche Hoffnung ist Auferstehungshoffnung für jeden von uns und für die ganze Erde.

»Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein.« Das ist eine urgewaltige Verheißung auf das Leben jenseits der Todeslinie, das ewige Leben, das keinen Tod, kein Leid, keinen Schrecken mehr kennt, ein Leben in der vollkommenen Gegenwart Gottes. Das ist in der Tat unser Ziel und unsere Hoffnung.

Diese Hoffnung strahlt so in unser gegenwärtiges Leben herein, daß sie uns hier schon in aller Unvollkommenheit frei und fröhlich macht. Ich kenne keine schönere Definition von Freiheit als die letzten Verse von Römer 8: »Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? . . . Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? . . . In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer

noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.«

Der 1. Petrusbrief, in dem so viel von Hoffnung die Rede ist, enthält auch zwei große Ermahnungen:

Die erste ist die Ermahnung zur Brüderlichkeit. »Bleibt nicht bei dem, was vormals war!« Gerade die Hoffnung muß unser Leben verwandeln zu »ungefärbter Bruderliebe«. »Leget nun ab alle Bosheit und allen Betrug und Heuchelei!« Es wäre Heuchelei, so zu tun, als wäre die marxistische Kritik an dem, was sie Kapitalismus heißen, insgesamt unberechtigt. Wir müssen uns auch von Marxisten kritisieren, herausfordern und zum Umdenken bewegen lassen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, daß sehr viele Menschen in großer Armut und wir in überschwenglichem Reichtum leben. Die Tatsache, daß die erste Christengemeinde in Jerusalem auch die Armen gleichmäßig an den Gütern hat teilhaben lassen, ist ein bemerkenswertes Beispiel dafür, daß das Evangelium von Jesus, wenn es recht verstanden wird, Menschen tatsächlich in diese Richtung bewegt.

Die zweite Ermahnung ist die zur Nüchternheit. »Seid nüchtern und wachet!« Im Zusammenhang mit unserem Thema geht diese Mahnung zur Nüchternheit wohl nach zwei Richtungen. Einmal soll uns die große Hoffnung, die uns verheißt ist, nicht in einen Zustand geistlicher Schwärmerei versetzen, der den Boden unter den Füßen verliert und darüber die handgreifliche, gegenwärtige Not der Welt, eben auch die materielle Not, aus den Augen verliert. Vielmehr soll uns unsere Hoffnung so frei und dankbar machen, daß wir mutig und nüchtern der Not dieser Welt ins Auge sehen und uns mit Verstand, Händen und Füßen für Gerechtigkeit und Freiheit einsetzen können, jeder nach seinen Gaben und Möglichkeiten. Wenn der Glaube nicht hier auf dieser Erde Früchte der Liebe trägt, wenn auch in aller Unvollkommenheit, dann hätten die Marxisten recht, die uns unrealistische Träumer und Verträster nennen. Die Ermahnung zur Nüchternheit gilt aber umgekehrt auch den Christen, die – vielleicht um dem Verdacht der Verträstung zu entgehen – ihren menschlichen Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit auf dieser Welt so in den Vordergrund stellen und so viel von ihm erhoffen, daß gewissermaßen Gott nichts mehr zu tun übrigbleibt. Wir müssen nüchtern sein im Blick auf die Möglichkeiten, die uns gegeben, und die Grenzen, die uns gesetzt sind.

## Die »soziale« Botschaft der Propheten als Ruf zur Ordnung des Gottesverhältnisses

### 1. Der Inhalt

Amos übt harte Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen seiner Zeit. Er nennt Unrecht Unrecht und er tut das nicht so diplomatisch, daß es keinem weh tut. Er prangert Unrecht an im Namen Gottes. Dazu sechs Stellen aus dem Amosbuch:

Er nennt es Unrecht, wenn da Bedürftige in Schuldsklaverei verkauft werden, nur weil sie ein einziges Paar Sandalen nicht bezahlen konnten. Das ist Unrecht vor Gott, obwohl rein juristisch nichts dagegen einzuwenden ist (2, 6).

Er nennt es Unrecht, daß den Leuten der Hauptstadt Samaria jedes Mittel recht ist, um Reichtümer in ihren Villen zu horten (3, 10).

Er nennt es Unrecht, wenn Luxus und Wohlstand nur durch überhöhte Pachtzinsen für das Lebensnotwendige zustande kommen (5, 11).

Er nennt es Unrecht, wenn vor Gericht erwiesene Unschuld nichts mehr zählt, wenn Bestechung den Prozeß entscheidet, wenn man Arme dort rigoros zur Strecke bringt (5, 12).

Er nennt es Unrecht, wenn der eigene Wohlstand jeden Blick auf das Elend anderer verstellt (6, 4–6).

Er nennt es Unrecht, wenn das Streben nach dem eigenen Profit jedes Maß verliert. Wenn selbst die Feiertagsruhe nur lästig ist, weil sie Geschäfte verhindert. Wenn man sich nicht scheut vor Mogelpackungen, überhöhten Preisen und falschen Gewichtsangaben, um die Verbraucher übers Ohr zu hauen (8, 4–6).

Alle diese Anklagen stimmen darin überein, daß einige es sich auf Kosten der anderen gut gehen lassen. Amos prangert nicht den Reichtum, den Wohlstand an. Das AT kann ja Reichtum und Wohlergehen geradezu als Folge des Segens Gottes sehen (1. Mose 30, 30; 5. Mose 28, 3–6)! Amos klagt in Gottes Namen die Art und Weise an, wie die Reichen zu ihrem Reichtum kommen. Nicht Reichtum ist Unrecht, sondern Ausbeutung. Die soziale Botschaft des Amos geht nicht aus von der Vorstellung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gleichheit aller. Sie wendet sich gegen ein Leben auf Kosten anderer. An einer Stelle allerdings spielt der Gleichheitsgedanke schon eine Rolle: Im Recht. Ungleichheit vor dem Gesetz ist Unrecht.

## 2. Der Auftrag

Wie kommt Amos zu dieser radikalen Gesellschaftskritik? Was bringt den gutsituierten Feigen- und Schafzüchter dazu, daß er den Mund aufmacht und soziale Mißstände beim Namen nennt? Ihn persönlich betreffen sie doch wohl gar nicht! Gott hat den Amos geradezu herausgerissen aus seinem bescheidenen Wohlstand: »Der Herr nahm mich ›von hinter der Herde weg‹ und sprach zu mir: Geh, weissage meinem Volk Israel!« (Amos 7, 15). Es ist nicht seine »soziale Einstellung«, die ihm die Zunge löst, es ist auch nicht die Wut auf die Reichen, es ist Gott, der ihn mit seiner Botschaft in Beschlag nimmt: »Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Gott der Herr redet, wer sollte nicht Prophet werden?« (Amos 3, 8). Amos ist ein Berufener! Einer wie Jona, der sich dem Ruf Gottes nicht entziehen kann.

Sein Prophetenamt bringt ihm weder Ansehen, noch materielle Vorteile, im Gegenteil: es wird ihm zur Last. Er leidet unter seinem Auftrag – wie Jeremia – in doppelter Weise: Er leidet an Gott, weil seine Fürbitte für sein Volk kein Gehör mehr findet. Er, der so harte Worte gegen Israel findet, tritt trotzdem fürbittend für Israel ein! Er leidet aber auch unter den Menschen, weil sie seine Botschaft abweisen, ihn sogar des Landes verweisen (7, 10–17). Amos ist alles andere als ein Hobby-Kritiker, der auf der sozialen Welle mitschwimmt. Seine Botschaft ist nicht nur unbequem für seine Hörer, sie ist in höchstem Maß unbequem für ihn selber!

Amos redet im Auftrag, nicht eigenmächtig; weil aber nicht eigenmächtig, deshalb vollmächtig. Er läßt sich von nichts und niemand seine Worte vorschreiben, allein das Wort Gottes ist Maßstab und Quelle seiner Worte. Er läßt sich nicht vor fremde Karren spannen, weil er diesen Maßstab hat, denselben, den wir auch haben!

Hast du einen Auftrag von Gott, öffentlich in seinem Namen Unrecht anzuprangern? Wenn ja, warum schweigst du? Wenn nein, warum redest du? Ist Gottes Wort auch dein Maßstab in diesem Reden?

## 3. Der Adressat

Gleich am Anfang des Buches geht es gar nicht um Israel, sondern um fremde Völker, und es werden für Vergehen Gottes Gerichte angesagt, die Israel gar nicht betroffen haben.

Es sind Verletzungen des Völkerrechts, der Menschenrechte, die Amos hier diesen Völkern im Namen Gottes vorhält. Auch in ihrem Verhältnis zueinander stehen die Völker unter einem Rechtsanspruch Gottes, dessen Mißachtung sein Gericht nach sich zieht. Amos betont immer

wieder das Schöpferrecht und die Schöpfermacht Gottes (4, 13; 5, 8; 9, 6). Weil Gott der Schöpfer der ganzen Welt ist, deshalb stehen auch die Völker unter seinem Recht und müssen sich vor ihm verantworten.

Für die eigentliche soziale Botschaft des Amos aber ist allein und ausschließlich Israel der Adressat. Für Israel gilt mehr als das Völkerrecht! Für Israel gilt das Recht, das Gott seinem auserwählten Volk gegeben hat. Die Sonderstellung Israels begründet auch die besondere Anklage: Aus allen Geschlechtern der Erde habe ich allein euch erkannt, darum will ich auch an euch heimsuchen all eure Sünde!« (3, 2). In der Erwählung liegt der Grund dafür, daß Gott Israel besonders zur Verantwortung zieht. So wie wir die eigenen Kinder strenger anfassen als fremde Kinder, so legt Gott an seine Kinder einen strengeren Maßstab an als an die Völker. Erwählung bedeutet besondere Verantwortung, besondere Indienstrafe.

Weil Gott Israel in seinen Bund hineingenommen hat, deshalb ist für Israel die erste Stelle immer schon besetzt. »Ich bin der Herr, dein Gott« (2. Mose 20, 2) – das ist der Obersatz über alles, was dieses Volk tut oder nicht tut. An diesem Leitsatz mißt Gott sein ganzes Verhalten. Aus dem ersten Gebot entspringt alle Anklage der Propheten: Der Götzendienst Israels verletzt das erste Gebot, weil es fremden Göttern den ersten Platz einräumt. Das unsoziale Verhalten verletzt das erste Gebot ganz genauso, weil es das eigene »Ich« an die erste Stelle setzt.

Amos, der Berufene, redet Israel als den Berufenen an. Die Berufung Israels müßte Auswirkungen haben, Auswirkungen im geistlichen wie im weltlichen Bereich. Aber merken Sie, daß Amos diese Unterscheidung in »geistlich« und »weltlich« gar nicht mitmacht? Alles steht für ihn unter dem einen Satz: »Ich bin der Herr dein Gott« (vgl. dazu Paulus in Kol. 3, 17!).

Wo ist unter uns noch die Rede vom Recht Gottes an seiner ganzen Schöpfung? Wo und wie wirkt sich unsere Berufung in unserem Alltag aus?

#### 4. Das Ziel

Was beabsichtigt Amos eigentlich mit seiner Kritik an den Zuständen in Israel? Er organisiert keine Demonstrationen. Er ruft nicht auf zur Gewalt wider die Gewaltigen. Seine überaus scharfe Analyse der Verhältnisse führt immer wieder zur selben Konsequenz: Er sagt Gottes Gericht über Israel an. Wenn wir uns nur den Zusammenhang ansehen, in dem seine soziale Botschaft steht, dann fällt auf, daß sie fast ausschließlich als Begründung des kommenden Gottesgerichts zu finden ist; jenes Gerichtes, das dann im Jahr 721 tatsächlich über das Nord-

reich Israel hereingebrochen ist (bzw. 597/587 über das Südreich Juda). Das kommende Gericht ist Antwort Gottes auf Israels Sünde, es kommt nicht grundlos. Es ist erschütternd, wie Amos Kapitel um Kapitel ständig dasselbe sagen muß: Gericht, Gericht und nochmals Gericht! Das soziale Unrecht ist wie ein Fieber, das anzeigt, daß eine sehr ernsthafte Krankheit vorliegt. Es ist nicht die Krankheit selber. Die liegt viel tiefer: Israel ist krank in seinem innersten Kern, in seinem Verhältnis zu Gott! Israel ist so krank, daß auf eine Besserung aus eigener Kraft gar nicht mehr zu hoffen ist. Nur noch eine radikale, schmerzhaft Operation Gottes kann es retten.

Gott hat es vorher lang anders versucht, aber seine Therapie schlug nicht an. Ständig kehrt da der gleiche Satz wieder: »Dennoch bekehrtet ihr euch nicht zu mir« (Am. 4, 6. 8. 9. 10. 11). Nun ist es zu spät, es bleibt nur noch das Gericht: »Reif zum Ende ist mein Volk Israel; ich will ihm nichts mehr übersehen« (Am. 8, 2).

Das Hauptziel der sozialen Botschaft des Propheten Amos und der anderen ist, zu zeigen, daß Israels Gottesverhältnis völlig zerstört ist. Israel hat sein eigenes Fundament untergraben.

Nur an einer einzigen Stelle bei Amos hat seine soziale Botschaft ein anderes Ziel. Ein einziges Mal ist sie nicht Begründung des kommenden Gerichts, sondern Bußruf. Ruf zur Umkehr. »So spricht der Herr zum Hause Israel: Suchet mich, so werdet ihr leben« (Am. 5, 4). Aber dieser Bußruf endet mit einem »vielleicht«: »Hasset das Böse und liebet das Gute, richtet das Recht auf im Tor, vielleicht wird der Herr, der Gott Zebaoth, doch gnädig sein denen, die von Joseph übrig bleiben« (Am. 5, 15).

Es fällt auf, daß wir bei allen Propheten, die vor den katastrophalen Zerstörungen Israels und Judas (721 bzw. 587) verkündigen, nur selten Bußrufe finden. Die Gerichtsankündigung überschattet alles. Allenfalls bei Jeremia nimmt der Bußruf einen größeren Raum ein, aber auch sein Ruf zur Umkehr blieb ohne Antwort. Aber auch hier, wo die soziale Botschaft einen Bußruf begründet, geht es in erster Linie um die Ordnung bzw. Unordnung des Gottesverhältnisses. Sie mahnt immer zur Umkehr zu Gott: »Suchet mich, so werdet ihr leben!«

In einem Zusammenhang aber fehlt die soziale Botschaft der Propheten völlig: Nie begegnet sie als Begründung oder Bedingung für ihre Heilsweissagungen! Es ist ausschließlich Gott, der das Reich wahrhafter Gerechtigkeit und wirklichen Friedens aufrichten wird.

Der neue Himmel und die neue Erde, von denen Jesaja weissagt (Jes. 65, 17), der neue Bund, den Jeremia verkündigt (Jer. 31, 31), der neue Tempel, den Hesekiel sieht (Hes. 40–48), die Zeit, in der man zugleich

ackern und ernten wird, von der das Ende des Amosbuches redet (Am. 9, 13), – all das wird ausschließlich Gottes Werk sein.

Müssen wir diese Krankheitszeichen eines gestörten Gottesverhältnisses nicht auch bei uns selber diagnostizieren? Wir leben noch in der Gnadenzeit, noch nicht in der Gerichtszeit, uns gilt 2. Korinther 6, 2 f.: »Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Und wir geben niemand ein Ärgernis.« Halten wir uns daran? Sagen wir ein deutliches Wort vom Wort Gottes her über alle menschlichen Versuche, die neue Erde selber zu bauen?

»So spricht der Herr: Wahret das Recht und übt Gerechtigkeit; denn mein Heil ist nahe, daß es komme, und meine Gerechtigkeit, daß sie offenbar werde« (Jes. 56, 1).

## In der Freiheit junger Menschen

KONRAD EISSLER

### Wem gehören wir?

Hier steht ein Motorrad. Es ist kein Mofa, kein Moped, kein Mokick. Wenn ich recht sehe, ist es ein Superbike, eine Pistenrakete, ein Zwischending zwischen Granate und Guillotine. Fragen Sie mich bitte nicht nach technischen Details: ob es mit Scheiben- oder Felgenbremsen arbeitet, ob es nur 180 Sachen macht oder die Schallmauer durchbricht, ob es mit Sprit oder Nesquick fährt. Meine Ahnungslosigkeit in Sachen Technik ist unvorstellbar. Wenn ich so lang wie technisch unbegabt wäre, könnte ich kniend den Mond abstauben. Die Fachfragen interessieren mich nicht, aber die Eigentumsfrage. Wem gehört die Yamaha? Ich kann sagen: Von einem Besitzer sehe ich nichts und von einem Eigentümer höre ich nichts, folglich gehört diese Maschine mir. Ich kann tun und lassen was ich will. Ich kann mir einen Integralhelm mit aerodynamischer Verschußautomatik besorgen, ich kann mir eine Lederpuppe für den Rücksitz zulegen, ich kann starten und Gas geben, ich kann den Leuten auf den Wecker fallen oder einen Crash-Test veranstalten. Über mein Eigentum verfüge ich. Mit meinem Eigentum rechne ich. An meinem Eigentum freue ich mich. Die Eigentumsfrage ist interessant, nicht nur beim Motorrad.

Hier sitzen junge Leute. Es sind keine Nieten, keine Nullen, keine Nichtse. Wenn ich recht sehe, sind es Twens und Jeans, ein Zwischending zwischen Hosenmatz und Superstar. Fragen Sie mich bitte nicht nach technischen Details, ob alle schwäbisch können oder nur deutsch verstehen, ob einige Äbler da sind oder sonst noch weitere Eingeborene, ob jeder einen rechtsgültigen Ausweis besitzt oder nur eine Hundemarke. Die Sachfragen interessieren mich nicht, aber die Eigentumsfrage. Wem gehören diese jungen Leute? Wem gehören Sie? Wem gehörst du? Manche sagen: Von einem Schöpfer sehe ich nichts und von einem Eigentümer höre ich nichts, folglich gehört dies mein Leben mir. Ich kann damit tun und lassen was ich will. Ich kann mich vollaufen lassen bis zum Deckelrand, ich kann rauchen wie ein Auspuffrohr, ich kann meinen Sozius an jedem Wochenende neu vergeben, ich kann mit voller Pulle hinein, ich kann die Leute überfahren oder selbst die Kurve kratzen. Über mein Eigentum verfüge ich. Mit meinem Eigentum rechne ich. An meinem Eigentum freue ich mich. Die Eigentumsfrage ist spannend. Wir müssen uns damit beschäftigen, und zwar am Beispiel der Josephsgeschichte.

Den Anfang möchte ich ihnen noch einmal in Erinnerung rufen. Die Familie Jakob war eine kinderreiche Familie. Heute gehört man schon mit drei Söhnen zu den Kinderreichen. Jakob hatte zwölf Söhne, eine halbe Kompanie. Das war Gabe, stolze Gabe, aber auch Aufgabe zugleich. Wer kann schon zwölf Bubenköpfe unter einen Familienhut bringen, wenn schon zwölf Lausbuben in einer Klasse ein Problem sind. Jeder hat seinen eigenen Charakter, jeder hat seinen eigenen Dickkopf. Nicht umsonst hing bei uns zuhause im Bubenzimmer der Wandspruch aus der Bibel: »Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen« (Ps. 133, 1). Wehe, wenn aus dem Beieinander ein Nebeneinander und dann ein Gegeneinander und Durcheinander wird. Wehe, wenn Brüder hintereinander kommen. Bei Jakob war es so. Josef entwickelte sich zum Angeber, der großspurig daherredete, und die Brüder spielten den Neidhammel, der andern nichts gönnt. Der Vater hatte auch kein pädagogisches Fingerspitzengefühl, als er nur einem von den Zwölfen einen roten Maßanzug schneidern ließ, während die andern in abgewetzten Hirtenhosen herumspazieren mußten.

Junge Leute haben für Ungerechtigkeiten eine besonders gute Antenne. Die anfänglichen Reibereien weiteten sich zum handfesten Familienkrach. Joseph wurde von seinen Brüdern kurzerhand an ismaelitische Händler verschachert. Diese geschäftstüchtigen Kameltreiber verschleppten ihn nach Ägypten und boten ihn auf dem nächsten Sklavenmarkt

zum Tagespreis feil. So gelangte er in das Haus Potiphars, in die Villa des Leibwachenchefs, des Scharfrichters und Gefängnisdirektors. Ob er dort viel Zeit zum Nachdenken hatte, weiß ich nicht. Aber es gab Stunden, in denen er mit sich und seiner Hausarbeit alleine war. Die Putzfragen interessierten ihn sicher nicht, aber die Eigentumsfrage. Joseph mag sich gefragt haben:

### *1. Wem gehöre ich?*

Früher gehörte ich meinem Vater. Das war eine glückliche Zeit als Nesthäkchen im Elternhaus. Aber dann geriet ich in die Gewalt meiner Brüder. Gegen ihren beißenden Spott und ihre harten Fäuste war ich machtlos. Und dann marschierte ich angebunden hinter Kamelen in die neue Gefangenschaft. Die fremden Menschen und die neuen Straßen waren furchtbar. Und dann kam ich unter die Fuchtel dieses Oberhenkers. Sklaven sind der letzte Dreck. Und wo werde ich morgen hinkommen? Immer war ich Objekt: für die Brüder Streitobjekt wie ein Zankapfel, für die Kameltreiber Handelsobjekt wie ein Orientteppich, für Potiphar Hausobjekt wie ein Sorghobesen. Immer bin ich Leibeigener. Immer bin ich Sklave. Immer bin ich nicht mein eigener Herr. Ich bin verraten und verkauft. Mir gehöre ich nicht.

Wir gehören uns auch nicht. Früher mag es glückliche Monate gegeben haben, als wir ganz den Eltern vertrauten und nur an ihrer Hand durchs Leben gingen. Aber dann wurden wir doch Brüder und Schwestern, Freunde und Bekannte, irgendwelchen Menschen hörig, die uns in ihre Abhängigkeit brachten. Und dann marschierten wir blind hinter Kamelen ins eigene Unglück. Und dann kamen wir unter die Fuchtel des Bösen: unter den Alkohol, unter die Droge, unter die Sexualität. Wir sind angebunden an unsere Triebe. Wir sind festgemacht an andere Menschen. Wir sind gekettet an den Kreislauf von Geburt und Tod. Wir sind die Objekte. Wir sind die Leibeigenen. Wir sind Sklaven. Wir sind verraten und verkauft. Die Bibel sagt: Wir sind Knechte der Sünde. Luther hatte schon recht, wenn er es so auslegte: wir sind keine Herren, sondern nur die Schlachtfelder zwischen den Herren. Wem gehören wir? Tausend Herren. Uns jedenfalls gehören wir nicht. – Joseph aber hört, und das ist der zweite Punkt:

### *2. Du gehörst mir!*

Das ist nicht die Stimme des Chefs, der einen Aufmüpfigen in die Schranken weist. Das ist auch nicht die Stimme der Chefin, die dem

jungen Mann schmeicheln will. Das ist überhaupt keines Menschen Stimme. Du gehörst mir! sagt Gott. Gleich dreimal steht hier: »Der Herr war mit ihm.« Doppelt genäht hält besser und dreimal genäht ist ganz sicher. Joseph gehen die Augen dafür auf, daß Gott mit ihm war, als ihn die Brüder in das Loch kegelten. Keine Tiefe, die er nicht ausloten könnte. Joseph geht ein Licht auf, daß Gott mit ihm war, als sie ihn nach Ägypten schleiften. Keine Grenze, die er nicht überschreiten könnte. Joseph merkt, daß Gott mit ihm war, als sie ihn in das Haus des Oberschlächters brachten. Kein Ort, den er nicht im Auge hätte. Joseph hört: Ich bin mit dir, deshalb gehörst du mir! Aber hat er sich nicht verhöhrt? In Ägypten ist es heiß und Halluzinationen sind an der Tagesordnung. Wieso ist Gott mit Joseph? Wir müssen zu seinem Urgroßvater Abraham zurückdenken. Gott sagte ihm: Ich bin mit dir! Dann müssen wir an seinen Großvater Isaak denken. Gott wiederholte ihm: Ich bin mit dir! Und dann müssen wir noch an seinen Vater Jakob denken. Gott bestätigte: Ich bin mit dir! Dreimal genäht hält ganz sicher. Diesem Umstand und der einfachen Tatsache, daß Gott Versprechen hält, verdankt Joseph, daß Gott mit ihm ist.

Solche Vorfahren sollte man haben. Aber wie, wenn man sie nicht hat? Du hast mehr als eine vornehme Abstammung. Du hast mehr als eine günstige Erbmasse. Du hast einen, in dem sämtliche Zusagen Abrahams, Isaaks und Jakobs zusammengenommen Ja und Amen sind. Du hast Jesus Christus. Er wurde nicht nur verraten und verkauft wie Joseph, sondern geschlagen und gehenkt wie ein Verbrecher. Am Kreuz auf dem Calvarienhügel hauchte er sein Leben aus. Aber aus dem Bündel von Gemeinheiten ist ein Segensbund für die ganze Welt geworden. Vom größten Scherbenhaufen dieser Erde her, von der Schädelstätte auf Golgatha hören wir es: Ich habe dich frei gekauft! Ich habe dich losgekauft! Ich bin mit dir! Vielleicht bist du mit einem Freund ganz tief gefallen. Seit ich in die Hölle hinabgestiegen bin, gibt es keine Tiefe mehr, die ich nicht ausloten könnte. Vielleicht leidest du an einer Schranke, die du nicht durchbrechen kannst. Seit ich die Todesschranke überschritten habe, gibt es keine Grenze mehr, die mich einengen könnte. Vielleicht fühlst du dich entsetzlich einsam und verlassen inmitten unter Tausenden. Seit ich inmitten einer Masse einsam am Kreuz erhöht worden bin, gibt es keinen Ort mehr, den ich nicht im Auge hätte. Ich bin mit dir. Paulus hat es so gesagt: »Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?« Uns allen ist es gesagt: Du gehörst mir. Und wenn andere Anspruch auf dich erheben: Du gehörst mir! Und wenn viele sich um

dich streiten: Du gehörst mir! – Jetzt weiß Joseph, und das ist das Dritte:

### 3. Was sich gehört.

Selbst in schwierigster Situation weiß er das. Noblesse oblige, Adel verpflichtet und Eigentum verpflichtet, auch wenn einem gehörig eingeheizt wird. Potiphars ansehnliche Frau warf ihre bestrickenden Blicke auf den jungen Mann. Er war auch ein Klasse-Typ, der sein tolles Aussehen von seiner Großmutter Rebekka und seiner Mutter Rahel geerbt hatte, die ausgesprochene Schönheiten waren. Bei den Moslems gilt Joseph heute noch als Schönheitsideal, und in der blumigen Sprache der persischen Poesie heißt er der »Mond Kanaans«. Sie war eine lebenshungrige Frau, die an der Seite ihres Mannes ausgebrannt war wie eine Schlacke. Das Feuer der Liebe war längst erloschen. Das aber sollte mit einer kleinen Romanze wieder entzündet werden. Das aber sollte mit einer harmlosen Liebelei wieder zur großen Liebe aufflammen. Ein Seitensprung muß doch dem Glück auf die Sprünge helfen. So nutzte diese Schlange die Gelegenheit, um nach ihm zu greifen. Aber er weigerte sich. Bitte hören sie genau hin: Er weigerte sich nicht: er wollte nicht. Josephs Blut kochte genau so wie unser Blut, wenn es in härteste Versuchung gerät. Er war kein Frauenverächter. Josephs Augen waren genau so geblendet wie unsere Augen, wenn wir schmutzige Illustrierte und gemeine Werbeposters anschauen. Joseph war kein Tugendbold. Josephs Ohren waren genau so geschmeichelt wie unsere Ohren, wenn uns einer zuflüstert: Du bist attraktiv! Joseph war kein Bravourstück männlicher Standfestigkeit. Natürlich wollte er, so wie jeder junge Mensch will, aber er weigerte sich. Er riß sich los. Er haute ab. Das war ein schwerer Kampf, den er gegen sich selber führte. Sein Rock blieb als falsches Beweisstück in den Händen der Versucherin. Er setzte nicht nur seinen Job, nicht nur seine Karriere, Joseph setzte sein Leben aufs Spiel. Er wollte lieber mit Gott in den Tod als ohne ihn in ein high life. Er wollte lieber mit Ehren ins Gefängnis als ehrlos in schwüle Salons. Lieber schutzlos als gottlos.

Auch wenn wir nicht besonders attraktiv sind, sondern nur eine mittelmäßige Figur haben, der Geist der Versuchung geht um. Auch wenn wir nicht dem Mond Kanaans gleichen, sondern eher einem Mondkalb, der Schatten jener Frau ist uns auf den Fersen. Es gibt keinen Platz, wo wir, vor Wind und Wetter geschützt, unseres Glaubens leben könnten. In der Klasse, bei der Party, auf dem Ausflug, vor dem Fernsehschirm, überall hören wir jene schmeichelnde Stimme: Her zu mir! Und Jesus

sagt: Du gehörst mir! Wer aber ihm gehört, weiß, was sich gehört. Wer zum Subjekt Gottes befördert worden ist, läßt sich nicht mehr zum Objekt der Menschen degradieren. Wer zum Kind Gottes geadelt wurde, ist sich als Stiefelknecht zu schade. Auch wenn es den Freund kostet, die Bekanntschaft, die ganze Clique: Um Jesu willen hau ab, laß los, wirf weg! Du magst viel verlieren, du wirst alles finden. So wie Joseph, der selbst im Zuchthaus Gnade fand. Gnade ist alles. Gnade ist Spitze. Mehr als Gnade brauchst du nicht. Deshalb noch einmal: Wir fragen: Wem gehören wir? Wir hören: »Ihr gehört mir!« Jetzt wissen wir, was sich gehört.

ROLF WOYKE

## Wo gehören wir hin?

Sehen wir die Organe und Gliedmaßen unseres menschlichen Körpers an und vergleichen sie, müssen wir sagen, daß sie wenig Gemeinsames haben. Vergleicht doch einmal das Auge mit einem Arm. Sehr viel Ähnlichkeit ist da in der Tat nicht zu entdecken. Und doch würde niemand auf die Idee kommen zu behaupten, Auge und Arm hätten nichts miteinander zu tun!

Worin liegt aber ihre Gemeinsamkeit?

1. Sie leben beide vom selben Blut, sind beide an denselben Blutkreislauf angeschlossen.

2. Jedes hat für sich eine besondere Funktion zu erfüllen.

Die Bibel vergleicht unser Leben als Christen in dieser Welt mit Organen und Gliedmaßen, die an einem Körper angewachsen sind und bestimmte Funktionen übernommen haben.

Christ ist ein Mensch nur, wenn er an den Blutkreislauf Jesu Christi angeschlossen ist, wenn er gerettet ist durch das Blut Jesu.

Das andere müssen wir aber nun in einem Atemzug hinzufügen: Wer das Blut Jesu Christi gelten läßt für sich, der gehört damit auch automatisch mit den anderen zusammen, die das Gleiche erlebt haben. Er ist untrennbar mit ihnen verbunden und hat in diesem Gesamtkörper der Gemeinde Jesu Christi bestimmte Funktionen zu übernehmen.

Jesus Christus hat uns nicht gerettet, damit wir in privater Seligkeit unser Leben mit ihm verbringen. Er hat uns mit anderen in einer Dienstgemeinschaft zusammengestellt.

Im Krieg hat es Soldaten gegeben, denen durch Granaten ein Bein oder ein Arm von ihrem Körper abgerissen worden ist. Unter wahnsinnigen Schmerzen haben sie das erlitten. Aber der abgerissene Arm oder das vom Körper getrennte Bein für sich genommen, hatte überhaupt keinen Wert mehr, hatte ja auch kein Leben mehr. Was soll man mit einem solchen Bein anfangen? Begraben! Sonst nichts.

Das müssen wir wissen und festhalten als Leute, die durch Jesus einen neuen Start in ein neues Leben bekommen haben:

*I. Auch jeder junge Christ ist durch seine Rettung aus der Macht der Sünde und des Satans unzertrennlich eingefügt in die Gemeinde des Herrn Jesus Christus, um dort in einer Dienstgemeinschaft bestimmte Funktionen zu übernehmen.*

Da habe ich doch ein furchtbares Monster gesehen, als ich über unser Thema von heute nachmittag nachdachte. Zunächst ist es mir in der Bibel gezeigt worden. Danach habe ich es tatsächlich auch in unserem Land gesehen; immer in der Gemeinde Jesu Christi.

Ich will euch die Sätze vorlesen, mit denen die Bibel uns dieses Ungeheuer schildert: 1. Korinther 12, 17–20.

Stellt euch dieses Monstrum vor: Ein ganzer Leib, nur Auge!

Ein ganzer Körper, der nur aus einem riesigen Ohr besteht!

Das ist ja nicht zum Ansehen! Das kann man doch nicht als Leib bezeichnen. Darüber kann man doch nur den Kopf schütteln.

So merkwürdig es ist: In der Gemeinde Jesu Christi scheint dieses Monster für normal angesehen zu werden. Nur ein Beispiel soll das Problem schlaglichtartig beleuchten: Wie es in der Bekleidungsbranche Modeerscheinungen gibt, so auch in der Gemeinde Jesu Christi.

Da kam in unseren Jugendkreisen die »Band«-Mode auf. Plötzlich fühlte sich jeder zweite auf die Bühne der Bandauftritte berufen. Zu gleicher Zeit blieben jedoch wichtigste Aufgaben im Bereich der Diakonie völlig liegen.

Woran liegt das? Eine Fehlkonstruktion im Plan Gottes? Wohl eher ein Akt des Ungehorsams derer, die sich zu Jesus als ihrem Herrn zählten. Gott setzt keine Modetrends in seiner Gemeinde durch. Für die Vielfalt seiner Aufgaben, die er durch die Gemeinde Jesu Christi getan haben will, hat er eine Fülle von originellen, verschiedenen Gaben zur Verfügung, die er in unser Leben gelegt hat, natürliche Gaben oder zusätzliche Gaben für bestimmte Aufgaben.

Ihr jungen Leute, wenn ihr Jünger Jesu seid, solltet es euch leisten, dieser satanischen Gefahr der Monsterbildung ins Auge zu sehen.

*II. Jesus Christus hat für jeden seiner Leute eine Aufgabe. Er gibt ihnen die Gaben dazu, diese Aufgabe auszuführen.*

Bleibt mit eurem Herrn Jesus Christus und anderen, erfahrenen Christen im Gespräch über die Funktionen, die ihr von Jesus her zu übernehmen habt. Es gibt ja ganz natürliche Aufgabenbereiche, in die unser Herr uns gestellt hat, in der Familie, in der Schule, im Beruf, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft. An diese Plätze sollen wir von Jesus her gehen und durch unser Verhalten und unser Reden Zeugnis ablegen von der Herrschaft des Herrn Jesus Christus.

Es gibt eine Vielzahl von Gruppen und Werken, von Angeboten an Veranstaltungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Evangelium weiterzusagen in der Welt, in der wir leben.

So schön das ist, sehe ich für junge Christen hier doch eine Gefahr. Viele von ihnen sehen sich von Gott durch dieses Angebot an eine herrliche Festtafel gesetzt und dazu eingeladen, von dem reichhaltigen Angebot geistlicher Leckereien die zu genießen, die ihnen im Augenblick am schmackhaftesten und attraktivsten erscheinen.

Man kommt dann schnell zu dem Urteil: Bei uns zu Hause in der Gemeindejugend, im CVJM oder EC oder wo es auch sein mag, ist es steif und langweilig. Woanders ist die Arbeit viel toller. Hier sind junge Leute in der Gefahr, auf einen faulen Trick des Teufels hereinzufallen.

Junge Leute, die sich so verhalten, haben nämlich nicht mitbekommen, daß die Vielgestaltigkeit der Gruppen im Reich Gottes kein Konsumangebot für Christen ist, aus dem man nach Belieben auswählen kann, sondern daß dies verschiedene Arbeitsfelder sind, auf die der Herr Jesus Christus seine Leute verteilt mit einer festen Platzanweisung.

Wo der Teufel es fertigbringt, die Leute Jesu von ihrem zugewiesenen Platz wegzumanövrieren, hat er gewonnenes Spiel. Fromme Genießer erträgt er gern, denn sie kommen Deserteuren des Reiches Gottes gleich, die ihren angewiesenen Platz auf eigene Faust verlassen. Nicht einverstanden ist der Satan mit Menschen, die unbeirrt auf ihrem Platz durchhalten, jedenfalls so lange, bis ihr Herr sie auf ein anderes Arbeitsfeld beruft.

*III. Nicht der Jünger Jesu bestimmt für sich den Ort, an dem er eingesetzt wird; Gott selbst verteilt Aufgaben und Arbeitsplätze.*

Die Fragen: »Wem gehören wir?« und »Wo gehören wir hin?« gehören eng zusammen.

Wenn Jesus für euch nicht nur der Heiland ist, der euch von der Macht der Sünde befreit, sondern wenn ihr auch bereit seid, ihm als dem Herrn

das Steuer eures Lebens zu überlassen, dann werdet ihr auch bereit sein, euch von diesem wunderbaren Herrn das Arbeitsfeld in der Gemeinde Jesu anweisen und seine Aufgaben für euch übertragen zu lassen.

Er hat sein Arbeitsfeld für jeden von euch und seine Aufgabe. Das heißt aber nicht, daß ihr nun alle Kraftreserven, die ihr habt, mobilisieren müßt, um diesen Platz auszufüllen.

Der den Auftrag gibt, liefert die Kraft zur Verwirklichung dieses Auftrags mit. Stellt euch vor: Diesem wunderbaren Herrn dürft ihr hören!

## Schlußkundgebung

PAUL DEITENBECK

Uns gehört alles!

Nehmen wir nicht den Mund zu voll, wenn wir so etwas behaupten? Hat Paulus nicht sein Konto überzogen bei der Aussage: Uns gehört alles? Nein. Denn wer Christi Eigentum ist, ist Miteigentümer in der großen Schöpferwerkstatt Gottes.

### *1. Das treibt ins Danken*

Ich habe ein geschenktes Leben. Jeden Morgen danken wir im Familienkreis für die fünf Sinne, für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Wärme, für Frieden in Haus und Land, für alle Wunder seiner Liebe in Schöpfung, Erlösung und Verheißung. Ich schwimme in einem Meer von Wundern, wenn ich mit wachen Sinnen den Reichtum alles Geschaffenen durchlebe. Aber das Staunen darf noch höher gehen: Mitten in dieser vielseitigen Schöpfung bin ich nicht allein.

Menschen an meiner Seite haben mein Leben geprägt und bereichert. Ich darf zurückblicken auf kostbare Erinnerungen. Ich darf nach vorn blicken in gespannten Erwartungen. Mein Leben soll in der unendlichen Weite von Schöpfung und Geschichte, von Natur und Kunst nicht spurlos verwehen. Ich kann mitgestalten als ein Beauftragter Gottes. Jeder von uns. Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat. Was sind wir doch für reiche Leute!

## *2. Danken schützt vor Verzauberung*

Unser natürliches Herz ist eine Götzenfabrik. Ständig sind wir in der Gefahr, uns an irgendetwas zu verlieren: An Menschen, an Hab und Gut, an Verhältnisse, an die vielen Werke in Natur und Kunst. Der Teufel möchte mich verzaubern durch Menschen und Dinge. Im Augenblick hänge ich dann fest. Aus einer schönen Nebensache wird dann die Hauptsache. Paulus sagt an einer anderen Stelle: Ich habe Freiheit, zu schaffen und zu genießen – es soll mich aber nichts gefangennehmen. Darum ist das Danken vor Gott ein großer Schutz gegen alle Verzauberung. Ich bleibe unter den Augen Jesu in der inneren Überlegenheit des Glaubens und der Liebe.

## *3. Danken macht erfinderisch*

Einmal zum Freude-machen in einer Welt, die so nach Freude hungert. Mit allem, was ich bin und habe, darf ich ein Gehilfe der Freude sein für die Menschen meiner Umgebung, angefangen vom Kartengruß bis zur Vermittlung einer Urlaubsreise. Dann das Tragen-helfen bei denen, die es nicht so gut wie wir haben. Mancher ist versehrt an Leib und Seele und kann nicht so wie wir Anteil haben an Gottes Gabenreichtum. Mancher ist einsam und wäre so dankbar für einen telefonischen Anruf, für einen Besuch, für eine Besorgung, für mittragende Fürbitte. Ich denke an das namenlose Herzeleid unglücklicher Menschen in zerrütteten Familienverhältnissen. Ich denke an die Millionen, die unter dem Existenzminimum leben, vor allem in der Dritten Welt. Ebenso bewegt uns das Geschick derer, die unter diktatorischen Regierungssystemen leben und Verfolgung erleiden, die nicht frei und unverboden wie wir unter dem Evangelium sich sammeln können. Hier ist jeder von uns aufgerufen, an seinem Teil und in seiner Umwelt mitzuhelfen, daß es anderen leichter werde zu leben, zu glauben und zu danken.

Uns gehört alles – unter den Augen Jesu. Was sind wir für reiche Leute als Angehörige Jesu Christi. Wir brauchen nicht als verkrampte Halbengel erscheinen, sondern dürfen dankbar Gottes Gaben in Gebrauch nehmen und sind als Christen befreit zu frohem, dankbarem Dienst an Gottes Geschöpfen.

Das will ich mir schreiben in Herz und Sinn,  
daß ich nicht für mich auf der Erde bin,  
daß ich die Liebe, von der ich lebe,  
dienend an andere weitergebe.

## Ihr gehört Christus

Wem die Wüste Sahara gehört, das war jahrhundertlang egal. Heute hat sie einen Wert. Wegen der Bodenschätze unter dem Sandmeer. Früher konnte man ruhig schlafen über den Fragen, wem die Sinaihalbinsel gehört, wem jeder einzelne Quadratmeter am Ussuri gehört, wem die Gehöfte auf den Golanhöhen gehören. Heute hält die ganze Welt den Atem an, wenn es um die Besitzfrage dieser Aufmarschgebiete geht.

Verglichen damit scheint doch wenig aufregend, zu klären, wem sie gehören. In unserer Welt zählt nur das, was politische Bedeutung hat. Diese politischen Bedeutsamkeiten haben ihren Rang. Sie bestimmen diese Welt, in die bei der Schöpfung doch Gott sein ganzes Herz gelegt hatte. Aber Sie persönlich haben vor Gott noch einmal einen ganz anderen Rang! In der Welt Gottes hält man den Atem an, wenn es um die eine Frage geht, ob Sie persönlich Christus gehören oder ob Sie ihm nicht gehören.

Wenn sie Christus gehören, dann ist alles gut. Dann brauchen sie keine Angst zu haben – vor morgen, vor sich selbst, vor der Politik. Denn dann gilt: Er, Christus, führet mich auf rechter Straße! Wenn sie Christus gehören, dann gilt ihnen noch im Todeserlösch: Ich, Christus, lebe und du sollst auch leben! Wenn sie Christus gehören, dann können sie selbst dem letzten Gericht Gottes zuversichtlich zugehen, da Jesus Christus bekennen wird: Vater, den darfst du nicht in die Hölle schicken. Für den komme ich auf. Wir beide gehören zusammen für deine Ewigkeit!

Es kann ja heute klar geworden sein, ob sie Christus gehören, gehören wollen, gehören können. Nämlich daran, ob Jesu Wort überhaupt Raum in uns gefunden hat oder ob es an uns vorbeirauschte. Können sie heute einen Anstoß Jesu für sich persönlich mitnehmen? Es geht doch nicht um Stimmungen, Massenbegeisterung, eindrucksvolle Referate. Konnte ihnen Jesus ein persönliches Wort geben?

Ich trage gerne einen sportlichen blauen Trenchcoat. Aber wenn ich den an der Garderobe abholen will, dann hängen da fünfzig gleiche Mäntel. Wir armen uniformierten Massenmenschen! Was denn wirklich der Meinige ist, das klärt sich allein am Inhalt der Taschen, so unbedeutend dieser Inhalt anderen Leuten vorkommen mag: ein Bleistiftrest, eine Fahrkarte. Aber ich erkenne daran: Dies ist mein Eigentum; der gehört mir!

Ob sie Christus gehören, das zeigt sich daran, daß er ihnen, den Alltagsmenschen und Alltagschristen, sein unscheinbares, aber unverwechselbares Wort »in die Tasche« stecken konnte. Wenn Christus ihnen heute ganz persönlich einen Impuls mitgegeben hat, dann ist unvorstellbarer Jubel im himmlischen Gemeindetag – wegen ihnen, allein wegen dir: Daß du Christus gehörst!

Die Eindrücke vom »GEMEINDETAG UNTER DEM WORT« 1978 auf dem Killesberg in Stuttgart wird man nicht rasch vergessen können. Die Messehallen konnten die Menschen nicht fassen. Der Jugendtreff in der Freilichtbühne war schon eine halbe Stunde vor Beginn hoffnungslos überfüllt. Rund um die 1500 Sitzplätze drängten sich mehr als 5000 junge Menschen. Einige wollten nicht am Rand im schlammigen Morast stehen. Sie kletterten auf Bäume. Manche studierten lange das rote Programmheft. Es war nicht leicht, aus dem reichhaltigen Programm in den verschiedenen Hallen nach seinem Geschmack auszuwählen. Wohin sollte man gehen? Wie gut, daß der Gesichtskreis der meisten Teilnehmer keine Enge kannte. Viele wollten am liebsten gleichzeitig in mehreren Hallen sein. Bei der Freiluft-Konferenz passierte eine Panne. Einer hatte vergessen, ein Rednerpult mitzubringen. Das tat der Veranstaltung sehr gut. Man sollte sich das merken. Jetzt mußte freihändig gesprochen werden. Kurz und bündig waren die Beiträge. Schon am Morgen war der letzte Platz besetzt. Und viele standen. — Zum Abschluß sammelten sich über 50000 Teilnehmer im Tal der Rosen. Auf der Wetterseite war der Himmel grau verhangen. Besorgt schauten einige zu den dunklen Wolken. Doch an diesem Tag fiel kein Regen.

Was bleibt vom Gemeindetag 1978? Dieses Buch mit den Ansprachen des Gemeindetags zeigt, wie es in allen Hallen um die Herrschaft Gottes heute ging. Jesus Christus sammelt und beruft seine Gemeinde. Wo wir auch in der Welt unsere Aufgaben haben, wir gehören allein Jesus Christus. Niemand sonst! Tausende haben vom Gemeindetag das leuchtend rote Plakat mitgenommen: **Werdet nicht der Menschen Knechte! Ihr seid teuer erkaufte. Aber auch Gemeinschaft wurde erlebt.** Nicht, daß man in großer Enge in einer überfüllten Halle saß. Viel tiefer wurde die Gemeinschaft dort erlebt, wo sich Menschen — über alle Gräben hinweg — unter dem Kreuz Jesu trafen, seinem Wort vertrauten und ihm gehorchten. Von dieser wahren Einheit der Gemeinde Jesu unter seinem Wort legte dieser Gemeindetag Zeugnis ab.